



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





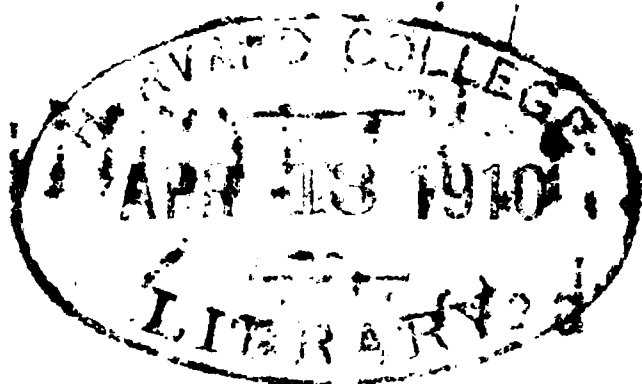


Briefe,  
die  
Neueste Litteratur  
betreffend.



VII ter Theil.  
Berlin, 1760.  
Bey Friedrich Nicolai.

BP 362.2.3



G. F. Parkman fund

---

## Innhalt der Briefe des siebenten Theils.

**Hundert und funfzehnter Brief.** Der Verfasser der letzten Gespräche des Sokrates, hat desselben Charakter gänzlich verfehlt. S. 3

**Hundert und sechzehnter Brief.** Daher redet auch der deutsche Sokrates ganz anders als der Griechische. Von der Unterredung mit dem Aristophanes. S. 12

**Hundert und siebenzehnter Brief.** Von dieses Verfassers elender Art zu dialogiren. Beispiele davon. S. 33

**Hundert und achtzehnter Brief.** Von der Schutzrede, die Hr. W. seinen Sokrates halten läßt. Die Schutzrede des Sokrates beym Plato ist von weit anderer Beschaffenheit. S. 36

**Hundert und neunzehnter Brief.** Von dem Plan den Diderot zu einem Trauerspiele über den Tod des Sokrates gegeben hat. Kurzes Urtheil über Thomsons Sokrates.

**Hundert und zwanzigster Brief.** Beurtheilung der Beiträge zur Pseudepistologie von Herrn Chemnitz. S. 65

**Hundert und ein und zwanzigster Brief.** Von schlechten und mittelmässigen Schriftstellern. Beurtheilung der Fabeln aus dem Alterthume. S. 81

**Zun**

---

**Hundert und zwey und zwanzigster Brief.** Beurtheilung der Rabenschen Uebersetzung des Mischnah. S. 97.

**Hundert drey und zwanzig und hundert vier und zwanzigster Brief.** Beurtheilung des Trauerspiels *Elementine von Porretta*, vom Herrn Wieland. S. 113. 145.

**Hundert fünf und zwanzigster Brief.** Von des Herrn von Premontval *Preservatif contre la Corruption de la langue françoise*. S. 150

**Hundert und sechs und zwanzigster Brief.** Von Herrn Wihofs Gedichte, der moralischen Kerker. S. 163

**Hundert und sieben und zwanzigster Brief.** Von Hermann Arels Lessingischen Andropischen Fabeln. S. 176

---

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

Siebenter Theil.



---

**Hundert und zwey und zwanzigster Brief.** Beurtheilung der Rabenschen Uebersetzung des Mischnah. S. 97.

**Hundert drey und zwanzig und hundert vier und zwanzigster Brief.** Beurtheilung des Trauerspiels *Elementine* von Porretta, vom Herrn Wieland. S. 113. 145.

**Hundert fünf und zwanzigster Brief.** Von des Herrn von Premontrual *Preservatif contre la Corruption de la langue françoise.* S. 150

**Hundert und sechs und zwanzigster Brief.** Von Herrn Wichofs Gedichte, der moralischen Rezer. S. 163

**Hundert und sieben und zwanzigster Brief.** Von Hermann Arles Lessingischen *Andropischen Fabeln.* S. 176

---

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

Siebenter Theil



# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XXVII. Den 3. Julius. 1760.

---

## Hundert und funfzehenter Brief.

Der Sohn des Sophroniscus hat dieses mahl mehr als einen Schriftsteller beschäftigt. Ausser den Denkwürdigkeiten, die ich Ihnen lezthin empfahlen, hat ein gewisser W. . . die lezten Gespräche Socrates und seiner Freunde, zwey und dreyssig an der Zahl, geschrieben, und zu Zürich bey Orell und Compagnie drucken lassen. Was meinen Sie? Zwey und dreyssig socratiche Gespräche, alle von eigener Erfindung, ohne dem Xenophon oder dem Plato im geringsten nachgeahmt zu haben, alle vermuthlich so interessanten Inhalts, als Platons, Apologie, Criton und Phädon, denn es sind die lezten Gespräche Socrates und seiner Freunde, — was für Erwartung muß ein

Siebenter Theil.                      H 2                      solches

solches Werk bey einem Deutschen erregen, dessen angenehmste Beschäftigung ist, sich von Socrates zu unterhalten? — Was noch mehr? der Anfangsbuchstabe W., und der Ort Zürich, schien mir einen Mann zu verrathen, der in Athen nicht anders, als in seinem Vaterlande zu Hause ist, und ins besondere beym Plato, so zu sagen, in die Schule gegangen seyn muß; denn wer beruft sich mehr auf die Alten, als die Herren Zürcher, und wer unter den Zürchern mehr auf den Plato, als Herr Wieland? — Mit diesen Hoffnungen schmeichelte mir das Titelblatt, und ich laß — aber nicht weit; denn ich fand mich nur gar zu bald betrogen. Unmöglich kann Wieland der Verfasser seyn; denn Wieland muß wenigstens wissen, wer Socrates und seine Freunde gewesen, und was ein socratiches Gespräch sey?

Stellen Sie sich vor, Sie befänden sich auf einem Parterre; (denn Sie müssen wissen, daß diese Gespräche zu einem Trauerspiele angelegt gewesen, und noch ist einige Merkmale ihrer vorigen Bestimmung an sich tragen),  
 S. 2 der



~~Platon's Apologie~~

Der Vorhang würde aufgezogen, und ein alter unscheinbarer Mann, der aus einer öffentlichen Versammlung des Volks tritt, öffnete die Scene mit folgenden Worten: „Nicht umsonst hat man mich gewarnt, als ich vorhatte, in diese ungestüme Versammlung zu gehen, welche ihre Schweichler, das weise und mächtige Athen betiteln, die Weisheit aber nur als einen lauten Auf- rührer gegen ihre geheiligte Gesetze betrachtet. O ihr unsterblichen Götter, mit welcher ehren Banden habet ihr den Befestigten an den Ort seiner Geburt geheftet! Beschwehrde, Armuth, Verachtung, ja was noch unendlich schwerer, als dieses alles zu ertragen ist, Tollheit, Raserey, und das Laster selbst u. s. w.“ — Was dächten Sie wohl, wen dieser lieblose Mann vorstellen will? den Socrates? — O auf diesem wären Sie unmöglich gekommen! — Erstlich ist der Sohn des Sophroniscus sein Leben lang in keine öffentliche Versammlung gekommen, und zwar aus sehr triftigen Ursachen, wie er in seiner Apologie sich deutlich genug

A 3

erklärt

erkläret; Zweitens, hat der Weiseste unter allen Griechen, sich niemals so harte und lieblose Urtheile erlaubt. Er war menschlich genug, menschliche Schwachheiten zu ertragen, und von der Misanthropie, nach seinem eigenen Ausdrucke, eben so sehr entfernt, als von der Misologie. Ueber Armuth konnte er sich nicht beschwehren, denn er hatte sie freywillig gewählt. Beschwerden, Armuth, Verachtung! Was für Klagen in dem Munde eines Socrates! Lieber möchte ich einen Alexander über das Ungemach des Kriegs klagen hören!

Athen nennet der deutsche Socrates grade weg einen Saufen Aufrührer gegen die Gesetze. Wie wild! wie ausgelassen! So allgemein und so unglimpflich hat der griechische Weltweise niemals geurtheilt. „Wenn ich einen von euch begegne, sagte dieser zu seinen Richtern, die er auf keinerlei Weise schonete, so rede ich ihn an, vorstreflicher Mann! du bist ein Bürger zu Athen, in einer Stadt, die an Weisheit und an Macht die größte und berühmteste

**„ste ist, und du schämest dich nicht  
„dein Tichten und Trachten auf über-  
„mäßige Reichthümer, Ruhm und An-  
„sehen zu verwenden, ohne dich um  
„Weisheit, Wahrheit, und Besserung de-  
„ner Seele im geringsten zu beküm-  
„mern?“**

**So redete der Grieche, und der über-  
strenge Deutsche sagt, die Schmeichler  
nenneten Athen, die weise und mächtige  
Stadt. —**

**Das Todesurtheil war ihm schon gespro-  
chen, und Socrates blieb in der Hochachtung  
gegen seine Vaterstadt noch so unveränderlich,  
daß er es für Hochverrath hielt, sich dem  
ungerechtesten Urtheile seiner Nebenbürger zu  
entziehen, und für Undankbarkeit, sich darüber  
zu beschwehren. Wer den Criton des Plato  
gelesen, der weiß, mit welcher göttlichen Be-  
redsamkeit sich Socrates wider den Crito-  
der Vaterstadt angenommen. Der härteste  
Ausdruck, wider die Athenienser, der ihm in  
der letzten Stunde entfahren, war dieser:  
„Simmiass! rede mir nicht mehr von den**

**„Atheniensern, denn sie wissen nicht, wer sich,  
„nach dem Tode sehnt, noch wer ihn ver-  
„dient. „Wir haben ist von andern Dingen.  
„zu reden, setzt er hinzu, *καίγω αὐτοῖς  
„μίσος.“***

**An dieser Sanftmuth erkenne ich den Wei-  
sen, aber nicht an dem Ungestüme, mit wela-  
chem ihm Herr W. zu athenensischen Vor-  
stehern sagen läßt: „Wenn das Verderben in  
„einem Staate die Oberhand gewinnt; so ist  
„es eines jeden ehrlichen Mannes Pflicht,  
„denselben nach allen seinen Kräften zu keu-  
„ren. Es ist Hochverrath, wenn er dieses  
„unterläßt,“ worüber er ihn in der Folge sich  
noch deutlicher erklären läßt: „Ich rede vom  
„dem Vorzug, welchen die Großen bey allem  
„Anlässen ihren eigenen Angelegenheiten über  
„die wahre Wohlfarth des Staats beylegen.  
„Sie gehen in der Republic auf. Heute  
„aus, wie in einem eroberten Lande, und  
„ein jedes neues Amt, welches sie erhaschen,  
„ist die Frucht ihrer neuen Arglist, durch  
„welchen sie endlich das gemeine Wesen zu  
„ihrem Eigenthume gemacht haben.“**

**Ueber**

9  
 Vorhaupt läßt Herr M. seinen Socrates, bey allen Gelegenheiten die Regierung feinet Vaterstadt tadeln, und seinen Freunden und Nebenbürgern mit verhaßten Farben abmalen. Solche Denckungsart möchte einem Cato, einem Brutus, und allenfalls einem Cicero anstehen, aber Socrates ist mir von einer ganz andern Seite bekannt. Er hüthete sich, jemals von öffentlichen Angelegenheiten zu reden, oder von der Staatsverfassung Athens, seine wahre Meinung zu sagen. „Vielleicht,“ dürfte es ungereimt scheinen, sprach er zu seinen Richtern, daß ich einzelnen Bürgern nachlaufe, um sie zu vermahnem, und mich noch nie in eine öffentliche Versammlung gewagt habe, der gesamten Bürgerschaft zu rathen. — Doch ihr wißet, Atheniensier! wenn ich mich in euer öffentliche Handel gemischt hätte, so wäre es längst um mich geschehen gewesen, und ich hätte weder euch, noch mir den geringsten Nutzen gestiftet. Werdet nicht ungehalten, wenn ich die Wahrheit rede. Der macht es gewiß, nicht lange, hot sich euch, oder einem an-



„dern Dolle öffentlich widersezt, und durchaus  
 „in Staatsangelegenheiten keine Ungerechtig-  
 „keit oder Unbilligkeit zu dulden gedenkt. Wer  
 „für die Gerechtigkeit streiten, und nicht so  
 „gleich umkommen will, der muß alle Staats-  
 „angelegenheiten meiden, sich unter Privats-  
 „leuten halten, und bloß mit Privathandel  
 „abgeben. Ich kann euch hiervon grosse Zeug-  
 „nisse anführen, keine Vernunftgründe, son-  
 „dern (was ihr höher schäzset) Begebenheits-  
 „ten u. s. w.“ —

Unser deutsche Socrates ist auch weit so  
 unwissend nicht in seinen Augen, als der  
 Griechische gewesen. Die grossen Worte  
 Weisheit und Tugend, führt er beständig  
 im Munde; redet von sich beständig wie von  
 einer dritten Person, der Weise; ist über-  
 mützig genug, einen Menschen, der ihn  
 eigensinnig schilt, zu antworten. „Es ist  
 „nur die Schuld der Thoren, wenn der  
 „Weise sonderbar, oder eigensinnig scheint, &  
 „stolz genug, zu einem Priester der Minerva  
 zu sagen: „Ich habe mein ganzes Leben der  
 „Betrachtung der Weisheit geweiht, welche  
 die

„die beständige Bemühung der Minerva ist.  
 „Ich bin in ihren geheimen, in ihren  
 „vertrautesten Umgange mehr Tage ge-  
 „wesen, als du vielleicht Stunden in  
 „ihrem Tempel zugebracht. (O des un-  
 „verschämten Prahlers!) und eitel genug, sich  
 von seinen Schülern Elogen vorschmeicheln  
 zu lassen, die ein ehrlicher Mann, ohne zu  
 erröthen, weder sagen noch anhören kann. —  
 — Plato wollte in seinen Tischgesprächen  
 den Socrates vom Alcibiades loben lassen.  
 Was für Kunst hat der Mann gebraucht,  
 bey dieser Gelegenheit alle Unanständigkeiten  
 zu vermeiden! Er läßt den Alcibiades halb  
 berauscht in die Versammlung kommen, da-  
 mit ihm desto mehr Freyheit geziemen, und  
 vom Socrates selbst gelassen werden könnte.  
 „Du, spricht er zum Socrates, laß mich  
 „ausreden. Ich rede die Wahrheit, und das  
 „wirst du mir hoffentlich nicht verbieten.  
 „Wein und Jugend sind beyde freymüthig,  
 „und lieben die Wahrheit; — Laß mich nur  
 „ausreden. u. s. w.“ Diese Anstalten braucht  
 Herr W. überall nicht. Die Freunde So-  
 crates

crates sind ihm Leute, die ihren Lehrer vergöttern, und Socrates selbst, ein Mann, der sich nicht ungerne vergöttern läßt. — Er wollte seinen Vorgängern den Platon und Xenophons nichts zu verdanken haben, und war vielleicht eigensinnig genug, nicht einmal die Charaktere der Hauptpersonen von ihnen zu borgen.

D.

### Hundert und sechzehnter Brief.

„Die Sprache des Socrates, sagt Alcibiades beym Plato, gleicht vollkommen einem hohlen Satyr, der dem Hülfe einer Gottheit zur Schale dienet. Wer ihn das erste mal reden höret, dem möchte er lächerlich scheinen, denn alle seine Worte und Reden sind wie in dem Felle eines plumphen Satyrs eingehüllet. Er redet von niedrigen und gemeinen Dingen, und seine Beyspiele sind alle aus den Werkstätten verschiedener Künstler, also, daß Leute, die ihn nicht recht verstehen, über ihn lachen müssen. Wer aber durch die Schale hindurch,

„durch, bis auf den Kern bringet, der nicht  
 „einen grossen Sinn, eine innere Seele ge-  
 „war; der findet das Göttliche darinnen,  
 „welches vortrefliche Tugend lehren, und  
 „höchstnützliche Vorschriften des Guten und  
 „schönen enthält.“ Unser deutscher Plato  
 aber Herr W. giebt seinem Socrates eine  
 blühmigte und stolzierende Sprache, die  
 den plumpen Satyr von aussen ganz verlenge-  
 ret, aber von innen nur desto mehr ver-  
 stärkt. Der keise Eigensinn, und der uner-  
 mögliche Stolz, leuchtet aus allen seinen  
 Predigten hervor. Der erhabene Schwäpzer  
 mag noch so sehr mit den Worten Tugend  
 und Weisheit um sich werfen; man merket,  
 daß der Ehrgeiz noch heimlich in seinem  
 Busen latert, und seine Unwissenheit versta-  
 met keine Gelegenheit sich zu zeigen, so sehr  
 er sie zu verhallen gedenkt.

Hier sind einige Proben von der Sprache  
 und zugleich von der Denkungsart unseres  
 Socrates. „Wahrlich unsere Namen, spricht  
 „er zum Euripides, werden in dem Bet-  
 „zeichniß der Weisen, der guten Männer von  
 Athen

„Neben stehen, wenn die Tütel unserer mäch-  
 „tigen Spötter unter dem Schutt ihrer prächt-  
 „tigen Palläste einmal verscharrt sind. Alle  
 „Gewalt, alle unflünige Gewalt der Tyrane-  
 „nen ist, mit Strömen Blut, die sie ver-  
 „gießet, nicht fähig, den Namen eines ein-  
 „zigen Weisen aus den Büchern der Unsterb-  
 „lichen zu löschen. Die Tugend aber, wel-  
 „che ihm diese Vorrechte verleiht, ist noch  
 „unendlich mächtiger. Sie gebietet der Zeit,  
 „und lenkt alle Gemüther. Ein Wink von  
 „derselben gilt mehr, als alle Befehle ihres  
 „stärksten Feinde. Wir haben Freunde und  
 „Schüler; die niemals aufhören werden, die  
 „geheiligten Rechte der Tugend mit einer gött-  
 „lichen Beredsamkeit und einem noch göttli-  
 „chem Leben zu vertheidigen. Die Tugend,  
 „welche sie durch ihre weisen Uebungen selb-  
 „ber ernähren, wird zu riesenmäßiger Stärke  
 „anwachsen. Sie wird mit ihren Machts-  
 „sprächen alle niederträchtige Gewalt neben  
 „sich zu Boden schlagen. Die Sachwalter  
 „des Lasters werden verstummen; und der  
 „falsche, der böshafte Witz wird, aus Vers-  
 „weis-



„Pflanzung seine freche Särme in den Schloßer  
 „der abergläubischen Andacht, oder in die  
 „Mine eines ausgelassenen Zottenreiffers ver-  
 „stecken müssen.“ Schön gedacht! Die Zu-  
 gend wird zu riesenmäßiger Stärke anwachs-  
 sen, wird das Laster zu Boden schlagen,  
 und keinen falschen Wig neben sich dulden,  
 als denjenigen, welcher entweder heuchelt,  
 oder Zotten reißt. Welcher Triumph für  
 die Jugend!

In einer Monologe beklammert Socrates:  
 „O unschätzbare Kleinod meines Lebens,  
 „göttliche Jugend! Wie unwidertreiblich ist  
 „deine Gewalt! Die Verspottung ist wie der  
 „Stich einer Natter, deren Gift alle Ner-  
 „ven durchdringt, (nicht doch! die Nerven  
 „eines Socrates sind gegen Verspottung  
 ganz unempfindlich. Die Liebe zur Weis-  
 heit vergleicht er beim Plato mit einem  
 Natterstiche; denn sie durchdringt das In-  
 nerste des Menschen, und läßt ihm keine  
 Ruhe,) „und dennoch vermag sie nicht, den  
 „Weisen zu einer einigen niederträchtigen  
 „That zu bewegen: Gehet, ihr Bezwingen  
 der

„der Städte, und zeigt eine Standhaftig-  
 „keit, die einer solchen gleiche. Ihr gebraucht  
 „zehn tausend Hände, und noch so viel Rüst-  
 „zeuge, eine schwache Mauer niederzureißen.  
 „Der Tugendhafte aber bedarf nur sich  
 „selbst, nur die Kräfte seines Verstandes und  
 „Gemüths, und seine Seele, das unverän-  
 „derlichste unter allen Geschöpfen, um das  
 „Laster, die schrecklichste unter allen Dingen  
 „zu bezähmen.“ Und was meinen Sie, von  
 „welcher göttlichen That ist Socrates zurück-  
 „kommt, daß er sich ein solches Triumphlied  
 „singt? Er hat sich mit dem Aristophanes  
 „gezannt, der Comödienschreiber hat gespottet,  
 „und der Weltweise geschimpft. — Doch ich  
 „bin Ihnen von dieser Unterredung des So-  
 „crates mit dem Aristophanes eine aus-  
 „führlichere Nachricht schuldig.

Der Beschluß künftig.

=====

# B r i e f e ,

Die neueste Litteratur betreffend.

---

II. Den 10. Julius. 1760.

---

## Beschluß des hundert und sechszehn- ten Briefes.

**W**em der feine ironische Geist des Socrates nicht unbekannt ist, der wird allezeit vermuthen, Aristophanes selbst würde gegen ihn in einem Wortkampf den Kürzern ziehen. Anfangs würde zwar das laute Gelächter auf der Seite des Comödianten seyn, und Socrates würde nachgeben. Zuletzt aber müßte sich der lustige Aristophanes so in die Enge getrieben sehen, daß er entweder beschämt da stehen, oder die Laune verändern, und böse werden müßte. Diesen Ausgang hätte ich mir vor der Unterredung des Socrates mit dem Aristophanes versprochen. Allein, was für eine elende Figur läßt Herr W. seinen Socrates machen! Sein Aristophanes

Siebenter Theil.                      B                      nes

nes ist zwar ein ziemlich schaler Spötter, dem weder Witz, noch Einfall zu Dienste sind; allein sein Socrates ist noch weit abgeschmackter. Hier ist ein Auszug aus dem Gespräche.

### Aristophanes.

„Ist es einem geringen Dichter erlaubt, von dem König der Atheniensischen Weisen eine Verhör zu empfangen, so wollest du, Socrates! mir eine Bitte gewähren, die ich schon lange bey dir abzulegen im Sinne hatte. Ich möchte gern in meiner Kunst vollkommen seyn, und ich weiß zu dieser Absicht kein eigenthümlicheres Muster, als deine Person und ganzes Betragen auszuwählen. — Ich würde mein ganzes Theater um eine Person geben, die mit einem Angesicht, wie das Deinige ist, ein solches steifes Wesen, eine solche ernsthafte Gravität zu verbinden wüßte. Das Lächerliche giebt niemals mehr Belustigung, als wenn es neben dem übertriebenen Stolge steht, oder solcher selber ist.“

Wie

Wie armfelig! Socrates mußte mit einem so unvorsichtigen Fußligmacher nothwendig Mitleiden haben, oder über ihn lachen; allein Herr W. läßt ihn stief und gewaltig antworten:

„Es ist wahr, Kristophanes, du weißt deine Kunst noch nicht aus dem Grunde, weil du sie an dem unrechten Ort anwendest, wo die gemeine Anständigkeit der Sitten dir dieses Spiel verbietet.“

Kristophanes.

„Versetze mir, Socrates, daß ich mich bey deinem Anblick ein wenig geirret habe; ich glaubte einen Minnner zu sehen, (dieß paßt vortreflich auf der Antwort des Socrates. Herr W. dialogirt meisterhaft.) „Man muß selber einen Dämon besitzen, wenn einem die Tugend dabey zu Sinne kommen soll. Wenn die Weisheit in einer solchen Gestalt erscheint, so müßte man einen dichten Schleier über sie werfen, damit solche niemand anstatt eines Hermaß oder Priapus aufstellen möchte.“

Konnte der griechische Socrates über diese Zurechtigung sich entrüsten? Gewiß nicht!

Sein Geliebter und Lehrlinger hat ihm sehr oft gesagt, „du siehest der Bildung nach, völlig so aus, wie der Satyr Marsias.“ Er selbst hat einem Gesichtsdeuter eingestanden, daß er eine unglückliche Physionomie habe, und seiner Gesichtsbildung nach für den niederträchtigsten Menschen zu halten sey. Doch Herr W. läßt seinen Weisen alle Contenance verlieren. Wie ungebärdig er sich stellet!

Socrates.

„Die Schönheit des Körpers, o Aristophanes, ist ein zweideutiges Kennzeichen der Tugend und Weisheit. Die Seele hat Schönheiten, die ihr eigenthümlich sind, und nur von denen gesehen werden, welche durch die schwarzen Wolken der sichtbaren Dinge bis in das Heiligthum der Götter hindurch schauen. Ein solches Gesicht aber verleihen dieselben keinem, der durch einen widerlichen Leichtsinnsich ihres seligen Umgangs unwürdig macht.“ — —

Nach einem langen Wortwechsel über die Pflicht des comischen Dichters, der von der einen Seite mit Bitterkeit, und von der andern mit

mit Niederträchtigkeit geführt wird, fährt endlich Socrates fort ;

„Die schöne Tugend, welche einem jeden Menschen Ruhe und sanfte Bewußtheit seiner guten Thaten zuwinkt, wird unter dem wilden Gestümmel der gröbern Leidenschaften gänzlich aus den Augen verloren. Wie unerseßlich aber ist dieser Verlust ! Welch ein unendlicher Unterschied der frohen Ehrlichkeit, mit leisen, aber sichern Schritten in seinem ganzen Leben zu folgen, oder sich in den Reizen seiner eignen Schalkheiten und Verstellungen zu verstricken ! Ueber wen meinst du, Dichter, daß die Götter mit mehrerer Verachtung herabschauen ; über eine Welt, da das Gute sich zu dem Bösen nach dem genauesten Ebenmaaß verhält ; oder über einen taumelnden, dessen Leichtsinn größer denn alle Ungereimtheiten der Welt ist ? “ — Verstehen Sie dieses prächtige Geschwätz ? Ich nicht, und Aristophanes muß es eben so wenig verstanden haben, denn er versetzt darauf ;

Aristophanes.

„Ich glaube, daß ein philosophischer Schwärmer,

„mer, nach dem Urtheil des Minos selbst, in  
„dem Quartier der glückseligen Thoren den  
„obersten Platz verdiene.“ Eine Antwort, die  
sich auf dem vorhergehenden so wenig zu passen  
scheinet, daß Socrates wohl thut, eben so  
mal a propos zu erwiedern;

Socrates.

„Du redest, als wenn die Nachgöttinnen dich  
„schon hier auf Erden zu ihrem Geheimschreis  
„ber ertwöhlet hätten; ich glaube aber gewiß  
„nicht, daß sich ein Comicus zu diesem Berufe  
„schicke.“

Aristophanes.

„Ich vermag vielleicht, ohne diese Stelle zu  
„haben, manchen Aufgeblasenen mit leichter  
„Mühe vor mir zittern zu machen.“

Socrates.

„Die Stralen, welche aus einem comischen  
„Theater hervor brechen, können die Gedanken  
„desjenigen nur nicht zerstreuen, der bey des  
„Jupiters seinen unbeweglich stehet.“ Aben-  
theurlicher konnte ihm Aristophanes in den  
Wolken selbst nicht sprechen lassen!

Sie



Sie setzen ihre Unterredung fort, ich aber will hier abbrechen, und Ihnen nur noch den Schluß dieses seltsamen Auftritts hersetzen.

Aristophanes.

„Mein größter Fehler, o Socrates, ist, daß ich aus einem unbesonnenen Mitleiden gegen unglückliche Choren dieselbe bey gegebenen Anlässen nicht derbe genug durchziehe. Ich verspreche dir, daß ich gewiß das nächste mal nicht in diesen Fehler fallen werde.“

Socrates.

„Du wirfst einen gefesteten Muth vor dir hin, an dem dein ganzer lasterhafter Wank stranden wird.“

Aristophanes.

„Das Urtheil der Menge wird es andern, wie wohl oder übel er angebracht ist.“ Er tritt ab, und Socrates hält seiner Standhaftigkeit einer Lobrede, die ihr desto schmeichelhafter seyn muß, je weniger sie diesmal Lob verdienet. — Sie haben diese Monologe bereits gelesen.

D.

## Hundert und siebenzehnter Brief.

Hat Herr W. seine Gespräche nicht für die Schaubühne zurechten können; Warum suchte er nicht wenigstens die grosse Manier im Dialogiren, zu erreichen, die wir an den Alten bewundern? Sie wußten einen Discurs mit vieler Geschicklichkeit, aber doch natürlich, herbeizuführen, die Materie unter die unterredende Personen glücklich zu vertheilen, jede Person charaktergemäss denken, und gelegentlich sprechen zu lassen; und gleichwohl war ihr Augenmerk auf das Ganze mit gerichtet. Die Einheit des Endzweckes fügte die mannigfaltige Theile so glücklich an einander, daß man dem Faden der Unterredung ohne Verwirrung folgen; und den Weg, den man zurück gelegt, ganz übersehen konnte. — Socrates hatte seine eigene Weise. Er wußte seinen Gegner durch geschickte Umwege dahin zu locken, wo er ihn haben wollte, und wenn ein Mißtrauen entstand; so erlaubte er ihm zurück zu kehren, um, wenn er es nöthig findet, sich besser vorzusehen. Seine größte Kunst aber setzte er daran,

daran, die wichtigsten Lehren, davon er überzeugen wollte, in ihre Elementtheile aufzulösen, so, wie man die harten Speisen zerhackt, um sie für schwächliche Mägen etwas verdaulicher zu machen. Er fieng sodann von dem bekanntesten an, daß sein Gegner einzuräumen nicht umhin konnte, lockte ihm ein Geständniß nach dem andern ab, und ganz unvernunft befand er sich am Ziele.

Es gehöret freylich kein gemeines Talent dazu sich diese Manier zu eigen zu machen, und da sie einem Cicero nicht sonderlich gelungen; so stehet es einem Neuern weit weniger zu verdenken, wenn er unglücklich daran ist. Allein ein Verfasser socratischer Gespräche, muß wissen, was sein Gegenstand von ihm fordert, und was für Vorgänger er gehabt, mit welchen man ihn nothwendig vergleichen muß. Hat Herr W. aber die Gefahr dieser Vergleichung eingesehen; so verdienet seine Nachlässigkeit im Dialogiren nicht die geringste Nachsicht.— Doch, was rede ich von Nachlässigkeit? Herr W. scheint von der Kunst zu dialogiren nicht den mindesten Begriff zu haben.

Sie finden in seinen zwey und dreyßig Gesprächen nicht nur keine Spur von der feinen socratischen Manier; sondern sie werden die gemeinsten dialogischen Tugenden vermissen, ohne welche ein Gespräch weit langweiliger wird, als der langweiligste Discurs. Alle Personen unseres Verfassers lehren aus einem Tone, die Charaktere sind ohne Leben, die Gesinnungen ohne Wahrheit, und der Ausdruck ohne Natur. Zum Unglück hat er seine schon ungelentige Sprache, durch eine Menge poetischer Blümchen noch weit unnatürlicher gemacht.

Sie wissen doch, was ich hier unter poetischen Blumen verstehe? Nicht die feurige Sprache eines Weltweisen, den die Wahrheit begeistert hat; nicht die strömende Beredsamkeit die aus dem Herzen quillt, und sich ins Herz ergießt. — Ich müßte weder den Plato noch den Shaftesbury kennen, wenn ich diese tadeln wollte. — Ich rede von dem schwerfälligen, neumodischen Styl, durch welchen sich unsere Prosaschreiber ein Ansehen zu geben glauben, von der seltsamen Gewohnheit  
die

die gemeinsten Gedanken in einer Schwall von prächtigen Worten gleichsam zu erstickten, um den Leser weiß zu machen, er habe was wichtiges gelesen; diese Schreibart ist, um mich mit Dr. Young auszudrücken, für alle übrigen Arten von Prosa eine böse Krankheit, für das Gespräch aber, der völlige Tod.

Sie haben in meinen vorigen Briefen einige Proben von der Schreibart und vom Dialogischen des Herrn W. gesehen. Reichen diese nicht zu, meine Critik zu rechtfertigen? Hier sind noch einige! Gleich im ersten Gespräche, sagt Aristophanes zu seinem Lehremeister: „Du allein, „o Socrates, hast mich zum Menschen gemacht; daß mein Gemüth, wie ein diamantener Fels, allen Wellen des Unglücks „bietet, bin ich nicht meinem leiblichen Vater, „sondern dir und deiner wunderbaren Kunst „allein schuldig, die das härteste Gemüth und „meinen eisernen Sinn deiner göttlichen Gewalt unterworfen. Du hast meine Seele mit „Standhaftigkeit als mit einem Panzer von „geschliffenen Stahl gegen alle Anfälle des „Unglücks ausgerüstet. Ich bin ein Held und „ein

„ein Ueberwinder meiner selbst, und aller andern  
 „drigen Sorgen, unter deiner Anführung ge-  
 „worden.“ Was für Tautologien! dia-  
 mantner Fels, härteste Gemüth, eiserner  
 Sinn, Panzer von geschliffenem Stahl,  
 wunderbare Kunst, göttliche Gewalt,  
 Wellen des Unglücks, Anfälle des Un-  
 glücks, ein Held, ein Ueberwinder u. s. w.  
 Ich öfne die mit Schnörkel gezierte Schale  
 um die innere Gottheit zu suchen; allein wie  
 klein, wie unansehnlich ist diese! der ganze  
 Gedanke ist; Von dir, o Socrates, habe  
 ich gelernt, das Unglück geduldig er-  
 tragen. Kann der Contrast lächerlicher  
 seyn? — Doch Antisthenes hat ausgetrebet,  
 Aristippus fängt an:

„und ich wäre in die Pfützen der Wollust,  
 „in diese unergründlichen Moräste, unabhebblich  
 „versunken, wenn nicht dein starker, dein  
 „durchbringender Ruf zur Weisheit, mich  
 „amoch auf den Pfaden, einer gewissen Mäß-  
 „sigung erhielt. Oft thut meine Seele, noch  
 „jetzt vergebliche Versuche auf dem Scheidweg  
 „der Sitten, die Vorschrift der Weisheit zu  
 „erwäh-

»erschleichen. Wenn das Laster mit einem  
 »Sirenengefang mich durch die feinem Lüfte  
 »der Sinnen zur Wollust verführet, so glitsche  
 »ich oft auf die Wege dieser Ergöpflichkeiten,  
 »und falle durch die schlüpfrige Exempel der  
 »Großen.“ — Auch Aristippus hat aus-  
 geredet, und Euclides von Megara hebt an:

»Unsere Waffen sind gegen die schlaunen So-  
 »phisten unüberwindlich geworden, seitdem  
 »wir dieselben nach deiner Anleitung, o So-  
 »crates, bestritten. Sie schiessen ihre spitzig-  
 »en Pfeile vergebens gegen uns los, wenn  
 »wir deine bewährte Lehrart denselben als ei-  
 »nen Schild der Minerva entgegen halten.  
 »Alle Sophisten versuchen umsonst ihre Kräfte  
 »an dieser göttlichen Weisheit, und ihre ganze  
 »Redekunst wird darüber zu schanden.“

Sie sehen! diese Herren sind blutarm an  
 Gedanken, allein sie wissen zu wirtschaften.  
 Sie wärmen denselben Kohl zu verschiedenen  
 malen auf, um ihr Gehirn nicht in neue Kosten  
 zu setzen. Diese Kunst haben sie vermuthlich  
 von der göttlichen Rednerin Aspasia gelernt,  
 die des Socrates Lehrmeisterin in der Bereds-  
 samkeit

Kunst gewiesen; denn diese weiß mit ihrem  
 kleinen Gedankenbarrath noch sparsamer um-  
 zugehen. Lesen Sie, wenn Ihre Geduld noch  
 nicht ermüdet ist, und zehlen Sie, wie viel mal  
 derselbe Gedanke wiederholt wird! — Sie  
 redet mit dem Aristophanes; „Socrates  
 „Heißt, spricht die beredte Dame, machet der  
 „menschlichen Natur Ehre. Er ist bis zu der  
 „Quell aller Schönheit, bis zu dem erhabens-  
 „sten Begriff der Vollkommenheit gedrungen.  
 „Weil er seine Begriffe in gewisse allgemeine  
 „Classen oder Regeln zu setzen gewußt; (1) so  
 „hat er nicht die bunte Mannigfaltigkeit  
 „eines Wizlings. (2) Nicht eine bloße,  
 „sinnliche und flüchtige Schönheit giebt  
 „bey ihm den Ausschlag über das wahre  
 „haste Schöne. Er ruhet in seinen Unters-  
 „nehmungen nicht, bis er die absolute Noth-  
 „wendigkeit desselben eingesehen. (Was will  
 die Frau hiermit sagen?) „(3) Sein Wiz-  
 „iß keine Cofette, welche von einem Vors-  
 „wurf zu dem andern schwärmet. (4) Er  
 „gleichet keinem Schmetterlinge, welcher  
 „nun auf kurzer Zeit eine Gestalt an-  
 „nimmt,



„nimmt, und sie denn wiederum verläßt.  
„(5) Genien, welche solchen vielfarbigen  
„Mücken gleichen, flattern nur auf den  
„Blüthen, und verkennen die größten  
„Schönheiten der Natur. Sein Biß ist von  
„einer höhern und bessern Art. Er verbindet  
„nehmlich die Lilien und Rosen der lächelnden  
„Jugend mit allem Anstand des reifen Alters.  
„Nur Genien, welche (6) mit einer bestän-  
„digen Unruhe herumflattern, verkennen  
„nen die vollkommene Schönheit  
u. s. w. Die ewige Schwägerin! will sie hier  
Exercitia machen, daß sie einen elenden Ge-  
danken so ofte variiret?

Doch Schade für die Pedanten! hier ist ein  
Mann, der zu lehren weiß. Charicles ein  
atheniensischer Vorsteher, redet den Socra-  
tes an:

„Da ich wegen Geschäften dieses Quartier  
„der Stadt besuchen mußte, konnte ich nicht  
„umhin, unsern berühmten Socrates zu be-  
„suchen, um seiner Gesundheit Nachfrage zu  
„halten.“ Sehen Sie? der ist höflich. Er  
grüßt; Guten Morgen, Herr Socrates!

Wie

Wie befinden Sie sich? Allein, als ein Athenienser, weiß er dem Complimente eine Wendung zu geben. Seiner Gesundheit Nachfrage zu halten, ist weit edler, als: wie befinden Sie sich? — Der gute Socrates muß dergleichen Complimente niemals gehört haben, denn er wird ungehalten, und antwortet: „Du hast, o Edler, weit größere Bemühungen, als daß du dich im Ernst um einen gemeinen Bürger bekümmertest, der seine Ehre stets und allein in eine verachtete Tugend gesetzt.“ Das heißt vielleicht, du bist, o Edler, ein Vorsteher zu Athen, und es ist deines Amtes gar nicht, dich nach Gesundheit zu erkundigen. Doch wenn du auch ein Arzt oder Apotheker wärest; so wisse, daß ich ein armer Bürger bin, der die Visite nicht bezahlen kann, denn ich setze meine Ehre und mein Vermögen in eine verachtete Tugend, und damit dürfte den Arzt wohl nicht gedient seyn. So möchte man die Antwort des Socrates auslegen. —

Der Beschluß künftig.

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

III. Den 17. Julius. 1760.

---

## Beschluß des 117ten Briefes.

In der Folge geräth sowohl der Vorsteher als der Weltweise in Hitze ; allein ich glaube, Sie werden den Herrn W. von der solennen tragischen Seite nun zur Gnüge kennen. Ich habe kaum so viel Platz, Ihnen noch eine Probe von dem comischen Genie dieses Schriftstellers mitzutheilen, und zwar aus einer Unterredung des Socrates mit seinem Handkreuze, der Kantippe.

Kantippe.

„So hat einmal, du alter Tollkopf, Athen dich nach Verdienst belohnt, und dir deinen eigensinnigen Stolz stark genug gebrochen. — — — Ich kann einen solchen nichts werthen, verschmäheten Mann nicht mehr vor mir sehen. (Sie stößt ihn von sich weg.)

Stiebenter Theil.

E

Soc

Socrates.

„O Weib! Es kann niemahls eine wahre  
„Schande von der Tugend entspringen u. s. w.

Xantippe.

„— — Du kannst meinetwegen in alles  
„Unglück hineinrennen; es ist für deinen ei-  
„gensinnigen Kopf kein Schade. Nur dein  
„armes Weib und Kinder sind zu bedauern,  
„die du, liederlicher Mann! durch dein alber-  
„nes Geschwatz u. s. w. — Bey allen Göt-  
„tern! Du bist der ärgste Bösewicht!

Socrates mit Lachen.

„Es scheint, die Athenienscr haben dich be-  
„stellt, eine Furie zu agiren.

Xantippe.

„Warte nur, du aberwitziger Alter. Sie  
„werden dich bald etwas anders lehren. Ich  
„weiß schon, was ich von meiner Nachbarin  
„gehört habe. — —

Socrates.

„Es wäre mir dabey bange, wenn ich Xan-  
„tippe wäre.“ Dieser Zant dauert so lange,  
bis sich Plato mit in den Handel mischet, und  
seinem Lehrer beystehen will. Als sie dieses  
hört,

hört, stößt sie ihren Mann mit seinen Schülern zum Hause hinaus, und spricht; „Ich kenne euch alle genug; ich weiß, daß ihr alberne Schüler eines alten, unerträglichen Thoren seyd. Pakt euch alle zusammen hinaus!“ Antisthenes wundert sich, daß Socrates mit diesem Weibe so viel Geduld haben kann, und Socrates erwiedert; „Gedult, Sanftmuth, Mäßigung, o meine Freunde! wären nichts als leere Worte der Sophisten, wenn sie nicht bey wichtigen Anlässen gebraucht werden könnten. Nun ein Sieg macht einen Prinzen berühmt, wenn er unverschuldete und unerbittliche Feinde hat. Kein Feind aber ist so heftig, als der Ursprung aller Feindschaft, nemlich eine unordentliche Gemüthsbewegung des andern. Sie richtet auch so gewiß eine ähnliche Zerrüttung in einem unbereiteten Gemüthe an, als der Apfel der Eris solches vorzeiten gethan hat. Der weise also —“ D! lassen Sie die Kantippe wieder kommen; der Mann plaudert zu unerträglich.

D.

C 2

Hun

## Hundert und achtzehnter Brief.

Ich habe mich tiefer hinein gewagt, und die Schugrede gelesen, die Herr W. seinen Socrates halten läßt. O hätte ich lieber nicht gelesen! Hat es den nordischen Aufseher verdraßten, seine Freunde schlecht in Kupfer gestochen zu sehen; so können Sie sich leicht vorstellen, wie es mich gekränkt haben muß, den Charakter dieses ehrlichen Alten so schändlich verhunzt zu sehen. Ich gestehe Ihnen frey, einen so unbändigen, stolzen Mann, hätte ich selbst nicht loßgesprochen. Der Giftbecher war freylich etwas zu arg; allein zu einem ewigen Gefängnisse hätte ich ihn gewiß mit verdammt, und gleichwohl fühle ich es, daß ich mich für den wahren Socrates vielleicht aufgeopfert haben würde. So entgegen gesetzt sind die Begriffe, die Herr W. und Ihr Freund sich von der Unschuld machen!

Herr W. scheint irgendwo gelesen zu haben, Socrates habe sich mit so viel Muth und Erhabenheit vertheidiget, daß man ihn  
eher

eher für einen Richter, als für einen Beklagten hätte ansehen sollen, und er gieng hin, und schilderte einen übermüthigen, hochtrabenden Mann, der vorseßlicher Weise die Gemüther durch seinen Ungestüm noch mehr erbittert; der alle Achtung für seine Richter, für die Vaterstadt, für die Gesetze, und für ihre Verweser, aus den Augen setzt, und durch seine Aufführung einen grossen Theil der Beschuldigungen rechtfertiget, die seine Feinde wider ihn angeschrieben? Wie sanftmüthig und gelassen müssen die Richter seyn, die einen Beklagten, er sey wer er wolle, können sagen hören:

„Findet ihr es nicht höchst unbillig, o ihr  
 „Bürger, daß ich, der ich zu euerm größten  
 „Besten alle meine sittliche Kräfte angestrengt  
 „habe, deswegen den Tod leiden sollte,  
 „daß ich eure unbändigen Leidenschaften  
 „nicht zu verbessern, und zu besänftigen  
 „vermögend gewesen. Wäre ich so glücklich  
 „gewesen, euch mit der Tugend un-  
 „aufhörlich zu verbinden, so würdet ihr  
 „mir den ersten Platz unter euern Vornehm-  
 „sten geben.“

„stehen einräumen. Nun aber, da  
 „eure Leidenschaften unendlich stärker,  
 „als alle meine sittliche Bemühungen  
 „sind, so bestrafet ihn die Grösse eurer  
 „Halsstarrigkeit an mir, eurem Lehrer  
 „und Anführer.“

Was dünkt Ihnen? Wenn Sie Richter  
 wären, liessen Sie den aufgeblasenen Narren  
 weiter sprechen? — Beynahe sollte man  
 glauben, Herr W. habe eine Satyre auf den  
 Socrates machen wollen. — Androcles  
 sagt ihm, die Richter würden jetzt ein Urtheil  
 über ihn fällen; und er spricht zu den Her-  
 umstehenden: „Dieser Streit der Leidens-  
 „schaften mit der Tugend wird bald entschies-  
 „den seyn. Denn da die Rechtschaffenheit  
 „keine andere Waffen, als ihre eigene Un-  
 „schuld hat; so darf sie also durch alle ihre  
 „Beharrlichkeit in dem sittlichen Guten nichts  
 „anders als den Grimm der Bösen erwar-  
 „ten. Athen kündigt in meiner Person, als  
 „den guten Sitten einen ewigen Krieg an.“  
 Alle gute Sitten! zehlet Herr W. der  
 Menschenliebe, Sanftmuth und Bescheiden-  
 heit



Heiß nicht mit zu den guten Sitten? Oder  
 fehlet er Menschenverstand nicht zu den Ei-  
 genschaften, die ein Socrates besitzen muß? —  
 Welche unwürdige Gesinnungen! Hören  
 Sie, wie Plato seinen Lehrer von dem un-  
 billigen Urtheil denken läßt, das wider ihn  
 gefällt worden. Crito hat die Wache bes-  
 tochen, und rath seinem Freund, sich der  
 Gelegenheit zu Nuzze zu machen, und zu ent-  
 weichen. „Wie, antwortete dieser, mein  
 „lieber Crito? Wozu willst du mich verleiten?  
 „Wenn ich igt im Begriffe wäre, davon zu  
 „lauffen, und die Republick samt ihren Ge-  
 „setzen erschienen, um mich zu fragen; sprich,  
 „Socrates! was bist du Willens zu thun?  
 „Bedenkst du nicht, daß dieses uns, den Ge-  
 „setzen und dem gesammten Staate, so viel  
 „an dir liegt, den Untergang bereiten heißt?  
 „Oder glaubest du, daß ein Staat Bestand habe,  
 „und nicht nothwendig zerrüttet werden  
 „müsse, in welchen die Rechtsurtheile keine  
 „Kraft haben, und von jeder Privatperson  
 „vereitelt werden können? Was kann ich  
 „hierauf antworten? mein Werther. — Etwa,  
 „daß

„daß mir Unrecht geschehen, und ich daß  
 „Urtheil nicht verdienet, daß wider mich ge-  
 „sprochen worden? Soll ich dieß antwor-  
 „ten? — Crit. Weym Jupiter, ja, o Socra-  
 „tes! — Socr. Wenn aber die Gesetze er-  
 „widerten; Wie Socrates, hast du dich gegen  
 „uns nicht anheischig gemacht, alle Rechts-  
 „sprüche der Republick zu genehmigen? —  
 „Ich würde über diesen Antrag stutzen; allein,  
 „sie würden fortfahren; Laß dich dieses nicht  
 „befremden, Socrates; sondern antworte  
 „nur; du bist ja sonst ein Freund von Fragen  
 „und Antworten; Sag an, was mißfällt dir  
 „an uns und an der Republick, daß du uns  
 „zu Grunde richten willst? Mißfallen dir  
 „etwa die Gesetze der Ehe, durch welche dein  
 „Vater deine Mutter geheyrathet, und dich  
 „zur Welt gebracht; mißfallen dir diese? —  
 „Keinesweges, würde ich antworten. So  
 „mißbilligst du etwa unsere Weise die Kinder  
 „zu erziehen, und zu unterrichten? Ist die  
 „Einrichtung nicht löblich, die wir zu diesem  
 „Behuf gemacht, und die deinem Vater ver-  
 „anlaßet, dich in der Musik und Gymnastik  
 „unter

„unterrichten zu lassen? — Sehr lieblich,  
 „müßte ich antworten. — Du gestehst also,  
 „daß du uns deine Geburth, deine Aufzich-  
 „ung, und deine Unterweisung zu ver danken  
 „hast, und folglich können wir dich sowohl,  
 „als jeden von deinen Vorfahren als unsern  
 „Sohn und Untergebenen betrachten. Ist  
 „dem aber also, so fragen wir; kommt dir  
 „mit uns ein gleiches Recht zu? und bist du  
 „befugt, uns alles, was wir dir thun, mit  
 „gleicher Münze zu bezahlen? du wirst dir  
 „kein gleiches Recht mit deinem Vater an-  
 „maassen, kein gleiches Recht mit deinem  
 „Gebieter, wenn du einen hast, sie alles,  
 „was du von ihnen leibest, wieder empfinden  
 „zu lassen, dich mit Worten oder Thaten wi-  
 „der sie zu vergehen, wenn sie dir etwa zu  
 „nahe treten; und mit dem Vaterlande, und  
 „mit den Gesetzen willst du gleiches Recht ha-  
 „ben? Gegen uns willst du dich für befugt  
 „halten, so bald wir etwas wider dich be-  
 „schlossen, dich wider uns aufzulehnen; den  
 „Gesetzen, dem Vaterlande, so viel bey dir  
 „stehet, den Untergang anzurichten? Und du  
 „glaubst

„glaubst rechtschaffen zu handeln? du, der  
 „du dich im Ernst der Tugend befließigen  
 „willst? Stehet es so um deine Weisheit,  
 „daß du nicht einmal einsehst, daß Vater,  
 „Mutter und Vorfahren, lange nicht so ehr-  
 „würdig, nicht so hoch zu schätzen, nicht so  
 „heilig sind, bey den Göttern sowohl, als bey  
 „allen Menschen, die bey Verstande sind, in  
 „keinem solchen Ansehen stehen, als das Va-  
 „terland?“ Sie fahren in diesem Tone fort,  
 und setzen endlich hinzu: „Bedenke, So-  
 „crates! ob du nicht unbillig gegen uns ver-  
 „fährst? Wir haben dich gezeugt, erzogen,  
 „und unterrichtet, wir haben dich und jeden  
 „atheniensischen Bürger, so viel bey uns ge-  
 „standen, aller Wohlthaten, theilhaftig ge-  
 „macht, daß gesellschaftliche Leben gewähren  
 „kann, und gleichwohl haben wir dir und  
 „jedweden, der sich zu Athen niedergelassen,  
 „die Erlaubniß gegeben, wenn ihm unsere  
 „Staatsverfassung nach einer hinlänglichen  
 „Prüfung nicht anstehet, mit den Seinigen  
 „davon zu gehen, und sich, wohin er will, zu  
 „begeben. Die Thore von Athen stehen einem  
 „jeden

„leben offen, dem es in der Stadt nicht ge-  
 „fällt, und er kann das Seinige ungehindert  
 „mitnehmen. Wer aber gesehen, wie es bey  
 „uns zugehet, und wie wir Recht und Ge-  
 „rechtigkeit handhaben, und dennoch bey uns  
 „geblieben, der ist stillschweigend einen Ver-  
 „trag eingegangen, sich alles gefallen zu las-  
 „sen, was wir ihm befehlen, und wenn er  
 „ungehorsam ist; so begehet er eine dreysache  
 „Ungerechtigkeit. Er ist ungehorsam gegen  
 „seinen Eltern, ungehorsam gegen seine Zucht-  
 „und Lehrmeister, und er übertritt den Ver-  
 „trag, den er mit uns eingegangen.“ —  
 Wo gerathe ich hin? die vortheilhafte Stelle  
 hat mich so bezaubert, daß ich aufpassen  
 vergaß. Wie verdrüsslich muß es auch  
 seyn, vom Plato auf Herrn W. zurück zu  
 fallen!

Sehen Sie, mein Herr W., so war So-  
 crates gesinnt, und so hätten sie ihn schül-  
 dern müssen, wenn wir ihn im Bilde hätten  
 erkennen sollen. Die Ähnlichkeit, der Geist,  
 die Grazie, alles ist unter ihren Händen ver-  
 schwunden. Haben Sie zum Unglück den  
 Plato

Plato niemals gelesen ; so hätten Sie wenigstens vom Diderot lernen können, wie schwer es ist, diesen Charakter in seiner ganzen Würde auf die Bühne zu bringen. „Welche Beredsamkeit, spricht dieser in seiner Abhandlung von der dramatischen Dichtkunst, welche Beredsamkeit wird dazu erfordert ! Welche tiefe Einsicht in die Weltweisheit ! Welche Naturell ! Welche Wahrheit ! Man fasse den festen, einfältigen, ruhigen, heitern, und erhabenen Charakter des Philosophen nur recht, und man wird bald merken, wie schwer er zu schildern ist. Alle Augenblicke werden sich die Lippen zum Lächeln verzieren, und die Augen voll Thränen stehen ! Ich würde vergnügt sterben, wenn ich dieses Werk so ausgeführt hätte, als ich mir es vorstelle.“ — Wer so lebhaft von seinem Vorwürfe durchdrungen, und so gründlich vor den Schwierigkeiten desselben unterrichtet ist, der kann unmöglich etwas ganz schlechtes hervorbringen. ●

D.

Hundert

## Hundert und neunzehnter Brief.

Ich bestimme Lust Ihnen den Plan mitzutheilen, den Diderot zu einem Trauerspiel über den Tod des Socrates entworfen. Zum Glücke haben wir eine vortrefliche Uebersetzung von dem Theater dieses philosophischen Kopfes, die meiner Bequemlichkeit sehr zu statten kommt. Diderot ist ein einsichtsvoller Kunststrichter, dem es weder an Genie, noch an Geschmack, fehlt. Und der Herzhaftigkeit genug besizet, den betretenen Weg zu verlassen, der öfters mehr von dem Vorurtheil, als von der Vernunft gebahnet worden. „Ich möchte wohl sagen, spricht der Uebersetzer in der Vorrede, daß sich nach dem Aristoteles, kein philosophischer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er. Daher steht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf die Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welchem sie unter uns die schalen Köpfe erblicken.“ — Was von seinen theatralischen Stücken zu halten sey, müssen Sie ja von den Verfassern der Bibliothek der schönen Wissenschaften

Wissenschaften \* ja nicht auf Glauben annehmen, ob sich gleich die Herren darauf beziehen, das zu Paris eben so geurtheilet worden. Sie wissen, wie viel Pariser die Encyclopädie mit scheelen Augen ansehen, und Herr Diderot ist einer der vornehmsten Mitarbeiter an diesem grossen Werke. Aber dieses können sie dem Verfasser der Bibliothek sicherer glauben, daß die Schriften des Herrn Diderot „an vielen Orten schwer zu verstehen, und amoch mehrern schwer, ja fast gar nicht zu übersetzen sind,“ — Desto rühmlicher ist es für den unbekannten Uebersetzer, daß er alle Schwierigkeiten überstanden, und eine fast unverbesserliche Uebersetzung geliefert hat. — Vielleicht habe ich zu einer andern Zeit Gelegenheit, mich mit Ihnen von dem Theater des Herrn Diderot weitläufiger zu unterhalten. Ist habe ich es bloß mit seinem Plane von dem Tode Socrates zu thun.

„Es giebt eine Art von Schauspielen, heißt es in der bereits angeführten Abhandlung von  
der

\* 5ten Bandes 2tes Stück.



der dramatischen Dichtkunst) „wo man die  
 „Moral gerade zu, und doch glücklich vortra-  
 „gen könnte. Hier ist ein Beispiel. Man  
 „gebe wohl darauf Achtung, was unsere Rich-  
 „ter davon sagen werden, und wenn es ihnen  
 „frostig vorkommt, so glaube man nur gewiß,  
 „daß es ihnen an Energie der Seele, an der  
 „Idee der wahren Beredsamkeit, an Gefühl  
 „und Empfindlichkeit fehle. Ich wenigstens  
 „halte dafür, wenn sich ein Genie dieses Stof-  
 „fes bemächtigte, es würde unsern Augen  
 „nicht Zeit lassen, trocken zu werden, und wir  
 „würden ihm das allerrührendste Schauspiel,  
 „die allerlehrreichste und angenehmste Schrift,  
 „die man nur lesen kann, zu danken haben.  
 „Ich meyne den Tod des Socrates.

„Die Scene ist im Gefängnisse. Man  
 „erblickt den Philosophen in Ketten und auf  
 „Stroh liegend. Er schläft. Seine Freunde  
 „haben die Wache bestochen, und kommen mit  
 „anbrechendem Tage, ihm seine Befreyung  
 „anzukündigen.

„Ganz Athen ist in Aufruhr, aber der Ges-  
 „rechte schläft. Von einem unschuldigen Leben.

„Wie

„Wie süß es ist, wohl gelebt zu haben, wenn  
„man nun sterben soll! Erster Auftritt.  
„Socrates erwacht; er erblickt seine Freunde,  
„und wundert sich, sie so früh zu sehen.

„Der Traum des Socrates.

„Sie hinterbringen ihm, was sie ausgerich-  
„tet haben. Er untersucht mit ihnen, was  
„sich für ihn zu thun schicke.

„Von der Achtung, die man sich selber  
„schuldig ist, und von der Heiligkeit der  
„Gesetze.

Die Fortsetzung künftig.

---

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

IV. Den 24. Julius. 1760.

---

## Beschluß des 119ten Briefes.

Das wäre also der zweyte Auftritt. — Der Stof zu diesen beyden Auftritten ist, wie Sie sehen, aus dem platonischen Gespräche Crito; Allein er hat durch den Zwang der theatralischen Regeln schon sehr gelitten. Beym Plato schläft der bereits verurtheilte Gerechte, indem die Parthenen für und wider ihn ganz Athen in Aufruhr setzen, und er streitet, gleichsam im Angesichte des Todes, für die Heiligkeit der Geseze. Diderot aber sahe sich genöthiget, um die Einheit der Zeit zu beobachten, alles dieses vor der Verdammung hergehen zu lassen, zu einer Zeit, da der Weltweise noch Hoffnung hatte, von seinen Richtern selbst losgesprochen zu werden. Dieser Umstand benimmt den Stof einen ziem-

Siebenter Theil.

D

lichen

lichen Theil von seiner Erhabenheit. — Leute, die auf das Costume halten, dürfte vielleicht auch dieses befremden, daß Diderot den Socrates gleich nach der Anschreibung in Fessel legen läßt, da doch aus der Geschichte bekannt ist, daß dieses nicht eher als nach der Verurtheilung zu geschehen pflegte. So viel ist zwar gewiß, ohne die Bürgschaft des Crito, wäre Socrates vielleicht gleich nach der Anschreibung in Verh. gezogen worden; denn als ihn Crito fragt; wie er nach seinem Tode bestattet seyn wollte? kehrte er sich zu den andern Weltweisen, und spricht: „Ich kann diesen Freund, wie ich sehe, gar nicht überzeugen. Er meynet immer noch, ich würde nach meinem Tode noch hier im Gefängnisse bleiben, und fragt, wie er mit mir verfahren soll. Er hat den Richtern Bürgschaft leisten müssen, daß ich da bleiben werde; send so gut und verbürgt nun wieder bey ihm das Gegentheil; daß ich nehmlich sobald der Gift gewürkt haben wird, nicht mehr hier bleiben, sondern mich davon machen werde.“ — Aber, daß die Athenienser einen  
anges

angeschriebenen Bürger, bevor noch Zeugen wider ihn verhört worden, sollten haben fesseln lassen, scheint fast unglaublich. Doch dieß sind Kleinigkeiten, die man einem Dichter nicht aufmugen kann! Diderot fährt fort:

„Die Wache kommt; man nimmt ihm seine Ketten ab.

„Die Fabel von Schmerz und Lust.

„Die Richter treten herein; mit ihnen zugleich die Ankläger des Socrates und eine Menge Volks. Er wird angeklagt, und vertheidiget sich.

„Die Schlußrede. Dritter Auftritt.

„Man muß sich hier nach den griechischen Sitten richten; die Klagen müssen gelesen werden; Socrates muß sich bald an seine Richter, bald an seine Ankläger, bald an das Volk wenden; er muß in sie bringen; er muß sie fragen; er muß ihnen antworten. Man muß die Sache zeigen, wie sie wirklich vorgefallen ist; und das Schauspiel wird um so viel wahrer, um so viel in die Augen fallender, um so viel schöner werden.“

**Nicht gut! das ist alles nach den griechischen Sitten; aber nach welchen Sitten ist es, daß die Richter, die Ankläger, und das Volk zu dem Beklagten ins Gefängniß kommen, ihn zu richten? Gewiß nach den Sitten des französischen Theaters, das lieber ganz Athen ins Gefängniß schicket, ehe es die Bühne verändern leidet. — Der Dichter, der dieses Schauspiel versuchen will, folge meines Erachtens, nur immer der Geschichte. Plato sagt, der Gerichtssaal, in welchem Socrates verurtheilt worden, sey dichte neben dem Gefängnisse gewesen. Diesen Umstand mache er sich zu Nuze; er ziehe einen innern Vorhang auf, und zeige mir die Richter in stiller Erwartung, die Trabanten, die Ankläger in heimlicher Bewegung, und das Volk, das von allen Seiten hinzu läuft. Diese lärmende Scene wird mit der Stille des Gefängnisses vortreflich abstechen. Er lasse den angeklagten Greis, von der Wache und von seinen Freunden umgeben, etwas entkräftet, aber unerschrocken hinzutreten. Was für ein Gemählde! was für schöne Züge hätte Diderot,**

rot, dieser Fremde von theatralischen Gemälden, nicht hier anbringen können! Er, der sonst aus dem alten Herkommen einer Regel nicht viel zu machen pflegt. Doch die genaue Einheit des Orts ist ihm, ich weiß nicht warum, noch einiger massen heilig. —

„Die Richter treten ab; die Freunde des Socrates bleiben, die Verdammung hat ihnen geahnet, Socrates unterhält sie und tröstet sie.“

„Von der Unsterblichkeit der Seele. Viertes Auftritt. Er ist verurtheilt. Man kündiget ihm den Tod an. Er spricht seine Frau und seine Kinder. Man bringt den Giftbecher. Er stirbt. Fünfter Auftritt.“

„Es ist ein einziger Aufzug, sagt Diderot hinzu, der aber, wenn er wohl ausgearbeitet würde, die Länge eines Stückes haben dürfte.“

Er scheint indessen selbst gemerkt zu haben, daß Socrates nach diesem Plane, allzuspät von seiner Verurtheilung benachrichtiget wird, und daß es besser sey, dem Zuschauer, nicht den Angeklagten, sondern so bald als

möglich, den sterbenden Socrates vorzustellen. Denn in der Folge derselben Abhandlung entwirft er die letzten Stunden Socrates etwas ausführlicher, aber nicht nach diesem Plane, sondern völlig nach der Geschichte. „Die Freunde treten zu ihm herein, da man ihn eben losgebunden hatte. Xantippe sitzt neben ihm, und hat eines von ihren Kindern in den Armen.

„Der Philosoph spricht wenig mit seiner Frau. Aber wie viel gärtliches hatte nicht ein weiser Mann, dem das Leben gleichgültig war, über sein Kind zu sagen!

„Die Philosophen treten herein. Kaum erblickt sie Xantippe, als sie zu schreien und sich untröstlich zu stellen anfängt, so wie die Gewohnheit der Weiber in dergleichen Fällen ist. Socrates, schreyet sie, heute sprechen dich deine Freunde zum letzten male. Zum letzten male umarmst du ist deine Frau; zum letzten male dein Kind.

„Socrates lehret sich gegen den Criton und saget: Freund, laß diese Frau nach Hause bringen. Und das geschiehet. Man zieht



„sethet Kantippen fort; Sie will mit Gewalt noch einmal auf den Socrates zu, reicht ihm den Arm, ruft ihn, zerreißt sich das Gesicht mit ihren Händen, und erfüllt das Gefängniß mit ihrem Geschrey. Unterdessen sagt Socrates noch ein Wort über sein Kind; man trägt es weg.

„Nunmehr nimmt der Philosoph ein heiteres Gesicht an, sethet sich auf sein Bett, ziehet den Fuß an sich, von dem man ihm die Fessel abgenommen hatte, reibet ihn sanft, und sagt: Wie nahe grenzen Schmerz und Vergnügen an einander! Wenn Aesop daran gedacht hätte, welche schöne Sabel hätte er davon machen können! — Die Athenienser wollen, ich soll abgehen, und ich gehe ab. — Sagt dem Euenus, wenn er weise ist, soll er mir folgen.

„Dieses Wort giebt Gelegenheit zu der Scene über die Unsterblichkeit der Seele. Wer will, versuche diese Scene. Ich eile zu meinem Zwecke.“

Wie nun? Warum macht Herr Diderot sich hier aus dem Staube? Warum sagt er nicht wenigstens, wie man diese Scene für die Schaubühne zurechten müsse? Ich fürchte, ich fürchte, er hat hier selbst nicht zu rathen gewußt. In der That sind hier zwei Klippen, denen fast nicht auszuweichen ist. Ueberzeugt Socrates seine Schüler durch philosophische Gründe; so gähnet der größte Theil der Zuschauer. Rührt er die Zuschauer durch seine Beredsamkeit; so bleiben die Philosophen unbefriediget. Ich sage auch, wie Diderot: Wer will, versuche diese Scene. Ich eile zu meinem Zwecke.

„So wie ein Vater mitten unter seinen Kindern stirbt, so war das Ende des Socrates mitten unter den Weltweisen seinen Schülern.“

„Als er aufhöret zu reden, bleibt es einen Augenblick still, und Crito sagt zu ihm:

Crito.

„Was hast du uns noch zu befehlen?“

Socra-

**Socrates.**

„Daß ihr euch bestrebet, so viel als möglich, den Göttern gleich zu werden, und alles andere ihrer Vorseege überlasset.

Warum hat Diderot hier sein Muster verlassen? Crito spricht beym Plato: Was hast du uns sonst wegen deiner Kinder oder häußlichen Angelegenheiten zu hinterlassen? Womit können wir dir zu Dank leben? Und Socrates antwortet: Wenn ihr so lebet, wie ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts neues hinzu zu thun. Wenn ihr für euch selbst Achtung habet; so werdet ihr zugleich mir, den Meinigen, und euch zu Gefallen leben, und wenn ihr es auch nicht versprechet. Vernachlässiget ihr aber euch selbst; so werden die heiligsten Versprechungen nichts helfen. So weit Plato.

**Crito.**

„Wie soll man nach deinem Tode mit dir verfahren?

D 5

**Socra**

Socrates.

„Crito , wie ihr wollt ; wenn ihr mich  
„anders habt.

Hierauf blickt er lächelnd auf die Philo-  
sophen , und setzt hinzu :

„Ich mag machen , was ich will , ich  
„werde unsern Freund doch nie überre-  
„den , den Socrates von seiner Sülle zu  
„unterscheiden.

„Indem tritt der Trabante der Eilsmänner  
„herein , und nahet sich ihm ohne zu reden.  
„Socrates fragt ihn :

Socrates.

„Was willst du ?

Der Trabante.

„Dich auf Befehl der Obrigkeit er-  
„innern. — —

Socrates.

„Daß es Zeit ist , zu sterben. Mein  
„Freund , wenn das Gift bereitet ist , so  
bring es her , und sey willkommen.

Der

### Der Trabante.

(indem er sich umkehret, und weinet.)

„Andere fluchen mir, und dieser segnet  
„mich.

### Erito.

„Die Sonne glänzet noch auf den  
„Bergen.

### Socrates.

„Der mag zaudern, der mit dem Leben  
„alles zu verlieren glaube. Ich hoffe  
„zu gewinnen.

Nach Platons Erzählung wurden allhier die drey Kinder des Socrates herein geführt, zwey kleine und ein erwachsenes. Es kamen auch einige von seinen Hausweibern, vermuthlich um nach alter Sitte, wenn er gestorben seyn würde, den Leichnam zu waschen. Socrates redete mit seinen Kindern, sagte ihnen, was er noch zu sagen hatte, und schickte sie mit den Weibern weg. Doch Diderot hat vermuthlich nicht für gut befunden, diesen Umstand zu gebrauchen.

„Nunmehr tritt der Slave mit dem Gift-  
„becher herein. Socrates nimt ihn, und sagt;  
Socra-

Socrates.

„Guter Mann, was muß ich thun?  
Du wirst das wissen.

Der Slave.

„Trinken, und auf und niedergehen,  
„bis du fühlst, daß dir die Beine schwer  
„werden.

Socrates.

„Dürfte ich nicht einige Tropfen, als  
„ein Dankopfer für die Götter, ver-  
„gießen?

Der Slave.

„Es ist gleich so viel, als nöthig.

Socrates.

„So mag es bleiben. — Aber ein  
„Gebet kann ich doch an sie richten.  
„Er hält den Becher in der einen Hand,  
„richtet die Augen gen Himmel, und sagt:

„Die ihr mich rufet, o Götter, ver-  
„leihet mir eine glückliche Reise. Hier-  
„auf schwieg er, und trank.

„Bishier waren seine Freunde stark genug  
„gewesen ihren Schmerz zu verbergen; aber  
wenn

„wenn er den Becher an den Mund setzet,  
 „können sie sich länger nicht halten. Ein-  
 „nige verhüllen sich in ihre Mäntel. Crito  
 „ist aufgestanden, irret in dem Gefängnisse  
 „hin und her, und schreyet. Andere stehen  
 „unbeweglich, betrachten finster und schwe-  
 „gend den Socrates, und Thränen rollen  
 „ihre Wangen herab. Apollodorus hat  
 „sich an dem Fusse des Bettes niedergeset-  
 „zen, den Rücken gegen den Socrates gekehrt,  
 „und den Mund in die Hand, sich des  
 „Schluchzens zu erwehren.

„Mittlerweile gehet Socrates auf und  
 „nieder, so wie der Slave gerathen hat,  
 „und in den Herumgehen wendet er sich an  
 „jeden von ihnen, und tröstet sie alle. Zu  
 „dem einen sagt er; Wo bleibt die  
 „Standhaftigkeit? die Weisheit? die Tug-  
 „gend? — Zu dem andern; deswegen  
 „schickte ich die Weiber weg. (Dieser  
 Umstand beziehet sich bey Plato auf die  
 Weiber, die zuletzt mit den Kindern des  
 Socrates gekommen und weggeschickt wor-  
 den sind. Diderot muß entweder die Kan-  
 tippe

kippe darunter verstehen, oder vergessen haben, daß er zuletzt keine Weiber hat kommen lassen.) „Zu allen: Was haben wir nun Anytus und Melitus Böses thun können? — Wir werden uns wieder sehen meine Freunde. — Wenn ihr euch so betrübt, so müßt ihr daran zweifeln.

„Unterdeß werden ihm die Beine schwer, und er legt sich auf das Bette nieder. Darauf empfiehlt er seinen Freunden sein Andenken, und sagt mit schwachwerdender Stimme:

### Socrates.

„Bald werde ich nicht mehr seyn. — Nach euch werden sie mich richten. — Werfet meinen Tod den Atheniensern nicht anders vor, als durch die Heiligkeit eures Lebens.

„Seine Freunde wollen ihm antworten; aber sie können nicht; sie weinen und schweigen. — Der Slave, der unten am dem Bette stehet, fasset seine Füße, und drucket



„drückt sie. Socrates sieht ihn an, und  
sagt :

„Ich fühle sie nicht mehr. Einen Augenblick darauf faßt er ihn an die Schenkel, und drückt sie. Socrates sieht ihn an, und sagt ;

„Ich fühle sie nicht mehr. Nunmehr fangen seine Augen an zu verlöschen, seine Lippen und Naselöcher sich einzuziehen, seine Glieder zu erstarren. Der Schatten des Todes liegt auf ihn verbreitet u. s. w. — Zuletzt erfolgen Zuckungen, von denen er mit einem tiefen Seufzer wieder zu sich kommt. „Er ruft dem Crito. Crito beugt sich gegen ihm nieder, und Socrates sagt zu ihm: (welches seine letzten Worte sind.)

„Crito — bringe dem Gott der Gesundheit ein Opfer. Ich genese.

„Auf den Lebes, der dem Socrates gegen über saß, blieben seine letzten Blicke hangen; und Crito drückte ihm den Mund und die Augen zu.“

Alle diese Umstände sind mit den Ausdrückungen aus dem Plato. „Man brauche

„the sie, sagt Diderot, wie man will, aber  
„man brauche sie. Denn alle andere, die  
„man an ihre Stelle setzen wollte, werden  
„falsch und ohne Wirkung seyn.“

Tompson hat einen Socrates hinterlassen, in welchen von allen diesen Umständen, nichts gebraucht worden. Ich weiß nicht, ob das Englische nunmehr heraus seyn mag, denn ich habe nur die französische Uebersetzung \* von den Herrn Satema gelesen. Einige genie verrathende Züge ausgenommen, scheint mir das Stück weder des Verfassers, noch des Uebersetzers würdig zu seyn.

D.

- \* Socrate, ouvrage dramatique, traduit de l'Anglois de feu Mr. Tompson. Amsterd. 1749.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

V. Den 31. Julius. 1760.

---

### Hundert und zwanzigster Brief.

Ich habe neulich eine kleine Sammlung mit Vergnügen durchgeblättert, und ich muß Ihnen davon Rechenschaft geben. Sie schlägt in die Naturgeschichte der schalächten Thiere ein; Ich erinnere mich zwar noch wohl, daß Sie sich auf unserer Reise nach \*\*\* über diejenigen, die Cabinetter hievon, und von andern Seltenheiten sammeln, ziemlich lustig gemacht haben. Herr B \* \* gab uns Gelegenheit darzu, der ein Grundstück zu verkaufen Lust hatte, um sein Cabinet mit einem höchst raren Oberadmiral zu vermehren. Aber ich weiß auch wohl, wie weit Sie ihre Satyre hierüber ausdehnen. Leute die Zeit und Geld, welches sie nützlicher anwenden könnten, auf Cabinetter und Karitätsammlungen verwenden, und darüber nöthigere und nützlichere Geschäfte

Siebenter Theil.

E

ver

verabsäumen, geben freylich der Satyre einen gar freygebigen Stoff, und Sie sind doppelt lächerlich, wenn Sie, wie Herr B\*\* von demjenigen, was sie sammeln, keine Kenner sind, und sich daher von gewinnsüchtigen Narritätenkrämern alles durcheinander aufheften lassen. Wann ein solcher halbgelehrter Virtuoso vor seinen Schränken stehet, und den Zuschauern mit einer wichtigen Mine seine Schätze austramet, so kann man sich freylich kaum des Lachens enthalten, wann er nach seiner seichten Kenntniß die Eigenschaften verschiedener Stücke vermengt, oder offenbare Werke der Kunst für Spiele der Natur anzeigt. Aber um bestomehr ist ein wahrer Kenner der Naturgeschichte zwiefacher Ehren wehrt, der mit Verstande sammlet, und mit Einsicht beurtheilet.

Ich weiß also wohl, daß Sie der Naturgeschichte und den zu derselben Behuf angelegten Cabinettern gar nicht feind sind, sondern auch, in meiner Gesellschaft einige wohlangelegte mit Vergnügen beschauet haben. Ich will also nur eilen, Ihnen von meiner Lectüre Rechenschaft zu geben.

Der

Der Titel des Buchs stehet am Rande. \*  
 Der Verfasser ist, wie man in dem Buche selber siehet, Herr J. S. Chemnitz, Königl. Dänischen Gesandtschaftsprediger zu Wien. Es bestehet aus fünf Briefen, deren jeder an eine namentlich genannte Person gerichtet ist, ausser diesen aber ist noch das ganze Werkgen in lapidarischer Schreibart dem Herrn Bischof Pontoppidan, und dem Herrn D. Hauber zugereignet, daß man also auf diesen achtzehntehalb Bogen, (so stark ist diese Schrift), nicht weniger als sechs oder sieben Dedicationen antrifft.

Die beyden ersten Briefe sind an den Herrn Prof. Joh. Joach. Langen gerichtet, und handeln nach einigen sehr höflichen Einleitungcomplimenten, von den Bemühungen des Herrn L. die innere Bauart der Schnecken

E 2

zu

- \* Kleine Beiträge zur Testaceotheologie, oder zur Erkenntniß Gottes aus den Conchylien, in einigen Sendschreiben herausgegeben. Nebst einem Anhange von den berühmtesten Naturalien, sonderlich Conchyliensammlungen zu Wien. Frankfurt. und Leipzig 1760. gr. Quart.

zu erfahren. Der Nutzen dieser Bemühung ist wirklich wichtig, ich will Ihnen nur nach dem Herrn V. das vornehmste davon anführen. Außer daß man inwendig öfters die vortreflichste Farben, und ein noch prächtiger Schmuckwert als auf der äußerlichen Schale befindlich ist, entdeckt, so würde man 1) dadurch vielleicht auf eine leichte und glückliche Eintheilung der Schnecken kommen können. 2) Würde man den Streit entscheiden können, ob die Schnecken schon von ihrer ersten Kindheit an, alle ihre Kammern in Kleinem hätten, die sich hernach bey zunehmendem Alter mehr und mehr entwickelten. 3) Man würde durch die Untersuchung des innern Baues dieser Geschöpfe, vielleicht erörtern können, wie es mit ihrem Wachsthum zugehe, ob dabey eine weitere Ausdehnung ihres Gehäuses, oder eine jährliche Verwechselung und neuer Anwachs der Kammern vorgehe. 4) Man kann die falsche Meynung widerlegen, als ob die Krebse Bewohner mancher Schnecken wären. Der Herr V. hat vermittelst des Durchschleifens zuweilen in der letztern Kammer, den vertrockneten Einwohner des Schneckenhauses gefunden,

den, in dessen erstern sich ein Krebs eingeschlichen hatte.

Diese und mehrere Vortheile würden erwachsen, wenn man sich nicht, wie bis hieher, mit der blossen äusserlichen Angassung der Schneckenhäuser abgeben, sondern auch derselben innerlichen wunderbaren Bau, ferner untersuchen wollte. Herr Chemnitz dringet wirklich mit Recht hierauf, und offenbahret zugleich allen Liebhabern dieser Arbeit, die Mittel deren er sich haben zu bedienen pflegt. Das erste ist das Durchsägen, dieses geschieht bey grossen, breiten und dicken Schnecken, vermittelst einer feinen Säge die am besten von einer stählernen Uhrfeder gemacht werden kann. Dieses alten Kunstgriff haben sich die mehresten bedienet, die noch eine oder die andere aufgeschnittene Schnecke in ihren Sammlungen zeigen können. Der zweyte und beste Kunstgriff bestehet im Auf- und Durchschleifen, obgleich allemahl dabey eine Hälfte verlohren gehet. Beym Durchsägen werden zwar alle beyde Hälften beybehalten, aber es ist allemahl eine mißliche und ungewisse Arbeit, die sich noch dazu, wo eine zarte Spitze ist, wie bey Bohrern und Schrau-

henschnecken, und wo ganz dünne Kammern sind, wie bey Voluten, Walzen und Oliven nicht gar wohl anbringen läßt. Der Herr V. verfiel also auf Abschleifen, vermittelst des Schmergels und gebraucht sich hiezu eine Maschine, so fast einer Glasschleifermachine ähnlich ist, nur daß die Scheiben nicht erhoben, oder vertieft, sondern bloß wassergleich seyn. Man kann sich auch dazu eines bloßen gemeinen glatten Sandsteines bedienen. Der Herr V. lehnet zwar S. 33. das Lob, daß er der Erfinder dieser Art die innern Geheimnisse der Schnecken aufzudecken, zu nennen sey, auf eine bescheidene Weise von sich ab. Aber es gebühret ihm dennoch unstreitig, und jeder Liebhaber der Naturgeschichte, wird ihm diese zu derselben Erweiterung sehr nützliche Erfindung verdanken.

Er bedienet sich endlich auch der Seile, um die innere Einrichtung mancher Schnecken kennen zu lernen; vermittelst derselben werden die äußere Bedeckungen der Kammern weggesielet, so daß nur der Hauptseiler und die Hauptstiele des Gebäudes stehen bleiben.

Der Herr V. wirft noch ein paar Fragen auf,



auf, die mir merkwürdig erschienen haben. Nämlich, woher wol die innere grosse Reinlichkeit komme? „In den mehresten aufgeschliffenen Stücken, sagt er, habe ich nicht die geringste Spur gefunden, daß jemals ein nasser Einwohner diese Zimmer bewohnt, und vermuthlich auch darinn sein Begräbniß gefunden. Soll man etwa daher vermuthen, daß Schnecken ihre Häuser, nach Art der Krebse, in gewissen Stufenjahren abwerfen, und größere Behältnisse bauen? Allsbann wäre nicht schwer zu begreifen, woher die fast unendliche Menge leerer Schneckenhäuser, ja ganzer Berge von Schalen, an den Ufern des Meeres, sonderlich nach einem Sturme angetroffen werden könne?“ Dann der Einfall des Herrn Prof. Denso, daß die Fische im Stande wären durchs bloße Athemholen eine Schnecke aus allen ihren Wendungen herauszufangen, hat wirklich nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vor sich.

Die andere fast noch merkwürdigere Frage will ich Ihnen mit des Herrn V. eigenen Worten vortragen, damit Sie auch eine Probe von seiner Schreibart haben:

„Wer bewundert nicht mit mir die feinste  
 „Emailarbeit sowol an der äussern als intern  
 „glänzenden Schale. Wie ist's doch möglich,  
 „daß diese unnachahmliche Mahlerey in den  
 „tiefen Abgründen des Oceans ausgemahlet  
 „werden kann? Das Feuermahlen und Email-  
 „liren erfordert die grössste Hitze, und eine  
 „Entfernung von aller Nässe und Feuchtigkeith.  
 „Vey einer Schnecke ist eigentlich alles email-  
 „lirt, aber im Wasser, aber in den kältesten  
 „Schlünden des Weltmeers, fern von den  
 „Strahlen der erwärmenden Sonne. Noch  
 „mehr der Fisch, das Thier so ein Schnecken-  
 „gebäude bewohnt, ist seiner Natur nach eins  
 „der allerkältesten, welches fast aller natürli-  
 „chen Wärme zu ermangeln scheint. Und wer  
 „bewundert nicht die Bestandtheile eines  
 „Schneckengebäudes? Zum Emailiren und  
 „zur Zubereitung der Porcellains wird, wie  
 „bekannt, hauptsächlich feiner Staub, Asche,  
 „Salz und der feinste Sand, welcher im Feuer  
 „sogleich vitrescirt oder zu Glas wird, erfor-  
 „dert. Aber die Schalen der Schnecken beste-  
 „hen aus lauter kalkartigen Theilen, wie man  
 „es sogleich durch die Probe mit Scheidewas-  
 „ser

„fer sehen und noch besser durchs Feuer verfa-  
 „chen kann. Daher ja auch in Holland, und  
 „an andern Orten, der beste Kalck aus Schne-  
 „cken und Muschelschalen zubereitet wird.  
 „Wie ist's doch nun möglich, daß aus solchen  
 „kalkartigen Theilen, die sich gar zum Email-  
 „liren und zu Porcellainarbeiten nicht zu schi-  
 „cken scheinen, noch dazu ohne Wärme, die  
 „feinste Porcellain- und unnachahmlichste  
 „Emailarbeit verfertigt werden kann? vielleicht  
 „wenn man dieser Spur des grössesten Künst-  
 „lers und allervollkommensten Werkmeisters  
 „nachdächte, auch nachahmte, nachprobierte,  
 „erfände man eine weit weniger kostbare und  
 „mühselige aber ungleich leichtere Methode der-  
 „gleichen Arbeiten ohne Feuer wohl gar durch  
 „Hülfe des Wassers zu Stande zu bringen.

Der dritte Brief an den Papa des Herrn  
 V. den Herrn J. G. Chemnitz, Inspectorn  
 zu Neuruppin wird für Sie so wenig interes-  
 sant seyn, als er für mich gewesen ist. Der  
 Herr Vater des Herrn V. hatte eine Besorgniß  
 geäußert, daß desselben Beschäftigungen mit  
 der Naturgeschichte, sich zu seinem geistlichen  
 Amte nicht schicken möchten, diesen Vorwurf

würden wir beyde aber, ihn gewiß nicht gemacht haben. Inztrischen sucht er denselben hier dadurch zu widerlegen, daß er zeigt wie man die Schnecken erbaulich anwenden könne, und vertheidiget die unschuldige Ergözung die aus der Beschauung derselben fließet. Eine Nachricht die ich hierbey von ungefähr finde, ist, daß der Herr Hosprediger Cramer der Verfasser der Einleitung zu dem berühmten Regensfußischen Werke ist.

Der vierte Brief ist an die Jungfer Margaretha Barbara Bückmannin Kaysersl. gekrönte Poetin und Ehrenmitglied der deutschen Gesellschaften zu Helmstädt und Altorf, gerichtet. Der Herr V. handelt darinn von den Hülfsmitteln zu einiger Kenntniß in der Conchyliologie zu gelangen. Er nennet von Büchern des Rumphius Amboinische Marienten Kammer, des Bonannus Museum Kircheriarum, Gualtieri Indicem Testarum, Kleins Tentamen Methodi Ostracologicae. Dargenville Conchyliologie. Bevens Monatsliche Belustigungen, Lessers Testaceotheologie, Knorrs Vorstellung der Muscheln. Adanson Histoire naturelle des Coquillages du Seno-

Senegall. Regensfuß Sammlung auserlesener Schnecken und Muscheln, und endlich Martin Listers Testacea. \* Er zeigt was in jedem dieser Werke enthalten sey, beurtheilt sie und zeigt an, was ihm noch daran, noch zu mangeln scheine, und wie er überhaupt die Gabe hat, einen Gegenstand nicht eher zu verlassen, als bis nichts mehr davon zu sagen ist; so führet er sogar die Preise dieser Bücher an.

Das Schlußcompliment dieses Briefes hat mir sehr seltsam erschienen. Ich hätte es wahrlich in einem Briefe der von der Conchyliologie handelt, nicht gesucht. Hier ist es:

„Der Herr wolle bey Ihnen und andern die  
 „Erweiterung der Erkenntniß und des Vergnü-  
 „gens an der Conchyliologie, auch durch diese  
 „geringsten Beiträge befördert, und seinen Na-  
 „men über diese herrliche Creaturen mehr ge-  
 „heiligt werden lassen. Tahren sonderlich Ew.  
 „Hoch-

- \* Des Herrn von Bergen Classes Conclusiorum worinn alle verschiedene Eintheilungen vom Aristoteles an bis auf unsere ige Zeiten vorge-  
 stellt werden, hat der Herr D. dazumahl ver-  
 muthlich noch nicht gekannt.

„Hochebeln getrost und immer getrofter fort,  
 „ihren Gott und Heiland aus mehrern Gesichts-  
 „sichtspuncten als den Schönsten zu betrachten,  
 „zu bewundern und zu besingen. Suchen Sie  
 „immerdar unter die obgleich kleine, doch seligste  
 „Anzahl der klugen und auferklohrnen  
 „Jungfrauen zu gehören, von deren theils  
 „schon gegenwärtigen, theils künftigen Seligkeit  
 „die Offenbahrung Johannis, oder vielmehr  
 „Jesu Christi, sagt: Sie sind Jungfrauen und  
 „folgen dem Lamme nach wo es hingehet.  
 „Diese sind erkaufte aus den Menschen zu Erst-  
 „lingen Gott und dem Lamme, und in ihren  
 „Mugde ist kein Falsches funden, denn sie sind  
 „unsträfflich vor dem Stuhl Gottes. Sie  
 „singen ein neu Lied, und ihre Stimme ist  
 „wie der Harfenspieler, die auf ihren Harfen  
 „spielen.

„Mißbrauchen andere die edle Gabe der  
 „Dichtkunst — singen andere nur von Wein  
 „und von der Liebe, so müsse Dero Herz und  
 „Dero Lied von dem erklingen, dessen Augen  
 „röthlicher wie Wein, der sein Kleid in Wein  
 „gewaschen und seinen Mantel am Delberge in  
 „Wein

„Weinbeerblut, — so müsse Dero Liebe gegen  
 „ihn seyn wie eine Blut, wie eine Flamme des  
 „Herrn, daß auch viel Wasser der Unsechtun-  
 „gen, nicht mögen diese Liebe auslöschen, noch  
 „Ströme von Versuchungen sie ersäufen;  
 „Lassen Sie Dero Sinn von der Liebe dessen,  
 „der sich zu Tode geliebet, mehr wie durch alle  
 „neun Musen begeistert, und von der Liebe  
 „Christi gedrungen werden, in geistlichen lieblich-  
 „chen Liedern, in Psalmen und Lobgesängen,  
 „von ihm, von dem schönsten unter den Men-  
 „schenkindern, den Außerföhrnen unter allen  
 „Tausenden, immer mehr überzufließen. Bes-  
 „zeugen Sie meine Hochachtung und vermeh-  
 „den Sie meinen herzlichsten Segenswunsch  
 „dem treuen Knechte Gottes, Ihrem theuren-  
 „sten Herrn Papa.

Sie werden es selbst schon aus der obigen  
 Probe gemerkt haben, daß die Schreibart des  
 Herrn C. nicht die beste ist. Sie ist wirklich  
 weder ordentlich noch angenehm, er kommt zu-  
 weilen auf eine sonderbare Art, von einem auf's  
 andere, er macht Complimente, die nach dem  
 köstlichen (precieux) und erbauliche Anwendun-  
 gen

gen die nach dem Schematismus schmecken. Ich will die in der ebenangeführten Stelle enthaltene gute Wünsche gern in ihrem Werthe lassen, aber so viel ist ausgemacht, daß ein Prediger, der in Gesellschaften oder in vertraulichen Briefen sich eines gewissen feyerlichen paranätischen Tones nicht entschlagen will, wenigstens eben so sehr wider das  $\pi\epsilon\tau\alpha\sigma$  handelt, als wann er an heiliger Stätte, den gesellschaftlichen und gleichgültigen Ton brauchen wollte, der ihm in jenen Fällen wirklich sehr wohl anstehet.

Doch wieder zur Sache zu kommen, so ist der fünfte Brief an Herrn Lorenz Spengler Königl. Dänischen Hofkunstbreher gerichtet, und giebt eine kurze Nachricht von den vornehmsten Naturalien, sonderlich Conchyliensammlungen in Wien. Zuvörderst verdienet das Kayserliche Naturalienkabinet Aufmerksamkeit. Es ist unter der Aufsicht des Herrn Baillou; und der Herr V. macht hier Hoffnung, daß eine Beschreibung desselben in einigen Foliobänden ans Licht treten wird. Herr Wiedon, Kayserl. Kammermaler besitzt die besten



besten raresten und ausgesuchtesten Er:chyllien in ganz Wien, welche auch sehr wohl geordnet sind. Herr B. Stefani, Secretair beym Herrn Reichsvicekanzler Grafen von Colloredo, besitzt ein ausgesuchtes Naturalienkabinet und auch viel schöne Conchyllien. In dem Kloster der Minoriten hat der P. Alexander eine schöne Sammlung von Seltenheiten, und unter andern auch von Conchyllien zusammen gebracht. Insbesondere aber hat es mich aufmerksam gemacht, daß dieser geschickte Geistliche über zwanzigtausend Kupferstiche in der Absicht gesammelt hat, um den Wachsthum der Kunst von den ersten Anfängen an, bis auf jezige Zeiten zu zeigen. Wie sehr würde eine solche Sammlung nicht einen Schriftsteller zu statten kommen, der die bisher noch immer vergeblich gewünschte Historie der Kupferstecherey schreiben wollte. Der Holstein, Götterpische und Braunschweig, Wolfenbüttelsche Geheime Legations-Rath, Herr von Moll besetzt, ausser einer grossen und mit vielen zur Naturhistorie gehörigen Werken versehenen Bibliothek, ein vortrefliches Naturalienkabinet. Er hat wie der Herr V. berichtet, von seinen Conchyllien ein Verzeichniß verfertiget, bey einem jeden Stücke die verschiedenen Namen angeführet, und zugleich alle Schriftsteller, wo man weiter etwas davon nachlesen kann, aufs genaueste bemerkt. Ein mühsames aber desto nützlicheres Unternehmen. Des Herr Reichshofraths-Agent von Moll, ein Bruder des vorigen, hat ein ansehnliches Cabinet von Mineralien, Versteinerungen und Seegetwächsen.

---

wachsen. Der Herr Reichshofrath von Gärtner besitzt auch ein wichtiges Naturalienkabinet, Der Vater Tobias, Bibliothekarius im Kloster der Augustiner Barfüßer, besitzt eine ansehnliche Sammlung von Seltenheiten der Natur und Kunst. Der Herr Graf von Thurn besitzt auch ein schön Cabinet, sonderlich eine zahlreiche Anzahl ausgestopfter Vögel, und wohl aufbehaltener Fwiefalter. Man findet auch in dem Kloster der Camaldueser Eremiten auf dem Kaltenberge, ein kleines Kabinet bey einem Einsiedler, Namens P. Norbert. Endlich giebt der Herr V. einige Nachricht von seiner eigenen ansehnlichen Sammlung.

Dergleichen Nachrichten zeigen von einem lobenswürdigen Eifer zur Beförderung der Naturgeschichte, der in Wien herrschet. Sie werden insbesondere gelehrten Reisenden angenehm seyn, die gern allenthalben die merkwürdigsten Dinge in Augenschein nehmen. Vielleicht besuchen Sie auch noch einmal diese verschiedene Cabinetter, wann es einst wieder heißen sollte, so, wie unser Grenadier ehemals sang:

Izt folgen wir dem Menschenfreund,  
Den Blick gekehrt nach Wien!

Re.

---

# B r i e f e ;

die neueste Litteratur betreffend.

---

VI. Den 7. Augustus. 1760.

---

## Hundert und ein und zwanzigster Brief.

Sie haben sich sonst über mich getöndert, wann ich zuweilen die schlechtesten deutschen Bücher laß: Sie haben sich wohl gar geärgert, wann Sie mich haben sagen hören, daß ich einen Stoppe oder Picander nicht gern ganz verwerfen möchte. Meine Gründe haben Sie vielleicht, damals nicht überzeuget, aber ich werde alle Tage in der Meynung immer mehr bevestiget, daß einige unter den recht schlechten deutschen Schriftstellern, in gewisser Absicht noch weit eher erträglich sind, als die größte Menge der mittelmäßigen Schriftsteller, selbst derjenigen (dann auch in der Mittelmäßigkeit giebt es Stufen) die unter den mittel-

Siebenter Theil. 8      maßig

mäßigen, gut genennet zu werden pflegen. Diese sind mir gerade am allerunerträglichsten, dann nichts verdreht mich mehr, als wann ich sehe, daß der Schriftsteller, so zu sagen, am Rande des guten Geschmacks steht, und daß ihm vielleicht nur ein wenig Geist, oder ein wenig Beurtheilungskraft gefehlet hat, um den Namen eines guten Verfassers zu verdienen. Lieber will ich einen ganz schlechten haben, der mir aber unter seinem wilden Geschniere hin und wieder etwas gutes, und wohl gar Züge von Genie zu entdecket. Es ist wahr, dieser gleicht einem Bauer, der mit seinem treuherzigem Händedrücken vielleicht die Hand zerquetschet, jener aber kügelt mich zu Tode. Was ist besser!

Ich lese weit eher Stoppens Fabeln, als Helks oder Meiers Fabeln, eher hin und wieder einige Stücke aus den Romanen des Dreßdnischen Thürmers, als die Geschichte des Königs Psammitichus, eher Pifanders Scherzgedichte, als unsere neuere zweyquersfingerbreite Anatreontiker, eher das Gespräch  
des

des Buchbinders, als die Geschichte des Herrn Nase. \* Wann ich nachdenke, warum ich lieber jenes als dieses thue, so finde ich hauptsächlich, daß ein ganz schlechter Schriftsteller öfters eine gewisse Gattung von Originalwesen hat; aus Unwissenheit, oder aus Stolz, denkt er vielleicht nicht daran, bessere Leute nachzuahmen, sondern er entwickelt seinen ganzen eigenen Geist, und wann er sonst einen offenen Kopf hat, so schleichen Funken von bon sens unter, die dem Leser nicht ganz missfallen. Ein mittelmäßiger Schriftsteller hingegen, hat vor sich, was andere große Geister bereits gelüftet haben. Er suchet auch dahin zu gelangen, aus Mangel an Genie aber, kann er nicht, er hält sich inzwischen immer an seine Vorgänger, und sucht sie nachzuahmen. Daher kommt die ekelhafte Einförmigkeit, die unschmackhafte Gleichheit, das wässerige Wesen, der unerträgliche Gernwitz, kurz, daher kommt es, daß jedermann von einem solchem Buche sagt, es sey abgeschmackt, ohne daß man recht weiß,

§ 2

\* S. Justi satyrische Schriften.

weiß, wie man es beweisen soll. Dis ist gewiß der Fall bey den meisten mittelmäßigen Schriftstellern in Deutschland, allenthalben ist bey diesen Leuten ein Original ihr Ziel, das suchen sie nicht zu überschreiten, und gelangen auch niemals dahin. Ich weiß nicht, was für ein besonderes Unglück über Deutschland verhänget ist, daß fast kein Deutscher selbst denken, sondern immer nur sich nach andern richten will. Daher kommt es, daß mit wenig Mühe, und sogar ohne viel Genie, oder Geschicklichkeit, zu besitzen, jemand der sich nur ein wenig von andern unterscheidet, oft die ganze Nation umkehren kann. Als Menantes vor ein Original paßirte, affectirte ganz Deutschland, und redete halb gebrochen Französisch, Gottsched lehrte ganz Deutschland in kurzer Zeit, reines Deutsch reden, so rein, wie klar Wasser. Die Schweizer führten bald die Mode ein, auf Gottscheden zu schimpfen, und auf andere Art, so schlecht zu schreiben, als er. Klopstock führte, ohne seine Schuld, Hexameters und Unsinn, Gleim und Gellert eben-

ebenfalls, ohne ihre Schuld, abgeschmackte verliebte Gedichte, und eine fade Art zu erzählen, bey der ganzen Nation ein. Man darf daher, sobald man eine Schrift siehet, die etwas originales an sich hat, nur ganz gewiß sagen, daß es ihr gewiß nicht an schlechten Nachahmern fehlen werde. Das waren auch meine Gedanken, als ich Lessings Fabeln zum erstenmahl durchgeblättert hatte. Nun dachte ich, diese Art zu erzählen, wird unsern Schriftstellern sehr bequem seyn, die gern geschwind ein Buch machen wollen, und siehe da, meine Muthmassung ist in aller Geschwindigkeit eingetroffen, das Buch ist fix und fertig, ja, den Bogen nach, noch stärker als Lessings Fabeln. \* Was ich davon denke? Ei nu es ist ein Buch — von dem ich sechszehn tödtliche Seiten durchgelesen habe. Der Verfasser muß es wirklich so geschwind, als möglich haben wollen fertig haben, dann er hat seiner Erfindungskraft dabey gar zu sehr wenig Unkosten.

§ 3

\* Fabeln aus dem Alterthume, in vier Büchern, Breslau bey Meier, 11 Bogen, in 8.<sup>o</sup>

kosten gemacht, er hat in der Eil ein Schoß Fabeln aus den Phädrus, und andern schlechtern lateinischen Fabulisten, trocken oder wässerig, wie es kommt, übersezt, oder wie er es in der Vorrede auf eine bescheidene Weise herumbringt, „nach seiner eigenen Art erzählt, und dem Phädrus Saernus ic. „nur einige gute Wendungen und Ausdrücke „abgeborgt.“ Gerade, als ob die ganze Erfindung mit allen Umständen abborgen, heißen könnte, einige Wendungen borgen. Im übrigen tadelt er in der Vorrede Herrn Gellert mit etwas wenigem Recht, und mit mehrerem Unrecht. (Und in der That, ein Schriftsteller, der den Schreibefügel fühlt, kann nicht näher zu seinem Zwecke kommen, als wann er einen guten Schriftsteller tadelt, und den andern schlecht nachahmet.) Endlich führt er eine Fabel aus dem P. Abraham a Sancta Clara an, von der er selbst am besten wissen mag, wie sie dahin kommt.

Um Ihnen zu zeigen, wie viel unser Verfasser mit den lateinischen Schriftstellern, die



er nicht übersezt, sondern Ihnen nur einige Wendungen abgeborget haben will, gemein hat, will ich Ihnen ein Paar Fabeln aus dem Phädrus, nebst den deutschen Fabeln hersezen.

### *Cervus & Boues.*

Cervus nembrofis excitatus Latibulis  
 Ut venatorum fugeret instantem necem  
 Caeco timore proximam villam petit  
 Et opportuno se bubuli condidit.  
 Hic bos latenti: Quidnam voluisti tibi,  
 Infelix, ultro qui ad necem cucurreris,  
 Hominumque recto spiritum commiseris?  
 At ille supplex. Vos modo inquit parcite,  
 Occasione rursus erumpam data.  
 Spatium diei noctis excipiunt vices.  
 Frondum bubulus adfert nec ideo videt:  
 Eunt subinde & redeunt omnes rustici,  
 Nemo animadvertit: transit etiam villicus,  
 Nec ille quidquam sentit. Tum gaudens ferus  
 Bobus quietis agere coepit gratias,  
 Hospitiem adverso quod praestiterint tempore.

Respondit vnus. saluum te cupimus quidem ;  
 Sed ille qui oculos centum habet si venerit,  
 Magno in periculo vita vertetur tua.  
 Haec inter, ipse Dominus a coena redit,  
 Et, quia corruptos uiderat nuper boues,  
 Accedit ad praesepe : Cur frondis parum est ?  
 Stramenta desunt ? tollere haec aranea  
 Quantum est laboris ? Dum scrutatur singula,  
 Cervi quoque alta est conspicurus cornua.  
 Quem convocata iubet occidi familia,  
 Praedamque tollit. Haec significat fabula,  
 Dominum videre plurimum in rebus suis.

## Der Hirsch im Dohsenstall.

„Ein Hirsch ward aus seinem buschigten Auf-  
 enthalt verscheucht, und flohe aus blinder  
 Furcht in den nächsten Bauerhof, um dem  
 Bogen der verfolgenden Jäger zu entkom-  
 men. Hier versteckte er sich in einen Doh-  
 senstall, den er noch zu rechter Zeit fand.

„Armseeliger, rief ihm ein Dohse zu, wie  
 schlecht hast du dich vorgesehn! Du lauffst ja  
 von

„von freyen Stücken in den Tod! Du willst  
 „dein Leben unter einem Dache in Sicherheit  
 „setzen, das dem Menschen gehört!

„O, hat der Hirsch lebhaftlich, verrathet ihn  
 „mich nur nicht, ich will schon meine Selb-  
 „genheit finden — Es wird Abend — Der  
 „Hirte bringt frisches Heu und sieht nichts.  
 „Es gehen verschiedene Bauern vom Hofe hin  
 „und wieder, keiner merkt das geringste. Der  
 „Pachter kommt auch herein! Auch der wird  
 „nichts gewahr!

„Wie dankte nicht der Hirsch den Ochsen,  
 „daß sie ihn in so betrübten Umständen behert-  
 „bergt hätten! Wie froh war er nun! —  
 „Aber, sagte einer von den Ochsen: Wir wün-  
 „schen dir alles Gutes, aber wenn nur der erst  
 „kommt, der hundert Augen hat, so wird es  
 „gefährlich genug um dein Leben aussehn.

„Kaum hatte er es gesagt, als der Herr  
 „selbst vom Abendessen zurück kam, und weil er  
 „vor kurzem gefunden hatte, daß seine Ochsen  
 „abnähmen, trat er an die Krippe. „Warum  
 „ist so wenig Heu da? Die Stren fehlt auch!

„Kann ich wohl die Spinnewebe los toers-  
den? —“ Kurz, er besieht eines nach dem  
andern, und erblickt auch das hohe Geweih  
des Hirsches! Er ruft seine Leute insammen,  
läßt ihn todt schlagen, und freut sich über seine  
Beute.“

Des Besitzers Augen sehn das Ihrige  
am besten.

Hier hat wohl der V. dem Phädrus keine  
gute Wendung abgeborgt, Phädrus hat  
vielmehr von dem V. ein Paar schlechte  
Wendungen annehmen müssen.

Die letzte Fabel des Phädrus ist bey dem  
V. die 24te im dritten Buche.

### *Venator & Canis.*

Adversus omnes fortis ueloces feras  
Canis cum Domino semper fecisset satis,  
Languere coepit annis ingrauantibus.  
Aliquando objectus hispidi pugnae suis;  
Adripuit aurem : sed cariosis dentibus

Praedam

Praedam dimisit. Hic tum venator dolens  
 Canem obiurgabat. Cui larrans contra senex :  
 Non te destituit animus sed vires meae  
 Quod fuimus laudas ; iam damnas quod non  
 sumus.

*Hoc cur Philete scripserim pulcre aides.*

Der D. hat diese Fabel nach seiner Art folgendermassen erzählt:

### Der Jäger und der alte Hund.

„Ein Jäger war sehr mit seinem muthigen Hunde zufrieden, weil er ihm so leicht kein Wild entkommen ließ.“

„Aber das Alter kam endlich heran und der Hund fing an schwächer zu werden. Noch ergrif er einstens auf der Jagd das Ohr eines Hainers, musste aber der stumpfen Zähne wegen, auch gleich wieder die Beute fahren lassen. Da fing der Jäger an zu schmälen, und sich zu beklagen — D, sprach der Alte: Der Muth fehlet mir noch lange nicht, aber

„aber die Kräfte. Was ich gewesen bin, war  
 „dir lieb, und nun bist du böse, daß ich es  
 „nicht mehr bin.“

\* Der V. war sich vermuthlich bewußt, daß er  
 zwar zu seinem Lese, sagen könnte: jam dannas  
 quod non sumus,\* aber keinesweges quod  
 fuimus laudas. Daher hat er den letzten Vers  
 worinn Phädrus die Fabel auf sich anwen-  
 det, aus Unpartheilichkeit ganz weggelassen.

Unser V. unterschreibt sich unter der Vor-  
 rede J. S. R. Ich wußte nicht was diese  
 Buchstaben bedeuteten, weil ich mich ohnedem  
 wenig um die Namen der Schriftsteller und  
 am wenigsten der schlechten Schriftsteller  
 bekümmere. Aber unser beyderseitiger Freund  
 der Herr v. G \* \* \* hat es mir neulich ent-  
 deckt. „Der V. sagt er, heißt Johann  
 „Friedrich Neupfisch und ist eben derselbe der  
 „steulich vermischte Probstücke in gebun-  
 „dener und ungebundener Schreibart,  
 „wor-

\* Auch die Verbesserung des Barthius mit Burz-  
 manns: jam dannas quod sumus wäre hier zu  
 gebrauchen.

„worinn auch eine Menge Fabeln sind, heraus-  
 „gegeben hat. Nichts ist unstreitiger, sagt  
 „er fort, dann nicht allein die Anfangsbuch-  
 „staben verrathen es, sondern die Schreibart  
 „ist sich auch so ähnlich, als ein Ey dem andern.  
 „Eben das Geschwäze in der Vorrede! eben  
 „das elende Zeug in dem Buche selbst! bloß  
 „in der einen Schrift hat der Verfasser in  
 „seinem eigenem Namen ein Original seyn  
 „wollen, und in der andern hat er seinen  
 „Namen nicht nennen wollen, weil er darin  
 „ein bloßer Abschreiber ist. Bey der einen  
 „fällt mir Aesops Esel ein, der seinen Herrn  
 „lieblosen wollte, und bey der andern Lessings  
 „wilder Apfelbaum.“

Ich weiß nicht, ob der Herr v. B \* \* \*  
 recht hat, aber damit Sie doch urtheilen  
 können, ob seine Auspielung auf die Fabel  
 des Aesops richtig ist, so will ich Ihnen,  
 eine Fabel aus des Herrn Reupsch Werke  
 hersetzen, so viel werden sie auch daraus se-  
 hen, daß es nicht unter die mittelmäßigen  
 Schriften gehört, sondern unter die schlech-  
 ten,

ten, aber wirklich nicht unter diejenige Art,  
von der ich oben gesagt habe, daß ich sie zu-  
weilen gern lese.

## Käte vom Dorfe.

Kauft Käse und Butter ein, rief Michel Brolms  
seins Käte,

Die solch' im Ueberfluß vom Dorfe in die Städte,  
Zum Wochenmarkte trug. Sie rief den ganzen  
Tag

Den Leuten die sie sah, mit heiserer Stimme nach.  
So viel sie aber rief, (wen reizt das nicht zum  
Eifer,)

So wenig fanden sich der Käse- und Butterkäufer  
Bey ihrem Korbe ein. Die meisten wann im  
Mahn

Sie der Gefässe Schmutz, des Weibes Anzug sahn,  
Entfernten sich sogleich. Sogar des Korbes Decke  
Ein alt zerlumptes Tuch war voller Flohensflecke.  
Nein, sprach man, laßt das Weib vom billigen  
Preise schrecken.

Wenn ich was kaufen soll, so muß es reinlich seyn.

Es



---

Es ist schon angedacht : Ob ich auch folgen  
schreibe,

Daß Butter Butter bleibe, und Wahrheit  
Wahrheit bleibe,

Dies Rauchbart schäumend aus, als man sein  
geistlich Buch,

Dem es an Idusern fehlt, in einem Trümmern trag.

Ich widersprech ihm nicht. Ich fürchte keine  
Stellen ;

Doch würd uns nicht sein Werk so gut als ihm  
gefallen ?

Erug (unter uns gesagt) der eigenstümliche Thor

Die reine Wahrheit auch im sanftern Worte vor.

---



# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

VII. Den 14. Augustus. 1760.

---

## Hundert und zwey und zwanzigster Brief.

So bald der erste Theil von der Kabeſchen Ueberſetzung der Miſchna \* zu bekommen war, ſchickte ich meinem Rabbi, mit welchem ich zu S. . Bekanntschaft gemacht habe, \*\* ein Exemplar davon, und bat mir bey Gelegen-

heit

\* Miſchna, oder der Text des Talmuds, d. i. Sammlung der Aufſätze der Älteren, und mündlichen Ueberlieferungen oder Traditionen, als der Grund des heutigen phariſäiſchen Judenthums. Erſter Theil, Seraim. Von den Rechten und Satzungen deſſen, was geſset und geſſen wird. Aus dem Hebräiſchen überſetzt, umſchrieben und mit Anmerkungen erläutert von Johann Jacob Kabe, Stadt-Caplan zu Onolzbach. Onolzbach bey Jacob Chriſtoph Doſch. 1760.

\*\* S. den 3ſten Brief:

Siebenter Theil.

6

heit seine Meinung darüber aus. Gestern besuchte ich ihn, um mich mit ihm darüber zu besprechen. Er schien mit der Arbeit des Herrn Caplans sehr zufrieden zu seyn. Ich habe vor der Hand, sprach er, nicht mehr als einige Maßichthoth mit critischen Augen betrachten können. Ich finde hier und da zwar Unrichtigkeiten; allein die Anzahl derselben ist in Betrachtung der zu übersteigenden Schwierigkeiten, immer noch sehr geringe. Ich bewundere den Fleiß des Herrn Kabe, und muß gestehen, daß er die Erwartung übertroffen, die man von ihren Gelehrten, in Ansehung einer Wissenschaft, die sie so wenig angehet, haben konnte. Sie wissen, daß ich bey unserer ersten Unterredung zu S. . an der Möglichkeit einer guten Uebersetzung der Mischna zweifelte. In der That schien es fast unglaublich, daß jemand aus bloßer Neugierde, dasjenige für eine Wissenschaft thun werde, was wir aus Religion zu thun gewohnt sind. Ich sehe aber, daß die Wißbegierde ihrer Gelehrten weiter gehet, als ich geglaubt habe, und ich freue mich, daß die Uebersetzung dieses uns

so

so schätzbaren Werths, in gute Hände gerathen ist. — Sie waren damals begierig, setzte er hinzu, von unserm Talmud einigen Begriff zu haben, und ich war nicht im Stande, Ihnen in einer mündlichen Unterredung genug zu thun. Herr Kabe scheint in seiner Vorrede, den Juden insgemein, die Gabe der Deutlichkeit abzusprechen. Verstehet er dieses von den Juden, welche die Marktplätze besuchen, und vermuthlich in einer ganz andern Absicht zu ihm kommen, als sich über Stellen aus dem Talmud befragen zu lassen; so habe ich nichts dawider. Daß er aber von diesen, nicht aufs Allgemeine schliesse! Wer deutliche Einsichten hat, wird sich auch verständlich erklären können. Nur daß der Ort, die Zeit und die Gelegenheit solches nicht immer zulassen, wie zum Theil der Fall ist, worinn wir uns zu F. befanden. Nunmehr werden Sie selbst lesen, und sich unserer Art zu studiren, so viel sich solche aus der Mishna abnehmen läßt, bekannt machen können.

Ich gestand ihm, daß ich schon verschiedne malen zu lesen angefangen, aber niemals sehr

weit habe fortrücken können. Ich setze hinzu, man sehe zwar, daß dieses Studium so futil nicht sey, als man insgemein zu glauben pflegt; allein sehr unangenehm ließe sich das Werck doch immer lesen.

So geduldigen Sie Sich denn, versetzte er, bis der dritte Theil, welcher von den bürgerlichen Rechten handelt, heraus seyn wird. Der Stof zu den ersten beyden Theilen, sind heilige Geseze, davon Sie Sich, vermöge Ihrer Religion, völlig befreuet zu seyn glauben; daher kann eine genaue und weitläufige Untersuchung derselben, die für uns die heiligste und würdigste Beschäftigung ist, Sie sehr wenig interessieren. Ich stelle mir vor, die gewissenhafte Genauigkeit, mit welcher unsere Rabbinen z. B. von TillaJim, oder von Dingen verschiedener Art, die man nicht vermischen darf, handeln, kann Ihnen nach Ihren Grundsätzen, nicht anders als langweilig, und zum Theil lächerlich scheinen. Denn ob sich gleich diese Sagungen auf bewährte Schriftstellen gründen, so muß Ihnen dennoch unsere fromme Sorgfalt, alle mögliche Fälle

Fälle so genau zu erwägen, allzusehr ins Kleine zu fallen scheinen. Es hält schwer, in dergleichen Fällen seine Grundsätze zu verläugnen, und sich in die Denkungsart eines andern zu versetzen. — Verschieben Sie also Ihr Urtheil, bis der dritte Theil zum Vorschein kommt. Mich dünkt, die Grundsätze unseres bürgerlichen Rechts, müßten Ihnen nothwendig gefallen. Wenigstens scheint mir schon dieses ein unlängbarer Vorzug an unseren Rechten, daß sie sich durchgehends entweder auf Schriftstellen, oder auf mündliche Traditionen gründen, und dadurch genauer mit unserer Religion verbunden sind. Sie, die Religion, die in dem, was gut und böse, heilig und unheilig ist, unser Urtheil so eigenmächtig lenket, warum soll sie nicht auch Recht und Unrecht unterscheiden lehren? — Ich fragte ihn, ob er mir nicht die Anmerkungen mittheilen wollte, die er über die Rabische Uebersetzung gemacht hat? — Was ich in der allgemeinen Einleitung, und in einigen Tractaten, die ich aufmerksam durchgesehen, zu erinnern gefunden, versetzte er, habe ich auf ein Blatt

G 3

gesetzt,

gesetzt, und war Willens Ihnen solches nicht eher zu zuschicken, bis ich das ganze Werk würde durchgegangen seyn. Da ich aber nicht wissen kann, wie lange solches noch anstehen möchte; so nehmen Sie indessen diese wenigen Anmerkungen, und machen Sie den beliebigen Gebrauch davon. Bescheidene Erinnerungen, hoffe ich, werden dem Herrn K. nicht zuwider seyn, da er selbst in seiner Vorrede, jeden Liebhaber der Wahrheit dazu einladet. —

Soll ich Ihnen die Anmerkungen des Rabbi hersehen? — Wenn ich es thue, so geschieht es bloß dem Herrn Kabe zu gefallen, dem sie vielleicht nützlich seyn können. Sie mögen immer hier aufhören zu lesen! Das Folgende ist weder von mir, noch an Sie, sondern von einem jüdischen Gelehrten, an den Herrn Caplan Kabe, Uebersetzer der Mischna.

In der allgemeinen Einleitung S. 7. heißt es: „das vierte Seder, Mesikin, von „den Schadenflagen und andern gerichtlichen Dingen u. s. w. hat in beiderley Talmud.  
eine



alte Gemara, aufgezogenen im seibenten  
 „und zehnten Buche; so fehlet auch die-  
 „selbe im dritten Cap. des Tractats Mac-  
 „coth.“ Ich vermute hier einen Druck-  
 fehler, denn das dritte Capitel des Tractats  
 Maccoth hat im Babylonischen Talmud eine  
 weitläufige Gemara, und sie fehlet nur in  
 den Hierosolymithanischen Talmud.

Eben das. S. 11.

Unter den verschiedenen Ausgaben des hier-  
 osolymithanischen Talmuds hätte das be-  
 rühmte Werk unseres hiesigen Rabbi Gräns-  
 fels vorzüglich erwähnt werden sollen. Es  
 ist bekannt, daß dieser Rabbi den ganzen H. T.  
 mit seinem eigenen Commentario und weit-  
 läufigen Noten, auf eigene Kosten drucken  
 ließ. Weil das erste Seder bereits 1710  
 zu Amsterdam mit Noten heraus gekom-  
 men; so hat er mit dem zweyten Seder den  
 Anfang gemacht, welches 1743. zu Dessau  
 heraus gekommen ist. Das dritte ist 1757  
 zu Berlin gedruckt worden, und das vierte  
 wird nächstens die Presse verlassen. Das  
 ganze Werk führet den Titel: Korban

Haedab, und ist der äußerlichen Einrichtung dem B. T. vollkommen ähnlich.

So ist auch auf eben der Seite, die zehnte Auflage des babylonischen Talmuds vergessen worden, welche 1737, eben so wie die achte, zu Berlin und Frankfurt an der Oder heraus gekommen ist. — So viel von der Einleitung. —

### Tractat II. Peah.

E. 3. M. 7. Die Schenkung eines auf dem Krankenbette liegenden, sagt Herr R. werde für gültig erkannt, wenn sie gehörig im Besitz genommen worden. Diese Bedingung ist unnöthig. Die Schenkung ist gültig, wenn sie auch gar nicht im Besitz genommen, und dem Kranken nur der Mantel auf abgenommen werden, worinn alle unsere Ausleger übereinkommen.

E. 5. M. 3. Begehet Herr R. einen unverzeihlichen Fehler. Topheach heist nicht eine Handbreit, wie es der Uebersetzer giebt, sondern anfeuchtend. Masche Topheach, ein anfeuchtendes Maß. Eine Handbreit aber heist Tephach.

E. 6.

**E. 6. M. 1.** Niemand hat sich die Schule Schammai träumen lassen, zu behaupten, was man Preis gegeben, gehöre nur für die Armen. Der wahre Sinn ist dieser; die Schule Schammai sagt, was man nur den Armen Preis gegeben, sey eben so gut gehndsfrey, als wenn es für jedermann Preis gegeben worden wäre. Herr A. hätte dieses aus der entgegengesetzten Meynung der Schule Hillels abnehmen können, die er sehr richtig giebt. „Man kann nicht sagen, „daß etwas Preis gegeben sey, wenn nicht „auch die Reichen solches nehmen dürfen.“

**M. 3.** Heißt es in der Uebersetzung: „Eine Garbe, davon die Muthmassung ist, „daß man sie in die Stadt bringen wollen, „ist nicht als eine vergessene Garbe anzusehen.“ Von der Muthmassung ist hier die Rede nicht. Der Sinn ist dieser; Eine Garbe, die man aufgehoben, um sie in die Stadt zu tragen, und hernach auf dem Felde vergessen u. s. w. **E. Rabbi Schimschon.** Die Worte schehebesif bo können unmöglich verdeutschet werden, davon die Muthmassung ist, son-

bern müssen nothwendig heißen, die man ergriffen, aufgehoben.

E. 8. M. 3. „Sie (die Armen) sind beglaubet, wegen Gersten, so lang sie noch in Hülßen ist (a. Aehren von Keiß.)“ Wie kommt Herr K. auf Gersten? Im Texte steht, Gersten von Keiß. Darunter verstehen einige Ausleger, Keiß, so lange er noch in Hülßen ist, und andere, Aehren von Keiß. Gersten aber kann hier unmöglich verstanden werden.

M. 7. Die Armen-Casse, sagt Herr K. werde alle Freytag Abends ausgetheilt. — Nicht doch! das hiesse ja, die Armentasse am Schabbath austheilen! — Solte Herr K. nicht wissen, daß Ereb Schabbath eigentlich Freytag, aber nicht Freytag Abends heiße?

M. 8. „Wenn jemand zweyhundert Sus im Vermögen hat; soll er nichts nehmen von der Nachlese, Schibeha, Peah, weder dem Armengehenden. Fehlet ihm aber auch nur Ein Denarius daran, wenn auch tausend Personen auf einmal ihm denselben geben, und die Zahl voll machen“  
„wollt

„Sollten, darf er sich des alles bedienen.“  
 Ist unrichtig, und soll heißen; wenn man,  
 ihm auch für tausend Denarien Nachlese u. s. w.,  
 auf einmal geben will, darf er solche anneh-  
 men. Hierinn liegt der ganze Nachdruck des  
 Sages, daß ihm erlaubt ist, auf einmal mehr  
 anzunehmen, als ihm zu zweyhundert Suss  
 fehlet.

### Tractat VII. Maasroth.

Cap. 3. M. 8. „Wann jemand auf den  
 „Baum hinauf steigt, darf man seinen  
 „Geren mit Früchten anfüllen, und frey  
 „davon essen, (nur daß man nicht herab in  
 „den Hof steige.)“ — Der ganze Satz ist  
 unverständlich, und soll heißen: „Wenn je-  
 „mand auf den Baum hinauf steigt, darf er  
 „seinen Geren mit Früchten anfüllen, und oben  
 „frey davon essen, (aber nichts herunter in  
 den Hof mitnehmen.)“

E. 5. M. 2. „Wenn man Zwiebeln mit den  
 „Blättern ausgegriffen, daß die Erde darinn  
 „ste gestanden, daran hangen bleibt, bleiben  
 „sie rein, daß sie nicht können verunreiniget  
 „werden.“ Wie unrichtig Herr X. hier geles-  
 sen,

sen; wird er bey einiger Ueberlegung sehr leicht einsehen. Es ist offenbar, er hat bealehen gelesen, wo er balijah hätte lesen sollen. Der Sinn ist dieser: „Wenn Zwiebel auf einem Fruchtboden liegen, und (in dem allda befindlichen Schutt) von neuem Wurzel fassen; so können sie nicht mehr verunreiniget werden.“ Ein einziges Wort, das er unrichtig punktirt, hat ihn so weit von der Wahrheit abgeführt.

R. 3. „Sind unter dem, was man verkauffen will, Erstlinge, so nehme man dieselbe zuvörderst heraus, und verkaufe sodann das übrige.“ Erstlinge heißen sonst die Biccurim; wie sie auch Herr R. nicht anders nennet. Hier aber ist die Rede nicht von den Biccurim; sondern von reifen und zehnbaren Früchten. In der mehrern Zahl heißen sie Bethoroth, Früchte, die früher reif geworden sind, um sie von der eigentlichen Biccurim zu unterscheiden.

#### Tractat VIII. Maasser Scheni.

Cap. I. R. I. Es ist nicht erlaubt, den zweenen Zehenden zu verschenken, sagt Hr. R. weil Schenken die Rechte eines Kaufs hat.

bat. — Schenken hat sonst keinesweges die Rechte eines Kaufs, indem es die Früchte nicht einmal zehndbar macht, (S. R. Jom Tob). Nur hier in diesem Falle, heißt es, soll man das Eigenthum Gottes so wenig verschenken, als verkaufen.

W. 5. „Wenn jemand (auf dem Lande) um „das Zehndengeld aus Irrthum Früchte gekauft, muß der Verkäufer die Früchte wieder „zurück nehmen, und jenem sein Geld wiedergeben. Ist es aber mit Vorsatz wissentlich „geschehen; so muß man sie hinauf tragen, „und an dem Orte, den der Herr erwählt „hat, essen. Wenn man sie aber nicht auf „diese Weise geheiligt, muß man sie verfaulen lassen.“ Abermals fehlerhaft punctirt! Hr. R. liest statt *Mikdash*, *mekadesch*, und übersetzt; wenn man sie aber nicht auf diese Weise geheiligt, da es doch heißen muß; wenn aber kein *Mikdash*, oder Tempel vorhanden ist, daß man also in Jerusalem keinen zehnten Zehnden essen kann. — Derselbe Fehler kommt W. 6. abermals vor.

**E. 2. M. 3.** „Die Schule Hillels“ sagt, „alles was man damit (mit den Tiltan vom zweiten Zehenden) vornehme, dürfe in Unreinigkeit geschehen, ausgenommen, wenn man denselben gesenchtet habe.“ Ist falsch, und soll heißen; ausgenommen das Einsweichen, oder Anfeuchten, welches mit unreinen Händen zu thun verboten.

**M. 6.** „Wenn ein Sela (zwey Seckelstück von Silber) der von dem zweiten Zehenden ist, mit einem gemeinen Sela verwechselt worden, daß man nicht weiß, welches der Zehenden Sela ist, (und man will diesen wieder von Jerusalem hinaus tragen,) Dieser Zusatz ist von R. Bartenora, soll aber eigentlich heißen: und man will diesen außerhalb Jerusalem ausgeben. Die Verwechslung des Zehendengeldes mit dem gemeinen Golde, kann sowohl auf dem Lande, als in Jerusalem vorkommen, und es ist dem Besitzer in beyden Fällen daran gelegen, sie von einander zu unterscheiden, damit er das gemeine Gold zu Hause verkehren könne. Herr R. hat das Wort Lebozie unrecht verstanden.

**E. 4.**



„E. 4. R. 13. „Die Schule Schammai lehrt, wenn jemand, nachdem er die Krüge zugemacht, von einem auf alle die Sebe geben wolle, müsse er sie alle aufmachen, und in die Kelter ausleeren; die Schule Hillel aber sagt, es sey genug, wenn man nur einen aufmache u. s. w.“ Ist richtig. Die Schule Hillel gesteht, daß man sie alle aufmachen müsse, und geht bloß in Aufsehung des Ausleerens von der Schule Schammai ab, welches Herr R. aus der vorgehenden Mischna hätte abnehmen können, da es ausdrücklich heißt; wenn die Säffer zugeschlagen sind, muß man die Sebe von jedem besonders nehmen, worinn die beiden Schulen überein kommen. — Uebrigens hat Herr R. diese überaus schwere Mischna glücklich übersezt, nur wünschte ich, daß er zuletzt, bey der Lehre R. Schimeons der Auslegung des H. T. gefolgt wäre, so wie R. Schinschon und R. Bartenura gethan.

E. 5. R. 1. „Ein Weinberg des vierten Jahres wird mit einem Erdhügel von rother Erde bezeichnet,“ Daß die Erde eben roth seyn

seyn müsse, finde ich bey keinem von unsern Auslegern. Das Wort Adamah kann zwar seinem Ursprunge nach eine röthliche Erde bedeuten, allein in den mehren Fällen bedeutet es auch jede andere Erde.

Man siehet hieraus, daß Herr A. noch nicht Sorgfalt genug auf seine Uebersetzung gewendet. Er meynet zwar in der Vorrede, man würde in seinem Werke keine Vergehungen finden, wo er nicht wenigstens einen jüdischen Ausleger dabey zum Fürsprecher möchte aufbringen können. Ich zweifle aber sehr, ob er bey einer von den hier getadelten Stellen die geringste Autorität für sich finden würde. Ich habe keine lateinische Uebersetzung der Mischna zur Hand, und kann also nicht sagen, in wie weit diese mögen richtiger oder unrichtiger seyn. So viel ich mich aber erinnere zu einer andern Zeit davon gelesen zu haben, dünkt mich die Uebersetzung des Herrn A. noch die richtigste, und verständlichste unter allen. Die deutsche Sprache ist überhaupt ihrer Biegsamkeit halber, geschickter zu Uebersetzungen, als die lateinische, und Herr A. hat auch die Sache genug verstanden, um sich mehr an den Sinn, als an die Worte zu binden.

So weit der Rabbi. — Ich werde ihn öfter besuchen, um ihn, wo möglich, zur Beurtheilung der übrigen Tractate, oder Masichoth, wie sie der Hebräer nennet, anzuhaltten.

D.

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

VIII. Den 21. Augustus. 1760.

---

## Hundert und drey und zwanzigster Brief.

Clementina von Porreta, ein Trauerspiel von dem Verfasser' der Lady Johanna Gray, sahe ich bey meinem Buchhändler auf dem Tische liegen, und schämte mich, daß ein anderer einen Plan ausgeführt, den ich längst überdacht, und angefangen, aber nicht habe zu Stande bringen können. Ist, da mir Herr Wieland zuvor gekommen, will ich Ihnen die Schwierigkeiten entdecken, die mich von der Bearbeitung dieses Plans abgeschreckt haben. — — Wie vortreflich Herr Richardson die Episode von der Clementina behandelt hat, wissen Sie, weiß jedermann, dem die Werke des Genies nicht gleichgültig sind, und wer einiges Gefühl hat, muß wünschen,

Siebenter Theil. P schen,

sehen, diese neue Situation auf der Bühne vorgestellt zu sehen. Dem ersten Anblicke nach, sollte nichts leichter scheinen, als die Verwandlung einer rührenden Episode in ein bürgerliches Trauerspiel, und der Vortrag des Herrn Richardson kommt hier diesem Betrage sehr zu Statten. Denn da er so natürlich dialogirt, und so sorgfältig die Gebehrden seiner unterredenden Personen beschreibt, so wird man verführt zu glauben, er habe nicht nur die Erfindung, sondern auch den größten Theil der theatralischen Ausführung, bis auf die Pantomime so gar, die der Schauspieler zu beobachten hat, über sich genommen. — Dieses glaubte ich, und fing an den Plan zu entwerfen. Allein ich ward gar bald inne, daß die Dichtungsarten sich so schwer, als die Arten der Natur, eine in die andere umschmelzen lassen. Jede hat ihre wesentliche Bestandtheile, die gleichsam in Rauch aufgehen, so bald man eine gewaltsame Verwandlung mit ihnen vornimmt. — Ich will mich erklären, und die Schwierigkeiten stückweise herzehlen, die mir auf-  
gestoßen

gestossen sind, als ich meinen Vorwurf näher zu betrachten anfang.

Erstlich, der Charakter des Carl Grandsons ist für den Roman unverbesserlich, aber sehr unpoetisch, wenigstens fürs Theater höchst unbequem. Ich habe Ihnen schon vor einiger Zeit meine Gedanken über die vollkommen tugendhaften Charaktere eröffnet, und, wie ich glaube, nicht ohne Grund behauptet, daß die Idealschönheit der Dichtkunst nicht nur von der vollkommenen Tugend unterschieden, sondern auch mit derselben schwerlich zu verbinden sey. Damals führte ich meine eigene Gründe an, ist mag der Graf Shaftesbury, dieser große Kenner der Idealschönheiten, für mich reden. „Man wird vielleicht fragen, spricht der Lord, „wie kommt es, daß der Dichter (Homer) „in seinen beyden Heldengedichten, nirgends ein Einziges Muster der Tugend, „einen vollkommenen Charakter schildert? — Ich antworte, als Dichter hat

§ 2

„es

• Characteristis. Vol. III. Msc. V. ch. i.  
not.

„er dieses nicht thun können, ohne verkehrt  
 „und falsch zu denken. Nicht das Mögliche,  
 „sondern das Wahrscheinliche, das Ver-  
 „muthliche muß sich der Dichter zum Leit-  
 „faden wählen. So und nicht anders gewin-  
 „net er die Aufmerksamkeit, und bemeistert  
 „sich des innern Gefühls des Lesers oder Zus-  
 „schauers, die aus eigener Erfahrung, und  
 „aus dem, was in ihren Herzen vorgehet, am  
 „besten urtheilen können. Die vollkommene  
 „Tugend ist eine Wirkung der Kunst, der  
 „Selbsterziehung, des Zwanges, und der Ges-  
 „walt gleichsam, die man der Natur anthut.  
 „Gemeine Leser und Zuschauer aber, die bloß  
 „Bergnügen suchen, und gerne ihre Leidens-  
 „schaft durch den Anblick anderer Leidenschaf-  
 „ten und Gemüthsbewegungen wollen erregen  
 „lassen, verstehen sehr wenig von der Bezäh-  
 „mung, Milderung und Verbesserung, das  
 „durch dieses neue Kunstgeschöpf hervor-  
 „gebracht wird. Der wahre Tugendhafte  
 „ist wirklich nichts anders; denn seine Kunst  
 „mag an und für sich selbst noch so natürlich,  
 „oder noch so sehr in Natur und Vernunft  
 „gegrün-

„gegründet seyn; so ist sie doch allezeit eine  
 „Verbesserung, die das gemeine Gepräge der  
 „Natur, den bekannten Charakter des mensch-  
 „lichen Geschlechtes, weit hinter sich zurück  
 „läßt. Daher sind die höchsttugendhaften und  
 „vollkommenen Charaktere unpoetisch und  
 „falsch. Man muß keine Wirkung zeigen,  
 „derer Ursache unbekannt und unbegreiflich  
 „bleiben muß.“

Daß sich aber die Vertheidiger der vollkom-  
 men tugendhaften Charaktere ja nicht mit  
 der Ausflucht schützen, man könne auch für  
 Leser und Zuschauer aus einer höhern Sphäre  
 dichten, denen diese Verbesserung der Natur  
 kein Geheimnis ist, und die bey dem Dichter  
 etwas mehr suchen, als sich zu vergnügen!  
 Lord Shaftesbury ist diesem Irrthume ge-  
 vor gekommen. Er hat die Unzulänglichkeit  
 seines ersten Grundes selbst eingesehen, und  
 führet in der Folge andere Gründe an, die  
 den Punkt besser zu treffen scheinen. — Die  
 Stelle ist gar zu merkwürdig, als daß ich sie  
 Ihnen nicht ganz hersetzen sollte. Lassen Sie  
 mich immer von meinem Wege etwas abkom-

men, ich werde schon wieder einklinken. —  
 „Ein Held ohne Leidenschaft, spricht der  
 „Lord, ist so ungereimt, als ein Held ohne  
 „Leben, ohne Handlung. Gibt man ihm  
 „aber Leidenschaft, so müssen auch leidenschaftliche Handlungen daraus entspringen. Dasselbe heroische Genie, dieselbe anscheinende Seelengröße, die uns entzückt, wenn wir sie sehen, die entzückt natürlicher Weise auch in dem Leben und in den Sitten der Grossen, die man uns beschreibt. Der geschickte Zeichner also, der zum Behuf der Wahrheit dichtet, und seine Charaktere nach den Regeln der Sittenlehre schildert, bemerkt diesen Hang der Natur, und läßt jeder hohen Gesinnung, den ihr eigenen Ueberschwung, oder die Neigung in dem Tone, oder in der Art von Leidenschaft, die den hervorstechenden und scheinbaren Theil eines jeden poetischen Charakters ausmacht, zu weit zu gehen. Die Leidenschaft des Achilles strebt nach solchen Ruhm, den man durch Waffen und persönliche Tapferkeit erwirbt. Diesem Charakter zu Gefallen, verschieben



„reihen wir dem edelmüthigen Jünglinge seine  
 „alljugrosse Hitz auf dem Schlachtfelde, und  
 „seinen Jachzorn in dem Rathe, oder gegen  
 „seinen Bundesgenossen, wenn er beleidiget  
 „und aufgebracht wird. Die Leidenschaft des  
 „Ulysses strebt nach solchen Ruhm, den man  
 „durch Klugheit, Weisheit, und geschickte  
 „Unterhandlungen erwirbt. Daher verzeihen  
 „wir ihm sein feines, listiges und betrügeri-  
 „sches Wesen. Der Intrigengeist, das über-  
 „kluge Wesen, und die allzusein gekünstelte  
 „Politik, sind dem versuchten Staats-  
 „manne, der lauter Staatsmann ist, so na-  
 „türlich, als der Jachzorn, ein unüberlegtes  
 „und rasches Betragen, dem offenen Cha-  
 „rakter eines kriegerischen Jünglings, der  
 „selten weitaussehende Absichten hat. Die  
 „riesenmäßige Stärke des Ajax, und seine  
 „treffliche Kriegesarbeit würde weder so  
 „glaublich, noch so einnehmend seyn, wenn  
 „ihnen der Dichter nicht zugleich die redlichste  
 „Einfalt, und etwas plumpe Gemüthsgaben  
 „zugefallet hätte. — Wir bewundern den  
 „Agamemnon als einen weisen und edel-  
 „müthi-

„müthigen Heerführer, aber es gefällt uns  
„ungemein, daß der Dichter den fürstlichen  
„Stolz, das steife und herrische Wesen, das  
„diesem Charakter eigen zu seyn pflegt, in sei-  
„ner Person vorgestellt, und die übeln Fol-  
„gen desselben nicht unbemerkt gelassen. Und  
„hierdurch wird das Uebertriebene der Cha-  
„raktere eigentlich wieder zu Rechte gesetzt.  
„Denn indem das Unglück gezeigt wird, daß  
„aus jeder Uebertreibung zu entspringen  
„pflegt; so werden unsere heftig erregten Lei-  
„denschaften, auf die heilsamste und wirt-  
„samste Weise, gebessert und gereinigt. Wer  
„sich nach einem einzigen Muster, oder Ori-  
„ginal bildet, und wenn es auch noch so voll-  
„kommen ist, so bleibt er doch nichts mehr  
„als eine bloße Copie. Wer sich aber Züge  
„aus verschiedenen Mustern wählet, der wird  
„selbst original, natürlich und ungezwun-  
„gen. Wir bemerken täglich in Ansehung  
„der äußerlichen Aufführung, wie lächerlich  
„der wird, der einem andern, und wenn es  
„auch der artigste Mann wäre, beständig  
„nachahmet. Das müssen kleine Geister seyn,  
„die

„die nichts als copiren wollen. Nichts ist  
 „angenehm, nichts ist natürlich, als was ori-  
 „ginal ist. Unsere Sitten sowohl, als unsere  
 „Gesichter müssen, wenn sie noch so schön  
 „sind, in der Schönheit selbst eine Verschie-  
 „denheit haben. Eine allzugroße Regelmäß-  
 „igkeit kommt der Hässlichkeit nahe, und in  
 „einem Gedicht, (es sey episch oder dramatisch)  
 „ist ein vollkommener Charakter das  
 „größte Ungeheuer; und unter allen poeti-  
 „schen Erfindungen nicht nur am wenigsten  
 „einnehmend, sondern auch am wenigsten  
 „moralisch, und am wenigsten bequemt, die  
 „Sitten zu verbessern. In a poem (whether  
 „epick or dramatick) a compleat and perfect  
 „character is the greatest *Monster*, and of all  
 „poetick fictions not only the least *engaging*, but  
 „the least *moral* and *improving*.“

Sehen Sie! So strenge ist Shaftesbury  
 gegen die vollkommen tugendhaften Charak-  
 tere in der Poesie. Wer hätte das geglaubt?  
 Shaftesbury! der unsern süßen Schwärmern  
 allezeit die Gewähr leisten muß, wenn sie uns  
 erweisen wollen, daß sie das sittliche Ideal

besser zu treffen wissen, als Homer, weil ihre Helden tugendhafter sind, als die Helden der Iliade oder der Odyssee; weil ihre Achilles gelassener, ihre Agamemnons demüthiger, und ihre Ulysses aufrichtiger sind.

Was für ein Geschrey erheben die schweizerischen Kunstrichter nicht wider den Charakter des Philotas, dieses heldenmüthigen Kindes, das von überschwenglicher Ruhmbegierde entflammt, im Gefechte verwegen, und in der Gefangenschaft verzweiflungsvoll ist? Sie haben ganze Bücher geschrieben, zu beweisen, daß dieser Ehrgeiz übertrieben, und der Charakter des Philotas unmoralisch wäre. Sie haben ihm einen harmlosen Polytimos entgegen gesetzt, der im Gefechte behutsamer, in der Gefangenschaft geduldiger ist, und den Ausgang der Sache mit Gelassenheit abwartet. — Die seltsamen Moralisten! Ich mag die Vertheidigung des Trauerspiels Philotas nicht über mich nehmen, und hier ist auch der Ort dazu nicht; aber soviel ist gewiß, was sie an dem Charakter des Kindes bessern wollen, ist höchst ungereimt. Shaftesbury würde ihnen

ihnen antworten; Es ist wahr, meine Herren! Ihr Polytimet macht seinem Vater so viel Ruhmer nicht, als Philotas dem Seinigen. Wenn ich König wäre, und mein Prinz würde gefangen; so wünschte ich freylich lieber, daß er dem Polytimet als dem Philotas nachahme. Aber vom Theater lassen Sie mir das allfluge Kind weg. Es ist eine siebenzigjährige Seele in einem achtjährigem Leibe, ein poetisches Ungeheuer, das mir das beste Stück verderben könnte. — Philotas hat von dem Ehrgeize etwas zu viel? Lassen Sie ihm dieses Etwas zuviel, das seinem Charakter, Natur, Leben und poetische Wahrheit giebt. Ich sage noch mehr; vielleicht würde ich von einem so feurigen Kinde als Philotas, nur desto größere Hoffnung schöpfen, als von einem Polytimet, dessen philosophische Gleichmüthigkeit ich für einen Temperamentsfehler halten würde, weil sie der reifern Ueberlegung, Erfahrung und anhaltenden Übung zuvorgekommen ist. Wenigstens hat Xenophon so gedacht, da er seinen Cyrus als Kind, weit feuriger und wilder in die Gefahr rennen läßt,

als

als sie dem Philotas zu thun, erlauben wollen. — Doch genug vom Philotas!

Als ich vor einiger Zeit, ohne die Stelle im Schaftsbury bemerkt zu haben, bloß auf Veranlassung einiger Zeilen, die Herr G. aus dem Plutarch angeführet hatte, \* mich wider die vollkommene Charaktere erklärte, war ich mit dem Grunde, daß keine vollkommene Tugend in der Natur anzutreffen wäre, nicht zufrieden. Ich hielt damals die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahren Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst mißfiel. Was für Ursachen aber man auch annimmt; so ist an der Wahrheit des Sages selbst doch nicht zu zweifeln, daß die höchsttugendhaften Charaktere in der Dichtkunst monströse Hirngeburten sind. Einige Kunstrichter haben sogar bemerkt, Homer habe den Nireus, den er als den schönsten, und den Thersites, den er als den häßlichsten Menschen geschildert hat, in seinem ganzen Gedichte nicht mehr als

\* Siehe den 66ten Brief.

ein einziges mal vorkommen lassen. Nec denique, sagt Clarke, ad artificium poematis, nihil est, quod hic annotarunt nonnulli; utique unum omnium formosissimum *Nires*, itemque omnium maximè deformem *Thersaen* semel depictos, nunquam deinceps in toto poemate memoratos. So sehr hat dieser grosse Dichter alles Einzige in seiner Art gescheuet!

Ich weiß nur Einen Fall, da die vollkommene Charaktere auf der Bühne erträglich sind. Dieser ist, wenn die tugendhafte Personen unglücklich werden, wenn sie durch ihre Tugend selbst ein Raub des Reides und der Verfolgung abgeben, und mit ihrem Schicksale in einem beständigen Kampfe leben müssen. Alsdenn erregen sie unser Mitleid, und schlagen desto tiefere Wunden in unser Gemüth, je mehr Liebe, Hochachtung und Bewunderung sie sich durch ihre moralische Vollkommenheit erworben. So bald der Tugendhafte aber das Unglück überkommt; so wird er gleichgültig. Bewunderung ohne Mitleiden, ohne Schrecken, ist für die Dichtkunst

kunst überhaupt, und um so viel mehr fürs Theater, ein gar zu kalter Affect.

Ich komme von meiner weitläufigen Digression zurück. Bey solchen Gefinnungen konnte ich unmöglich einen Charakter wie Carl Grandisons für theatralisch gut halten. In der Episode von der Clementina schien er mir dieses um so viel weniger, je unthätiger er bey dieser ganzen Begebenheit bleiben muß. Er muß sich völlig leidend verhalten, wenn er die Hoffnung, der Besitzer der Clementina zu werden, nicht verschmerzen, und zugleich ihrer Familie nicht verdächtig werden will, als hätte er aus hinterlistigen Absichten sich die Schwachheit der jungen Gräfinn zu Nutze gebracht. — Richardson fand in seinem Roman noch immer Mittel, den Charakter des Grandisons, der hier außer Action ist, durch Nebenzüge zu erheben; allein für den theatralischen Dichter sind alle diese Mittel unbrauchbar. Was für eine leblose, gleichgültige Rolle muß er also seinen Grandison spielen lassen!

Die



Die zweite Schmierigkeit war, die Clemens-  
tina selbst. Richardson hat in seinem Ro-  
man Zeit und Raum genug, ihren Gemüths-  
zustand eine völlige Revolution hindurch, zu  
führen. Sie ist Anfangs bey heitern Gemüths-  
Kräften, der Stolz ihrer Familie, ein Muster  
der Tugend und der Frömmigkeit; aber sie  
besitzet einen edlen Hochmuth, der einen klei-  
nen Ueberschwung hat, und dieser ist die Quelle  
ihres Unglücks. Sie liebet den Grandison,  
den ihn ihre Religion als einen Reper, und der  
Adel ihres Hauses, als einen Menschen von  
geringerem Stande betrachten heist. Religion  
und Stolz gerathen in einen Kampf mit Liebe  
und Zärtlichkeit, und ihre Vernunft ist das  
Opfer dieses schwehren Kampfes. Sie wird  
trübfinnig, geräth in eine liebenswürdige  
Schwärmerey, die der englische Schriftsteller  
mit so meisterhaften Zügen zu schildern weis.  
Sie wird wild, rasend, und durch die Strenge,  
mit welcher ihr die grausame Laurana mit-  
spielet, wird ihre Raserey ganz natürlich in  
die hartnäckigste Melancolie verwandelt.  
Nun ist ihre Vernunft völlig dahin, und die  
Familie

Familie verzweifelt an ihrer Genesung. Indessen entziehet man sie der unmenschlichen Aufsicht der Laurana, begegnet ihr gelinder, läßt den Grandison nach Bologna kommen, gebraucht Arzneymittel, und ihr Gemüth heitert sich allmählig wieder auf. Sie wird wieder Meister von ihrer Vernunft, und, welches das Wunderbare der Erdichtung ist, zugleich auch Meister von ihrer Leidenschaft. Die Religion siegt, zum größten Erstaunen Grandisons und ihrer Anverwandten, und ihre Liebe verwandelt sich in eine zärtliche Freundschaft. — Dieses ist der Auszug von der Geschichte der Elementina, die uns in dem englischen Roman ganze Ströme von Thränen auspreßt. Der Charakter ist neu, die Glücksveränderung schrecklich, und der Ausdruck des Herrn Richardson so pathetisch, so voller Natur, daß er das Innerste unseres Gemüths durchwühlt, und die geheimsten Saiten der Empfindung sicher zu treffen weiß.

Der Beschluß künftig.

---

# B r i e f e

die neueste Litteratur betreffend.

---

IX. Den 28. Augustus. 1760.

---

Beschluß des hundert und drey und  
zwanzigsten Briefes.

Über wie soll der dramatische Dichter, dessen Zeit und Raum, wenn er sich auch noch viel Freyheiten erlaubt, in Vergleichung gegen des Romanenschreibers, so sehr eingeschränkt sind, wie soll dieser die Clementina auf die Schaubühne bringen, ohne den Zuschauer betauern zu lassen, daß er nicht lieber zu Hause den Richardson liest? Soll er die Begebenheiten häuffen, zusammenpressen, und also den ganzen Zirkel von Veränderungen vorstellen, die das Gemüth der jungen Gräfin erlitten hat? Soll er sie in der Blüthe des Wohlstandes aufführen, und vor den Augen des Zuschauers verwirrt, sinnlos und zuletzt wieder heiter werden lassen? — Ich wußte, daß dieses

Siebenter Theil.

J

nicht

nicht unmöglich sey, und erinnerte mich des grossen Meisters, der einen ähnlichen Plan vortreflich ausgeführt. Shakespear läßt den König Lear im Anfange des Trauerspiels, das diesen Namen führt, sein Reich seinen beiden ältesten Töchtern abtreten, und die Jüngste verstossen; in der Folge ihr selbst von den beiden ältesten Töchtern verstossen werden, des Nachts in Sturm und Wetter, von niemanden als von seinem Hofnarren begleitet, in einer Einöde herumirren, und aus Verzweiflung seinen Verstand verlieren. Der verstossenen Tochter, die einen französischen Prinzen geheyrathet, kommt das Unglück ihres Vaters zu Ohren, sie sucht ihn in dieser Einöde auf, sie findet ihn, nimmt ihn in ihrem Schutz, und bringet ihn durch gute Pflege und erquickende Eröstungen wieder zu sich selbst. — Die Einheit der Zeit hat unter der Menge von Begebenheiten etwas gelitten, aber wer achtet dieser, wenn das Gemüth ernsthafter beschäftigt, und in beständigen Leidenschaften herumgetrieben wird? Ich gieng also zum Shakespear, um mich Rathes zu erholen; allein aller

Muth

Noch laß mir, als ich dieses vortrefliche Trauerspiel noch einmal laß. Was hilft mir der Bogen des Ulysses, wenn ich ihn nicht spannen kann? — Shakespear ist der einzige dramatische Dichter, der es wagen kann, in dem Othello die Eifersucht, und in dem Lear die Raserey, in dem Angefichte, des Zuschauers entstehen, wachsen, und bis auf den Gipfel gebeihen zu lassen, ohne sich sogar der Zwischenscenen zu bedienen, um dem Fortgange des Affects einen Ruck zu geben, dem der Zuschauer nicht mit den Augen folgen kann. Wer ist aber tüht genug einem Senecas seine Reule, oder einem Shakespear seine dramatische Kunstgriffe zu entwenden?

Um sich also nach den gemeinen Regeln des Theaters zu bequemen, müßte der Dichter da anfangen, wo die Melancolie der Clemencia am hartnäckigsten ist, und die Familie den Grandison wieder nach Bologna fortgehen läßt. Er hat immer noch Materie genug fünf Aufzüge damit anzufüllen, das gestehe ich; allein von der Clemencia wird er und in diesem Falle kaum den Schatten zeigen

können. Wie viel vortrefliche Züge wird er ungebraucht lassen müssen, die den grossen Charakter der Gräfin in ihrem Gesundheitszustande, und ihre reiner, und durch keine Gedanken befleckte Unschuld in der verliebten Raserey selbst, so unvergleichlich bezeichnen? Und wie stehet es um die liebenswürdigen Phantasien der Clementina, um die unschätzbare Grillen ihrer allzulebhaften Einbildungskraft, um deren Willen allein man das Stück auf dem Theater zu sehen wünscht? Der Dichter wird einen grossen Theil derselben schlechterdinges weglassen müssen, da der Zustand, in welchem er die Clementine nimmt, nicht mehr schwaghafte Raserey, sondern tiefe Schwermuth seyn soll. — Das heisst, er wird uns von der schönen Bildseule des Herrn Richardsons, auf dem Theater, nur einen verstümmelten Dorso zeigen können: und dieser soll Leidenschaften erregen?

Sagen Sie mir doch, ob es möglich ist, daß man sich für eine rasende Person interessire, die man nie in ihrem heitern Gemüthszustande gekannt, und geliebt, oder hochgeachtet hat?

Ich

Ich folge dem Hamlet, der Lear auf allen ihren phantastischen Abwegen, weil mich der Dichter sie hat kennen, hochachten, und ihre unerhörte Begegnisse mit empfinden lassen. Derselbe nagende Gedanke, der sich so tief in ihrer Seele eingegraben, daß er die Empfindungen selbst in seine eigene Bilder verwandelt, der hat auch uns gleichsam mit angesteckt, und unserer Einbildungskraft den Hang mitgetheilt, alles auf diese beständige Lieblingsidee zurück zu schicken. Wie kann ich aber an der Sinnlosigkeit einer Person theil nehmen, die ich nur vom Hörensagen kenne, und das erste mal, daß ich sie sehe, ohne Vernunft und Sinnen antreffe? — Ich glaube also nicht einmal, daß die Situation der Clemensina sehr rührend werden kann, wenn man sie gleich Anfangs, da sie die Bühne betritt, aller Vernunft beraubt seyn läßt. Der Zuschauer muß natürlicher weise zweifeln, ob sie nicht mehr dum, oder halsstarrig, als melancholisch seyn mag. —

Endlich stand mir auch der Charakter des Jeronymo im Wege. Er ist eine nothwendige

bigste Person in dieser ganzen Episode, aber der dramatische Dichter kann ihn unmöglich in den Umständen lassen, in welche ihn Herr Richardson versetzt hat. Da er ein elendes und gequältes Leben führet, und beständig in Gefahr ist, unter den Händen der Wundärzte seinen Geist aufzugeben; so wird das Mitleiden des Zuschauers zwischen ihm und der Clementina getheilt, und die Einheit der Theilnehmung zerstört. — Doch diesem Uebel ließe sich allenfalls noch abhelfen!

Aber wie sollte der Ausgang des Stückes seyn? das Schicksal der Clementina kann auf der Schaubühne nicht so unbestimmt bleiben, als es der Romanendichter gelassen. Dieses hat auch Herr Wieland in seiner Vorrede bemerkt. Der Zuschauer ist auf den Ausgang allzubegierig gemacht worden, und er ist gar nicht befriediget, wenn ihm noch der geringste Zweifel übrig bleibt. Ein Episode ist ein angebrachter Nebenzerrath, dessen Anfang und Ende nicht absehen, sondern dem Ganzen gleichsam einverleibt werden müssen. Ein dramatisches Stück aber ist ein für sich  
bestes



— Bestehendes Ganze, dessen Enden herborragen und in die Sinne fallen sollen. — Was soll also am Ende aus der Heldin werden? Ihr Wahntum hat sich verloren, ihre Leidenschaft hat sich in das Joch der Religion geschnitten, allein welcher Zuschauer besorgt nicht einen noch gefährlicheren Rückfall? — Soll man sie ins Kloster schicken? dazu können sie unmöglich rathen. Der Einsall ist zu alltäglich, als daß er nicht ausgezischt werden sollte. Ich weiß nur einen einzigen Rath, man müßte sie von der wütenden Lady Olivia aus Eifersucht hinrichten lassen. Der Tod des Helden ist allezeit die rührendste Entwicklung, denn er läßt einen Stachel in dem Gemüthe des Zuschauers zurück, der anhaltende Schmerzen verursacht. — Diesen Anschlag hatte ich gefaßt, und war nur darauf bedacht, die Olivia mit in das Hauptinteresse des Stückes zu verwickeln, und eine ihr anständige Rolle spielen zu lassen. Allein Sie sehen, daß dieser Umstand allein schon die ganze Anlage verändert, und daß ich mehr hätte erfinden, als nachahmen müssen. Ich weiß nicht, ob ich

meinen Kräften zu wenig zugetrauet, oder meiner Bequemlichkeit zu viel nachgesehen habe. Genug, mein letzter Entschluß war, weder nachzuahmen, noch zu erfinden, sondern den ganzen Anschlag fahren zu lassen.

D.

## Hundert und vier und zwanzigster Brief.

Wie glücklich ist Herr Wieland nicht! Ueber alle Schwierigkeiten, die ich mir gemacht habe, ist er weit hinweg. Er nimmt die Umstände alle so, wie sie ihm Richardson in die Hände liefert, übersetzt die wichtigsten Scenen Wort zu Wort aus dem Englischen, setzt einige gleichgültige hinzu, um den Vorhang fünf mal aufziehen zu lassen, und siehe! es entsteht ein Ding, daß Herr Wieland ein Trauerspiel nennet. Ob es auf der Bühne gefallen, oder nicht gefallen werde, das geht ihm nun weiter nichts an. Genug, er hat das Seinige gethan, und Scenen und Aufzüge überschrieben. Wenn er das Glück hat Zuschauer

schauer zu finden, die niemals die Geschichte beym Richardson gelesen, so kann er vielleicht auch Beyfall hoffen.

Ich begreife nicht, wie ein Wieland, der sich in verschiedenen von seinen Ausarbeitungen als einen denkenden Kopf gezeigt, bis zu einer so selawischen Nachahmung herab sinken kann! Er sagt in seiner Vorrede, der Charakter der Clementina habe „für den Dichter so besondere Schwierigkeiten, daß es unbillig wäre, von dem ersten die sich an denselbigen wagt, etwas vollkommenes zu fordern.“ Ganz recht! Wer wird etwas vollkommenes fordern? aber ich möchte wissen, welche Schwierigkeiten denn Herr Wieland so glücklich überstanden, daß er sich für die übrige Nachsicht verspricht? Meines Erachtens, keine Einzige. Nehmen Sie die triviale Entwicklung, die Entfernung der Gräfin von der Welt, aus, die wirklich von des Herrn W. Hinguthun ist; so ist im übrigen alles so geblieben, wie man es in der ersten unüberlegten Hitze, nehmen zu können glaubt. Ich mag mich in kein verdrießliches Detail einlassen, denn das würde

nich zu weit führen. Ich begnüge mich, die Hauptcharaktere mit wenigem zu berühren.

Sein Carl Grandison ist auf der Bühne, wie ich es verimuthet hatte, eine tugendhafte, aber höchst unthätige Person geblieben. Seine Figur spielt zwar in diesem Stücke eine wichtige Rolle, aber bloß durch ihre stumme Unwesenheit, denn was sie thut, oder spricht, sind mehrentheils Verbeugungen oder Complimente. Gegen den Grafen Belvedera wird er einst feurig, — und macht Roborantaden. „Nur dieses muß ich ihnen sagen, wenn ich Ansprüche an die Gräfin Clementina hätte, so sollten weder sie noch eine ganze dräuende Welt mich abschrecken können, sie zu behaupten. Ein rechtschaffener Mann fürchtet nichts. Oder wen soll der fürchten, der vor dem Himmel selbst nicht erzittern muß?“ Ein seltsamer Troß! Weder ein Graf Belvedera, noch eine ganze drohende Welt sollten ihn abschrecken, an ein Frauentzimmer Ansprüche zu machen. Müssen denn die Ansprüche gemacht seyn? Warum soll sie ein tugendhafter Grandison,

nicht

nicht einer ganzen drohenden Welt zu gefallen fahren lassen? — Ein rechtschaffener Mann fürchtet nichts. Wen soll der fürchten, der vor dem Himmel selbst nicht erzittern muß? Diese Sprache verräth den Verfasser der socratischen Gespräche, so ungern ich auch den Herrn Wieland dafür erkennen möchte. „Die Stralen, spricht Socrates dort, die Stralen, welche aus einem comischen Theater hervor brechen, können die Gedanken desjenigen nur nicht zerstreuen, der bey des Jupiters feinen unbeweglich bleibt.“ Socrates redet wie Grandison, und Grandison wie Socrates, und vielleicht beyde, wie Herr Wieland, denn warum würde er zwey so verschiedene Muster der Tugend dieselbe Sprache führen lassen, wenn er sie nicht für die wahre und angemessene Sprache der Rechtschaffenheit hielte? —

Die Clementina erscheint in dem achten Auftritte des zweyten Aufzuges zum ersten male. Die Markgräfin, Grandison, der Bischof und Jeronymo befinden sich in dem Zimmer des letztern, und „Clementina nähert  
„hert

„Hert sich an Camillens Arm gelehnt, mit fleis-  
 „gen Schritten und auf dem Boden gehefteten  
 „Blicken. In der Mitte des Zimmers bleibt  
 „so einige Augenblicke stehen, ohne darauf  
 „Acht zu haben, daß jemand gegenwärtig sey,  
 „darauf macht sie eine Bewegung, als ob sie  
 „wieder zurück gehen wollte; aber Camille  
 „zeigt ihr einen Stuhl zwischen ihrer Mutter,  
 „und dem Bischof, und spricht: Hier, gnä-  
 „dige Gräfin! hier! Clementina setzt sich,  
 „ohne die Augen aufzuheben u. s. w.“ Diese  
 ganze Scene ist mehr Pantomime als Reden.  
 Herr W. hat sie von Wort zu Wort dem  
 Richardson nachgeschrieben. Ich gestehe  
 es; am rechten Orte würde sie die vortref-  
 lichste Wirkung thun, aber der Zuschauer  
 muß mit grosser Kunst dazu vorbereitet seyn.  
 Wenn ich meine Empfindung trauen darf, so  
 muß dieses stumme Spiel der Clementina,  
 in dem Trauerspiel des Herrn W. mehr  
 Widerwillen, als Mitleiden erregen. Carl  
 Brandison schreibt irgendwo, what, my  
 dear Dr. Bartelet, can be more affecting, than  
 these absences, these reveries, of a mind once  
 so

so sound and so sensible! Man muß aber wissen, wie gesund, wie verständig eine Seele vorher gewesen, wenn man durch ihre Abwesenheit so gerührt werden soll. Herr W. hat aus die Seele der Clementina noch gar zu wenig kennen lassen. Wir sind noch immer in Zweifel, ob die junge Gräfin verzogen, und tückisch, oder wirklich wahnwitzig ist.

Zum Unglücke hat Herr W. die Ausschweifungen der Einbildungskraft, die glücklichen Rasereien der Clementina, alle weggelassen, die uns den innern Zustand ihrer Seele so treulich abbildern. In den Stellen selbst, die er Wort zu Wort aus dem Englischen übersezt, hat er die wenigen Züge von dieser Art, die ihm nach der Anlage des Stückes noch zu Dienste gestanden, wie mit Fleiß, aus der Mitte gerissen, und verworfen. Hat er sie irgend nicht für theatralisch gehalten? O wir hätten ihm gern einige schwafthafte Monologen dafür geschenkt!

Lassen Sie sich einige von diesen Unterlassungssünden erzählen. — Im fünften Auftritte

tritte des ersten Aufzuges kommt Camille gelaufen. „O Herr Grandison! — Ein „Engel ist mit Ihnen in dieses Haus gekommen! Welch eine freudige Zeitung bringe ich Ihnen! Clemensina — — meine theure junge Gräfin — hat diesen Augenblick wieder geredet.“ Diese Veränderung gebet bey dem Herrn W. mit Wunder zu. Nun hören Sie, was für eine vortrefliche Scene er sich hat entgehen lassen,

„Man nennete den Grandison, erzählte „der Engländer, in ihrer Gegenwart, und „sie sahe sich schnell, wie nach jemand, um „Laura, ihr Mädchen, ward von Ungefähr „gerufen. — Sie fuhr in sich, warf ihre „Arme, wie erschrocken, um die Camille, und „sah wild aus. Camille glaubet ganz gewiß, der Name Laura habe sie auf die Gedanken von Laurana gebracht, die sie so sehr fürchtet. Als sie mit ihrer Camilla allein gelassen ward, fing sie an zu reden;

„Hat nicht jemand den Ritter Grandison „da genennet? fragte sie.

„Ja, Madame!

„Gee



„Geschwind! ehe ich ihn noch einmal nenne,  
„sehe sie nach der Thüre, ob meine grausame  
„Ruhme nicht horcht?

„Ihre grausame Ruhme, Madame, ist  
„wie viel Meilen von ihnen entfernt.

„Das hilft nichts, sie kann doch hören.

„Theuerste Lady! Sie kann nicht hören.  
„Sie soll ihnen niemahls wieder vor Augen  
„kommen.

„So spricht sie wohl, Camille!

„Habe ich sie denn jemahls hintergangen,  
„gnädige Gräfin!

„Ich kann mich nicht mehr besinnen. Mein  
„Gedächtniß ist weg, ganz weg Camille. —  
„Sie sahe hierauf die Camille starr an, und  
„schrie voller Entsetzen.

„Was fehlt ihnen, theuerste Gräfin?

„Indem sie wieder zu sich kommt. —  
„Ach, meine eigene Camille! Sie ist es.  
„Ich dachte wirklich, sie wäre Laurana ge-  
„worden, als sie mich so wunderbarlich an-  
„blickte — keinen solchen Blick mehr! thue sie  
„es nicht mehr, Camille!

„Camille fühlte in ihren Blicken eben nichts  
„besonders. — „Ja

„Ist meine Mutter drinnen?

„Ja!

„Wer noch?

„Der Chevalier, Madame.

„Welcher Chevalier?

„Brandison.

„Unmöglich! Der ist ja in seinem stolzen England.

„Er ist herüber gekommen, Madame. — —

„Wünschten sie wohl ihn zu sehen?

„Zu sehen? Wen?

„Den Chevalier Brandison?

„Einst wünschte ich es sehr. (seufzet)

„Und nun nicht mehr, Madame?

„Nein; Ich habe alles vergessen, was ich ihm zu sagen hatte. Doch nach England möchte ich wohl reisen. Wir armes Frauenzimmer sollen durchaus nirgend hinkommen, und die — —

„Hier hielt sie inne, und Camille konnte kein Wort mehr von ihr heraus bringen.“

Der Beschluß künftig.

---

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

X. Den 4. Septembr. 1760.

---

Beschluß des hundert und vier und  
zwanzigsten Briefes.

Was sagen Sie zu dieser Scene, und was zu Herrn W., der einen solchen Schatz vernachlässiget? — Ich versichere Sie, in seinem ganzen Stücke hat er keine einzige, die dieser an Erheblichkeit beyfäme.

In der pantomimischen Scene, davon ich oben geredet, übergeht er muthwillig den allererhabensten und schrecklichsten Zug des ganzen Auftritts. — „Clementina setzt sich, ohne die Augen aufzuheben. Alle Personen, außer ihr, drücken ihre Betrübniß auf verschiedene Art aus. Die Markgräfin nimmt sie bey der Hand, und spricht:

„Schaue doch auf, meine liebe! „ „ „  
„Siehe deinen Jeronymo „ „ Er weint. —

Siebenter Theil.

R

„Cler

„Clementina bleibt noch immer in der vorigen Stellung, ohne sich zu bewegen.“ So weit Herr Wieland. Der Engländer fährt fort: „Ihr Bruder hat; theuerste Schwester, siehe uns alle an. Verachte uns nicht, gönne uns einen Blick. Siehe, Vater, Mutter, Bruder, Schwester, und jedermann in Thränen. Wenn du uns liebest; so lächle uns freundlich an. — Sie hub die Augen zu ihm auf, und gab sich, aus Gefälligkeit, alle Mühe zu lächeln. Allein eine trübe Ernsthaftigkeit hatte sich ihrer Gesichtszüge so bemächtigt, daß sie nichts mehr, als durch das Anstrengen, ihre Ergebenheit bezeugen konnte. — Der Vater sprang vom Stuhl auf, mit einem Tuche vor den Augen. Liebes Kind! sprach er, niemals, niemals laß mich dieses schreckliche Lächeln wieder sehen.“ — Herr W. hebt da wieder an, wo die Unterredung gleichgültiger wird.

Im dreizehnten Auftritte des zweiten Aufzuges läßt ihr Herr W. Verstand und Sprache wieder kommen, aber auf einmahl ist alles wieder da. Sie redet so verständig, so ordentlich,

lich, als Grandison selbst. Wie wenig hat er die Wahrheit und Nothwendigkeit der kleinen Rückfälle eingesehen, die sie Herr Richardson noch immer ausstehen läßt! Ihre Mutter spricht heym Wieland; „kennest du „den dankbaren Grandison nicht mehr, den „deine ganze Familie mit ihrer Achtung beehrt.

Clementina.

„O ja! ja! = = = Ich kenne ihn = = =  
„Aber wo sind sie diese ganze Zeit gewesen?

Grandison.

„In England, gnädige Gräfin, und ich bin „erst kürzlich gekommen, Sie und ihren Jeronimo zu besuchen.

Clementina.

„Der gute Jeronimo! Ich habe ihn lange „nicht gesehen. Und sie lieben ihn? u. s. w.“

Richardson läßt sie hier schwärmen. Sie spricht: „Jeronimo! Indem sie die „eine Hand in die Höhe hebt. Armer „Jeronimo.

„Ihr Jeronimo, Madame! und mein „Jeronimo ist auf gutem Wege zur Besserung. Lieben Sie den Jeronimo?

„Ob ich ihn! — Was sagten Sie vom Jeronymo? Ich verstehe sie nicht. —

„Jeronymo wird, da Sie sich nun wohl befinden, auch bald wieder hergestellt seyn.

„Befinde ich mich denn wohl? — Ach Sie! — Retten Sie mich, Grandison, retten Sie mich! schrie Sie mit etwas schwacher Stimme, indem Sie sich voller Furcht und Entsetzen umsah.

„Ich will Sie retten. Wir wollen alle Sie retten. Was fürchten Sie denn so sehr?

„O du-grausame, grausame Laurana! u. s. w.

Dergleichen phanatistische Schrecken wandeln ihr beym Engländer in derselben Scene zu verschiedenen malen wieder an, und Herr Wieland hat sie, ich weiß nicht aus welchem Eigensinne, alle in der Uebersetzung weggelassen. Z. E. Clementina spricht in Deutschen;

„Sie müssen wissen, Herr Grandison, = = =  
 „Was wollte ich doch sagen? = = Ach mein  
 „Kopf! (Sie legt die Hand auf die Stirne.)  
 „Wol! = = = Aber Sie müssen mich jetzt  
 „ver-

„verlassen. = = = Es ist etwas nicht recht \*  
 „— — Verlassen Sie mich, ich kenne mich  
 „selbst nicht mehr.“ Das Original setzt  
 meisterhaft hinzu :

„Mit schreckenvollen Angesicht sah Sie ihn  
 „hierauf an — Sie sind der Mann nicht  
 „mehr, mit dem ich so eben geredet — Wer  
 „sind Sie, Herr? u. s. w.“

Ein einziges mal wagt es Herr W. sie  
 etwas verwirrt sprechen zu lassen, und dieses  
 einzige mal mißlingt ihm. = = = „Er, (Gran-  
 „dison) wußte, wie unglücklich ich war, er  
 „wußte wie grausam Laurana mit mir  
 „umgieng, er sah es, und wollte mich nicht  
 „retten. — — Die unbarmerzige Lau-  
 „rana! Sie hasste mich. — Aber jetzt —  
 „— Arme Unglückliche! Sie ist dahin, und  
 „ich bete für ihre Seele.“ Schön! aber nur  
 alsdenn erst, wenn man weiß, daß es eine  
 Grille ist, die sie sich in den Kopf gesetzt,  
 und Laurana in der That noch lebet. Der

K 3

Englän-

\* Herr W. übersetzt öfters gar zu slavisch. Wer  
 verstehet dieses, wenn er sich nicht sogleich auf  
 das Englische Something is wrong besinnet?

Engländer hat die Vorsichtigkeit gehabt, seine Leser davon zu benachrichtigen. Der Deutsche aber, der dieses nicht thut, muß, wo es nicht aus Unachtsamkeit geschehen, den Werth des unvergleichlichen Zuges selbst nicht eingesehen haben.

D.

### Hundert und fünf und zwanzigster Brief.

Was ich von des Herrn von Premontrval Preservatif \* sage? Alles des Gute was man von dem Unternehmen eines patriotischen Mannes denken und sagen muß, der es nicht ohne die dazu gehörige Geschicklichkeit ausführt, der nicht bloß bey Grillenfängereyen stehen bleibt, sondern herzhast zugreift, und das Uebel mit der Wurzel heraus zu reißen suchet. Sie wissen, wie gern ich es sehe, wenn man sich nicht scheuet seine Meinung frey her-

- \* Preservatif contre la Corruption de la Langue Françoisse, en France & dans les Pays où elle est le plus en usage, tels que l'Allemagne la Suisse & la Hollande. Ouvrage Periodique. 8. 1756.



heraus zu sagen, urtheilen Sie also, ob mir der Ton des Herrn v. Premontval missfallen kann. Er ist wirklich frey, ohne die geringste Umschweife, nichts destoweniger ist seine Schreibart sehr unterhaltend, und da er zuweilen viel sonderbares, sowohl in seiner Gedenkungsart, als in seiner Schreibart hat, und die ungemeine Lebhaftigkeit, mit der er sowohl mündlich in Gesellschaften, als auch in seinen Schriften seine Sätze vorzutragen pflegt, nur sehr selten verläugnet, so kann man gar nicht müde werden, sich auf eine von beyden Arten mit ihm zu unterhalten. Zwar sollte es scheinen, daß der Vorwurf, den er sich in dieser Schrift gewählt hat, einen Deutschen nicht sehr interessiren könnte. In der That könnte es uns vielleicht gleichgültig seyn, ob die französische Sprache verderbt, oder verbessert würde; ja vielleicht könnte es gar scheinen, als ob es uns nützlich seyn möchte, wenn diese fremde Sprache, welche sich zum Nachtheil unserer eigenen bey uns eindringet, mit der Zeit so entsetlet würde, daß sie gar keine Anbeter mehr bey uns finden

könnte. Wir können überdem in vielen Fällen, sonderlich in denjenigen, wo es auf ein französisches Ohr ankommt, selten ein zuverlässiges Urtheil über den Herrn v. Presmontval und über seine Gegner fällen, wie dann auch, uns die wir die französische Sprache nicht schreiben, oder in größter Vollkommenheit beurtheilen wollen, der grammatische Theil dieses Werkes wirklich sehr gleichgültig ist. Aber es giebt eine andere viel vortheilhaftere und für uns interessantere Seite dieses Werkes; Er will nicht allein die französische Sprache, sondern auch den guten Geschmack bey seiner Reinigkeit erhalten, er will verhindern, daß man nicht Armseligkeiten für Verstand, falschen Schimmer für Wiß und prächtiges Galimathias für Wohlredenheit ansehen soll. Da nun der größte Theil der Leser in Deutschland französisch liest, so heißt es dem guten Geschmack der Deutschen einen wichtigen Dienst leisten, wann man den französischen Geschmack vor dem Verderbnisse bewahret. Aber wissen Sie noch mehr, Herr v. P. schreibt eben unserer Liebe zur französischen

sehen Sprache den größten Antheil daran, zu, daß wir bisher es noch nicht weiter in der schönen Gelehrsamkeit gebracht haben, und führet die bittersten Klagen darüber. Mehr Unparthenlichkeit kann man von einem ehrlichem Mann nicht fodern!

Er hat in seinem vierten Stücke, welches ich eben ist vor mir habe, einen besondern Abschnitt. Contre la Gallicomanie ou le faux Gout François, welcher Ihrer Aufmerksamkeit werth ist, obgleich der Herr v. P. in dem Hauptsatze Unrecht haben mag, denn die Langsamkeit mit der die schönen Wissenschaften, und die deutsche Sprache, in Deutschland sich ihrer Vollkommenheit nähern, hat noch andere, und eben so wichtige Ursachen, als die Zuneigung die ein grosser Theil des französischen Publici zu der französischen Sprache hat.

Er theilet seine Predigt wider den falschen französischen Geschmack in zwey Theile, und handelt 1) woher in Deutschland der französische Geschmack seinen Ursprung hat. Hievon giebt er die bekannten Ursachen an. Er zeigt unter andern: daß die vielen

kleinen und grossen Höfe in Deutschland viel dazu beigetragen haben. Und fährt fort:  
 „Ausser dem Gewicht, daß sie (die grossen Höfe) gegeben haben, seitdem sie selbst den französischen Geschmack lieb gewonnen, und die französische Sprache auf eine unerhörte Weise der Deutschen vorgezogen worden, ja beynahe die einzige Sprache die geworden ist, deren man sich im artigem Umgange bedient; Ausser diesem Gewichte, sage ich, giebt es noch eine vorübergehende Ursache, und die mit dem oben erwähnten, erklären kann, wie die Sachen so weit gekommen sind.“

„Diese Ursach ist die Unbestimmtheit, worinn eine Sprache nothwendig bleiben muß, die noch nicht bestimmt ist, und zugleich an verschiedenen Höfen, und beynahe gleichen Landen geredet wird. In diesem Falle ist gerade die deutsche Sprache die vorfunfzig oder sechzig Jahren wohl nicht sehr bestimmt war, da sie ist noch auf tausenderley Art unbestimmt ist, indem es ihr noch an einem genugsam weitläufigem und mit dem gehörigem Ansehen versehenem Wörterbuche fehlt.“

„fehlet. Und wo sollte auch wohl ein Wörterbuch das Ansehen hernehmen, unter so vielen Dialecten die alle ein gleiches Recht dazu haben; und wie weitläufig müste es nicht seyn, um alle diese verschiedene Dialecte einzuschließen. Daher mußte man, und muß noch in der Unbestimmtheit taumeln. Aus dieser Unbestimmtheit ist bey sehr vielen Leuten Gleichgültigkeit und Unlust erwachsen. Eine Fremde, die mit verschiedenen Vortheilen begabt war, und die Thür schon offen fand, hat sich dieses mit Nutzen bedienet. Sie ist von den Monarchen, von den Großen, und beynähe von allen vornehmen Personen, vorgezogen worden, ob sie gleich vielleicht weniger innerliches Verdienst hat.“ In einer andern Stelle sagt der Herr v. Pr. Die Einrichtung des Deutschen Reichs ist schuld, daß die deutsche Sprache nicht so wohl bestimmt hat werden können, als die Französische, und sie ist es in der That auch weniger. Wo ist die Hauptstadt, die alle aufgeklärte Geister der Nation an sich ziehen und versammeln kann? Wo ist der Hof  
„wel

„welcher zum Vereinigungspunkte dienen  
 „könnte, und dessen Gebrauch und stillschwei-  
 „gende Entscheidungen die Kraft der Gesetze  
 „hätten, um die unzähligen Ungewißheiten zu  
 „entwickeln, zwischen welchen eine Sprache  
 „wanket, ehe sie ihre gehörige Festigkeit er-  
 „hält. Sollte es der Dresdner Hof seyn, wie  
 „man sagt? Aber ich finde nicht, daß man  
 „dieses in Berlin zugeibt, zugeschwigen, daß  
 „selbst am Dresdnischen Hofe die so hoch ge-  
 „rühmte Sächsische Sprache der Italienischen  
 „und dem Französischen hat weichen müssen.  
 „Ich zweifle gleichfalls sehr, daß man zu  
 „Wien, München, oder Mannheim sich ver-  
 „bunden glaubt, Sächsisch zu reden, wann man  
 „Deutsch reden will: und wie? hat sich der  
 „größte Dichter Deutschlands, hat sich Haller  
 „wohl gefürchtet: seine Muse schweizerisch  
 „reden lassen?

Sie werden leicht sehen, daß obgleich einige  
 von diesen Sätzen ihre Richtigkeit haben, den-  
 noch hingegen wieder andere oder wenigstens  
 die daraus gezogene Folgerungen desto falscher  
 sind. Man siehet wohl, daß der Herr von  
 Prez

Premontval nicht Kennniß genug von un-  
 serer Sprache hat, und daher vieles aus einem  
 ganz unrichtigen Augenpunkte ansieht. Haller  
 hat sich allerdings so sehr gefürchtet seine Muse  
 Schweizerisch reden zu lassen, daß er alle Spu-  
 ren davon aufs sorgfältigste wegzuräumen ge-  
 sucht hat, sobald er bey seinem Aufenthalte  
 in Deutschland das Deutsche Ohr erhielt,  
 welches man nothwendig haben muß, um sol-  
 che Fehler zu empfinden. Er hat diesem Säch-  
 sischen Wohlklange einige seiner vortreflichsten  
 Gedanken aufgeopfert und muß sich wegen  
 einiger wenigen Spuren der Schweizerischen  
 Mundart, die er nicht hat tilgen können, noch  
 bis jetzt von den Sächsischen Puristen grob  
 gen. u. anklagen lassen. Einige Kunstrichter  
 die nie die Schweiz verlassen haben, haben  
 sich vergebens bemühet die Eitelkeit des Säch-  
 sischen Wohlklanges durch Gründe zu bewei-  
 sen; man hat sie ausgelacht, und sie sind end-  
 lich selber gezwungen worden sich der Sächsi-  
 schen Schreibart zu nähern. Die besten  
 Schriftsteller in der Schweiz, Gefner und  
 Zimmermann ereifern sich, es zu einem hohen  
 Grade

Grade der Zierlichkeit in der Sächsischen, oder in der eigentlichen hochdeutschen Sprache zu eringen. Die größte Anzahl der besten Köpfe Deutschlands haben aus Sachsen und Brandenburg und den angränzenden Landen ihren Ursprung genommen. In Sachsen und Brandenburg, und besonders in den Hauptstädten Dresden und Berlin ist ein Zusammenfluß von Gelehrten und insbesondere von Leuten die sich auf die Vollkommenheit der Deutschen Sprache befleißigen. Den Sachsen hat man die erste Deutsche Gesellschaft und viele andere Bemühungen zur Verbesserung unserer Sprache zu danken. Zu Berlin war schon bey dem Anfange dieses Jahrhundert in der Gesellschaft der Wissenschaften eine Klasse zur Beförderung der Deutschen Sprache. Das einzige Deutsche Wörterbuch, das wir noch haben, hat daselbst seinen Ursprung gehabt. Und wir können uns insbesondere rühmen, eine ziemliche Anzahl berühmter und guter Schriftsteller in unsern Mauern zu sehen, welch ein Wunder also, daß sich die wahre hochdeutsche Sprache bloß nach der Sächsischen, und hernach nach  
der



der Brandenburgischen Mundart, richtet. Wer in Wien, München und Manheim reden will, ist freylich nicht verbunden Sächsisch zu reden, so wenig als ein Gaslonischer oder Niederbretannischer Einwohner mit seinem Nachbar Parisisch redet. Aber wehe dem Schriftsteller der ein ganz Buch Oesterreichisch, Bayrisch oder Pfälzisch schreiben wollte. Alle Schriften werden in der Sächsischen Mundart geschrieben, und Wörter und Redensarten die in Schriften können gebracht werden heißen hochdeutsch. Daher sind uns dreißig oder vierzig gute Schriftsteller anstatt einer Hauptstadt. Wann wir nur über alle gute Deutschen Schriftsteller solche Register hätten, als wir neulich über den Logau erhalten haben, wie leicht würde es nicht seyn zu einem vollständigem Deutschen Wörterbuche zu gelangen. Wir würden dazu weder den Gebrauch eines Hofes nöthig haben, noch nach des Herrn v. P. ungeheurem Einfalle alle Provinzialmundarten in unser Wörterbuch bringen dürfen.

2) Die

2) Die üblen Folgen die aus dem Französischen Geschmacke in Deutschland entstehen, hat Herr v. P. sehr pathetisch ausgeführt. Ich muß mit ihnen nur kurz davon reden, weil mir der Raum fehlet, und Sie diesen Absatz doch gewiß nicht werden ungeslesen lassen. Ein Theil der Nation sagt Herr v. P. hat sich aus Unwillen wider den Französischen Geschmack empöret, und hat auch da, wo er Nutzen schaffen könnte, denselben abschaffen wollen. Die meisten aber sind unsinnig, in denselben verliebt, und fallen noch dazu auf den schlechten französischen Geschmack, sie kennen wohl die vortreflichsten Französischen Schriftsteller kaum, und belustigen sich an elenden Pieces du Jour und andern Säckelchen, die man in Frankreich selbst, das Verderben des Geschmacks nennen. Sie vernachlässigen darüber ihre eigene Sprache, vermischen sie auf eine lächerliche Art mit Französischen Ausdrücken u. s. w.

Der Beschluß künftig.

---

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XI. Den 11. Septembr. 1760.

---

### Beschluß des 125ten Briefes.

Ja eine grosse Menge Leute liest bloß Französisch und macht sich wol gar eine Ehre daraus, die größten deutschen Schriftsteller nicht zu kennen oder nicht zu verstehen. Hr. v. D. schildert diese Thorheit, die leider sonderlich unter den Grossen nur allzu gemein ist, auf das lebhafteste und predigt darüber mit einem recht deutschem Eifer: „Ich habe gesehen, ich habe Deutsche gesehen, rufte er aus, verständige, verdiente Leute, die die besten Französischen Bücher in Prose und Versen mit Nutzen lasen, und sie gestanden mir, daß Sie ihre eigene Poeten nicht, durchaus nicht verstünden, und die sich noch dazu einbildeten, daß die Schuld nicht an ihnen sondern an den Poeten läge. Diesen habe ich an meinem Beispiele zeigen müssen, daß die Schuld daran läge, daß Sie sich keine Mühe gaben, und

Stübenter Theil.                      §                      „sich

„sich mit einer erhabnern und nachdrücklicheren  
 „Sprache als die gemeine ist, nicht bekannt  
 „machen wolten. Einige darunter verwun-  
 „derten sich und erkannten über mich,  
 „als ich ihnen bewies, daß diese Sprache mich  
 „gar nicht abschreckte, und sie versicherte, daß  
 „ich darin weniger Schwierigkeiten fände, als  
 „in der armseligen und wortreichen Prose der  
 „meisten Zeitungen. Soll ich es wol sagen?  
 „Mancher war darunter, dem ich erstlich den  
 „vortreflichen Salles habe müssen kennen ler-  
 „nen, diesen großen Dichter, der mich zuerst  
 „mit Hochachtung gegen eine Sprache erfüllt  
 „hat, in der man so treffliche Sachen her-  
 „vorbringen kann. Diese wenige Bekann-  
 „schaft mit den Dichtern ihrer Nationen findet  
 „bey so gar vielen Personen in Deutschland  
 „statt, daß es ein Wunder ist, daß sich noch  
 „jemand mit den schönen Wissenschaften ab-  
 „giebt, wenn man die kleine Anzahl der Leser  
 „bedenkt auf die man hoffen darf..“

Freilich ist es eine sehr kleine Anzahl von  
 Lesern und hierüber ließe sich überhaupt noch  
 ein fein Kapitelgen schreiben!

Re.

Humbert

## Hundert und sechs und zwanzigster Brief.

Zur Weltweisheit scheint die Deutsche Sprache mehr als irgend eine vor den lebendigen Sprachen ausgebildet zu seyn. Sie ist bestimmt und reich genug, die feinsten Gedanken des Metaphysikers in ihrer nackten Schönheit vorzutragen, und von der andern Seite nachdrücklich und bilberreich genug; die abgezogensten Lehren durch den Schmuck der Dichtkunst zu beleben. Jenes hat sie Wolfen, und dieses Hallern zu verdanken. Zwen solche Schriftsteller sind genug einer Sprache von einer gewissen Seite die gehörigen Ausbildung zu geben. Die Nation hat ihnen auch, so zu sagen, das Münzrecht zugestanden; Denn die mit ihrem Stempel bezeichnete Ausdrücke, sind in dem Gebiete der Weltweisheit nunmehr gänge und gebe worden.

Wenn ich unserer Sprache in Ansehung der Weltweisheit einen Vorzug einräume, so rede ich bloß von der allgemeinen betrachtenden Weltweisheit, in welcher sich unser Schriftsteller so ungemein hervorgethan. Denn in

der besondern ausübenden Sittenlehre möchte der Deutsche noch sehr über Mangel zu klagen haben. Sie erinnern sich noch wohl, wie unzufrieden man mit mir war, als ich dieses einst in einer Gesellschaft behauptete, und gleichwohl konnte mir niemand einen einzigen deutschen Schriftsteller aufweisen, der in Schilderung der Charaktere mehr als mittelmäßiges Glück gehabt haben sollte. Wenn der deutsche Charaktere schildert, so nimmt er entweder seine Zuflucht zu Ausländern, oder er copirt alltägliche Gesichter, die in Schriften noch unerträglicher sind, als im Umgange. Woran es liegen mag? weiß ich nicht eigentlich zu bestimmen. Vielleicht ist der Mangel der Geselligkeit überhaupt, vielleicht auch die Entfernung Schuld, in welcher unsere Bücherschreiber von den großen Originalcharaktern gehalten werden, und vielleicht haben die Originalcharaktere in Deutschland noch zu wenig Seele, wenn ich mich so ausdrücken kann, einen geistreichen Schriftsteller zum Muster zu dienen. Wenn die letzte Vermuthung zu lieblos scheint, der höre einen Schrift-

Schriftsteller von weit bewährterer Autorität. Der große Kenner des menschlichen Herzens sagt :

*L'Allemagne seconde en place originaux. \**

Unsere Lehrdichter sind vortreflich, wenn sie die Systeme der Weltweisen vortragen, wenn sie sich in die Höhen des Unermesslichen empor-schwingen, wenn sie den Schöpfer und seine Werke besingen; hingegen sinken sie unter das Mittelmäßige, so bald sie sich zu den Sitten der Länder und der einzelnen Menschen herablassen. Popen's Essay on Man möchte man einem Deutschen weit eher zutrauen, als einem Franzosen; aber seine Moral Essays, verrathen eine so feine Kenntnis des menschlichen Herzens, als noch nie ein deutscher Schriftsteller gezeigt. Nicht, daß ich damit eine Gattung der andern vorziehen wollte! Sie wissen, daß mein Geschmaack insbesondere, vielmehr den philosophischen Gedichten gewogen ist, die etwas Höheres wagen. Allein, jede Gattung hat ihre Liebhaber, und ich wünschte, daß in meinem Vaterlande auch jeder Liebhaber seine Gattung finden möchte.

§ 3

Ausser

\* Poesies diverses.

Außer Hallern haben uns auch Bodmer, Sagedorn, Wieland, Dusch u. a. m. überaus schöne moralische Gedichte geliefert. Niemand aber ist diesem großen Vorgänger so nahe gekommen, als Wüthof. Er denkt stark, kühn; weniger zusammenhängend, als Haller, aber eben so neu, und vielleicht an einigen Stellen mit mehrer Einbildungskraft. Er hat Glückwörter, Härte, Reinzwang, die einen gemeinen Dichter abscheulich machen würden; allein ich bedauere den, der beim Wüthof noch müßig genug ist, sich an diese Kleinigkeiten zu stoßen. Hier ist eine verbesserte Auflage von seinem Gedichte, die moralischen Kerzer, das ehemals ziemlich unvollkommen, in einer besondern Sammlung herausgekommen! Sehen Sie, ob es möglich ist, an die Mechanik der Dichtkunst zu denken, wenn unsere Seele so beschäftigt ist!

Sie wollen nicht eher lesen, bis ich Ihnen angezeigt, was Sie sich zu versprechen haben? Gut! es soll geschehen — Der Vorwurf dieses Gedichts sind die verschiedene Systeme, die sich die Menschen von der Glückseligkeit gemacht,



macht, und die ihnen zusagende Wege, auf welchen sie das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen gehoft. Im Eingange bricht er in Klagen über das Elend der Menschen aus,

Wie konnte deine Huld, o Schöpfer, sich erheben,  
Den ungeplagten Staub zum Elend zu beleben?

Ach! konntest du nicht Gott, und wir auch glücklich seyn?

Und gleichwohl schufst du selbst den Saamen unsrer  
Pein.

Was hilft dir dann das Lob bechränkter Creaturen,  
Die nicht ihr Daseyn eh, als ihren Gluch erfuhren? —

Er gehet die verschiedene Plagen des menschlichen Lebens durch. Unter andern spricht er von der Sünde:

Sie, die Sirene, lockt auf zauberischen Flöten.

Ihr basilischen Aug? liebdugelnd kann es tödten.

Ganzt, wie die Liebe selbst, unschuldig wie ein Kind,

Geartet wie ein Wolf, und wie ein Fuchs gesinnt,

Trägt sie die Lust vorher auf Liebreiz vollen  
Gliedern;

Erst hinten froht der Hals von Reuerfüllten Hybern.

Raum daß sie noch zuletzt von müden Alten weicht,

Wann sie mit voller Kraft um junge Busen schleicht;

Dann flattern sie davon, die abgeschmackten Freuden.

Dann kommt die Weisheit erst, und kommt mit  
neuen Leiden.

Verzeihen Sie! Ich war so eben im Begriffe, die Schönheiten dieser vortreflichen Zeilen zu zergliedern, und besann mich nicht sogleich, daß ein Mann von Geschmack beleidiget werden muß, wenn er durch langweilige Zergliederungen in seinem eigenen Nachdenken gestört wird. — Ich fahre also fort. — In der Folge legt der Dichter seine eigene Erklärung von der Glückseligkeit zum Grunde:

Von allen Plagen fern, und fern von allen Sünden,  
Die größte Süßigkeit, und immerfort, empfinden;  
Nicht, wann man wechseltweis sich grämet, und  
sich freut;

Nein, immer fröhlich seyn: Nur das ist Seeligkeit.

Sie können sich leichtlich vorstellen, daß er diese Venus der Glückseligkeit in allen Systemen der Weltweisheit vergebens suchen muß; So wenig ein Phidias in ganz Griechenland ein Frauenzimmer lebenswürdig gefunden haben würde, wenn er sich vorgenommen hätte, nichts als das vollkommene Bild seiner Imagination für lebenswürdig zu halten. Witzhof sagt in der Vorrede: „In so weit alle „Lehrgebäude gegen diesen Begriff der Glückseligkeit“

„Glückseligkeit gehalten werden, sind sie alle mit  
 „einander unzulänglich und unmahr. Pflegt  
 „man doch auch keinen Körper schlechterdinges  
 „Gold zu nennen, ob sich gleich auf dem  
 „Probierstein einige Goldtheilchen zeigen?“  
 Ganz recht! Wenn wir aber unser Gold nie-  
 mals von allem Zusatz läutern können, sollen  
 wir es deswegen ganz unter die Schlacken  
 werfen? Lohnt sich denn nicht sehr oft der  
 Mühe, (um immer bey diesem Gleichnisse zu  
 bleiben) in den Schachten diejenige Gänge auf-  
 zusuchen, die am goldhaltigsten sind? Wenn  
 wir die Erklärung des Herrn Wuthofs an-  
 nehmen; so müssen wir das, was wir auf Er-  
 den finden können, nicht schlechterdinges  
 Glückseligkeit, sondern unterdessen, ich weiß  
 nicht wie, nennen. Aber dieses, ich weiß nicht  
 wie, dieser Grad der Glückseligkeit, verdient  
 doch wenigstens, daß wir mit allem möglichen  
 Eifer darnach streben. Wird doch Herr Wut-  
 hof, als Arzt, jedem anrathen, nach der Ge-  
 sundheit zu streben, obgleich eine vollkommene  
 Gesundheit eben so weit von uns entfernt seyn  
 mag, als eine vollkommene Glückseligkeit? —

Doch, wer wird einem Dichter den Mangel der logischen Richtigkeit aufmessen? Wenn er uns rührt, wenn er nur leidliche Wahrheiten, die den Sitten nicht nachtheilig sind, mit dem bezaubernden Schmuck der Poesie bekleidet; so hat er seine Pflicht erfüllt. Wicthof hat noch dazu die fromme Absicht, das Heiligthum der Religion auf den Trümmern der Weltweisheit aufzurichten, und löblichen Absichten pflegt man vieles zu übersehen. —

Er theilet die Lehrgebäuden von der Glückseligkeit in drey Oberclassen ein, die er die einfachen Lehrgebäude nennet.

Der macht 1) die Phantasie, der 2) die Vernunft  
zur Quelle,

Der stadt im 3) Sinnenlust, den Himmel und  
die Hölle.

Diese verschiedene Secten beschreibt Herr W. mit der ihm gewöhnlichen Stärke, allein die Widerlegungen, die er hinzuthut, haben mich nicht im geringsten überzeugt. Sie bestehen mehrentheils, wider die Gewohnheit unsers Dichters, aus einer Folge von übelzusammenhängenden Reimen, deren wenigste zur Widerlegung des ihnen vorhergehenden Systems

stems etwas beitragen. Ich begreife nicht, wie eben derselbe Dichter sich so ungleich werden kann! — Die Mystiker sind die ersten, die er beschreibt. Die berufene Schwärmerin, Antoinette de Bourignon, ist in dieser Secte seine Heldin.

Geneigt nur gegen sich, sich mächtig zu entrüsten  
 Thut sie der Leib in Bann samt allen seinen Lüsten.  
 Dann eilt der reine Geist in den phanatischen Ruh-  
 Der fernern Seeligkeit auf Platons Flügeln zu. \*  
 Und schmelzt sein Wesen um, wenn er, in Gott  
 versenket,

Nicht denkt mehr was er fühlt, und fühlt das,  
 was er denkt.

Was für ein Gedanke! der einzige Vers erschöpft den ganzen Charakter des Phanatikers. Seine Gedanken sind eine Art von dunkler Empfindung. Was er denkt, glaubt er zu fühlen, und ist niemahls genug bey sich selbst, um über sein Gefühl nachzudenken. Er denkt nicht, was er fühlt, und fühlt das, was er denkt. — Die Folge ist dieses vortreflichen Anfangs vollkommen würdig,

Kann

\* Leidenschaften nennt Plato die Flügel der Seele.

Kann der ernante Mensch nicht neue Worte finden,  
 So suchst du seinen Stand vergebens zu ergründen.  
 Sein ganz entschuldigtes und himmlisches Gesicht  
 Verlernt das Weinen bald, und acht der Wunden  
 nicht,

Woran der Kummer saugt, und scharfe Schmerzen  
 nagen.

Der Geist, in Gott vergnügt, verkennet gemeine  
 Plagen. — —

So leicht sich übrigens dieses schwärmerische  
 Lehrgebäude widerlegen läßt, so wenig ist es dem  
 Verf. gelungen seiner Widerlegung die hin-  
 digne Ueberzeugung zu geben, die man sich von  
 ihm versprechen sollte. — Doch es wäre  
 unbillig, aus einem Gedichte des Wichofs  
 schlechte Zeilen anzuführen. Sie mögen also  
 die Stelle selbst lesen, wenn sie zu critisiren  
 Lust haben. Vielleicht macht auch nur ihre  
 allzuglänzende Gesellschaft, daß sie mir weni-  
 ger gefällt, —

Sein Weltweiser ist Leibniz. Die Be-  
 schreibung von dem System dieses Weltweisen  
 ist demselben nicht angemessen genug. Was  
 er von Leibnizen sagt, läßt sich mit verän-  
 derten Namen, von jedem andern Erforscher  
 der Wahrheit sagen :

Der

Der Weisheit Winkelmaas läßt ihn nicht trostlos  
fehlen.

Er wird nichts als mit Grund, nichts als mit Ab-  
sicht wählen.

Der Werkstatt der Natur weicht er den höchsten  
Blick;

Wo andre Schrecken sehn, kommt er mit Lust zurück;

Verweist den Poltergeist der Weltlust, zum Ge-  
dränge;

Findt die dem Menschen sonst so gar verborgnen  
Gänge,

Die nach den letzten Tritt der Weisenleiter gehn,

Und wagt sich thöhn hinauf, das Uhrwerk einzusehn,

Und kommt zum Chaos hin u. s. w.

Sie können aus dieser allgemeinen und un-  
bestimmten Beschreibung schon abnehmen, wie  
es um die Widerlegung dieses moralischen  
Systems stehen mag. In der That werden  
sie finden, daß er wider die philosophische  
Glückseligkeit eben so unerhebliche Gründe  
vorbringt, als vorhin wider die schwärmeris-  
che. Lassen Sie uns also überschlagen! —  
Doch nein! Ich finde hier eine merkwürdige  
Note, die nicht überschlagen werden muß.  
Withof behauptet, Leibnitz habe dem Gra-  
fen Shaftesbury vieles zu danken gehabt,  
und beweiset dieses durch die eigene Worte des  
Erstern.

**Erstern.** In der Historie critique de la Republique des Lettres tant ancienne que moderne, Tome X. S. 323. in einer Eloge critique des Oeuvres de Milord Shaftesbury, sagt Leibnitz selbst: J'y ai trouvé d'abord presque toute me Theodicée (mais plus agreablement tournée) avant qu'elle eût vu le jour . . . Il ne manque presque que mon harmonie préetablie, mon bannissement de la mort, & ma reduction de la Matiere, ou de la Multitude aux unités, ou aux substances simples. Doch gehet Withof offenbar zu weit, wenn er hinzusetzt: „Wenn ich den Herrn von Leibnitz nicht scheuete, so würde ich sagen: Wir sind Wolfen, Wolf Leibnizen, Leibnitz dem Shaftesbury, Shaftesbury den Alten alles schuldig.“ Wenigstens hätte er Leibnizen wohl können aus der Quelle schöpfen lassen, denn er war mit den Alten so gut bekannt, als Shaftesbury.—

Der Bollüstling ist hierauf der nächste in der Reihe; der Epikurer, der bloß in Sinnenslust seine ganze Glückseligkeit setzt.

Wo nach dem reichen Mal, der Karten Zeitvertreib,  
Und nach Ruß und Wein ein angenehmes Weib,  
Zulezt



Zulezt ein süßer Schlaf, sich nimmer lang verweilen,  
 Die ganze Lebenszeit stets wechselnd einzutheilen;  
 Da kehrt der Gram so gern als Wolf bey Längen ein.  
 Der Schlaftrunk steter Lust verdrengt die mindste  
 Pein.

Hier wird kein männlich Ich zum Vater edler  
 Tränen;

So viel weiß ein Castrat von Töchtern und von  
 Söhnen.

Wann das noch ferne Grab, dem eilften Ludwig  
 droht,

Lebt dieser recht vergnügt, wie Grammont, sich  
 zu tod,

Und kann mit besserem Recht, als Sichems Dido  
 sagen;

Nun habe ich recht gelebt.\* Der Lehnsherr  
 seiner Taten

Kommt eh nicht, bis er kommt, und schreckt ihn  
 nicht vorab;

Das Grab wird seine Welt, sonst war die Welt  
 sein Grab.

Doch heißt das auch gelebt, zum Gluck die  
 Trägheit wählen?

Und quählen die sich nicht, die sich im Bette  
 quählen? u. s. w.

Der Dichter wendet sich hierauf zu den mor-  
 ralischen Lehrgebäuden, die aus den vorigen  
 zusammengesetzt sind. Der Raum erlaubt mir  
 aber

\* Vixi & quem dederat, cursum, fortuna, peregi.

aber nicht mehr, als eine kurze Beschreibung derselben aus der Vorrede anzuführen. „Der Freygeist, sagt Herr Wichof, baut auf Schwärmerey und Sinnenlust. Der Spirosist schwärmet nicht wenig, und vernünftelt noch mehr. Der Stoiker ist ein noch weit größser Phantaste, sein Wiß ist schöner, und seine Vernunft viel schwächer. Zu diesen letztern gesellen sich in diesem Gedichte Seneca, Cato, Antonin, Epictet. Diogenes, der Cyniker und Molinos werden bey dieser Gelegenheit gleichfalls beurtheilt. Die übermäßige Liebe zum einsamen Landleben ist ein Wischmasch von Phantasterey, Philosophie und Bollust.“ Alle diese verschiedene Lehrmeynungen werden beschrieben, und die Poesie wird in der Folge immer stärker, und weniger ungleich. — Braucht es wohl mehr, Sie zum Lesen aufzumuntern?

D.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XII. Den 18. September. 1760.

---

### Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunsttrichter vor einigen Jahren mit so vieler zulauchzenden Bewunderung ausstrummelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreynern besonders dadurch, daß er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zeche durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sey. Unter andern wußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger

Siebenter Theil. M über

über ihre böse Dacht rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spishosen anstatt Pluders-  
hosen tragen wollen; wie die Gauchlinger u.  
Alle diese Gauchlingiana haben seine  
Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den  
Freymüthigen Nachrichten, in den Critis-  
schen Briefen, in der Vorrede zu M. v. R.  
Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, drit-  
ten, und der Himmel gebe, letzten male  
drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie  
\* auch, daß Hermann Apel noch lebt? Daß  
er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor  
geworden ist? Daß er einen kläglichen Be-  
weis gegeben, wie wirksam das Gift seiner  
Schmeichler auf seinen gesunden Verstand  
gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten  
ihn und den Aesopus so oft zusammen ge-  
nennt, bis er sich wirklich für einen zweyten  
Parâcus (ὁς ἰπαρκεν τῷ Αἰσώπῳ ψυχῇ ἔχον \*)  
gehalten. Nun fiel Lessingen vor kurzem  
ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln,  
und verschiedenes wider die Apelische Fabel-  
theorie

\* Plutarch im Leben des Solons.

Theorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpsten Schmähschrift zu rächen gewohnt sind. Hermann Arel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat. Lessingische unäsofische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst Fabeln zu verfertigen. \*\*

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist als die Lessingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und

M 2

Abhand-

\* Zürich, bey Orell und Compagnie, in Octav.

Abhandlungen besteht. Jene sollen spöttische Parodieren auf Lessings Fabeln seyn; und in diesen soll die Lessingische Theorie von der Fabeln mit Gründen bestritten werden. Hermann Apel dünkt sich in Schimpf und Ernst maitre passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fragegesichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weiß ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Apel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsfopischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Critischen Briefen bengelegt werden, hier wieder aufwacht, hier zum viertemmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären; wenn er nicht beide für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfswort, muß ich Ihnen

Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Wize. Den kann er durchaus nicht leiden.

### Die neue Sabel-Theorie.

„Ich saß an einem murrenden Bache,  
 „auf einem glatten Steine, und rief die Muse  
 „an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt  
 „hatte. Indem kam mit seltsamen Bocks-  
 „sprüngen eine Gestalt wie eines Fauns aus  
 „dem nahen Walde hervor; er kam gerade  
 „auf mich zu, und sagte: Die Muse hört  
 „dich nicht, sie ist iho beschäftigt einem Poeten  
 „beizustehen, der den Tod Sauls und Jona-  
 „thans singt: Ich will statt ihrer dir bey bei-  
 „ner Geburt helfen. Ich bin von dem Ge-  
 „folge der Musen, und diene den Poeten und  
 „Mahlern nicht selten bey ihrer Arbeit; sie  
 „nennen mich Capriceio, ich bin jener Geist

— ille cibus animos & pectora versans,

Spiritus a capreis montanis nomen adeptus

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen  
 „gegeben, und nur wenige von ihnen ken-

„nen mich. Ich machte eine tiefe Berner-  
„gung, und sagte, daß ich bereit wäre, mit  
„ihm auf die Fabeljagd zu gehen. Diese  
„Mühe, sagte er, können wir uns sparen;  
„dafür wollen wir im Aelian und Guidas  
„und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir  
„ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald  
„weiter fortführen, bald einzelne Umstände  
„herausnehmen, und eine neue Fabel darauf  
„bauen, oder eine neue Moral in eine alte  
„Fabel legen, werden wir an Fabelwildbret-  
„niemals Mangel haben. Jede Folge von  
„Gedanken, jeder Kampf der Leidenschaften  
„soll uns eine Handlung seyn. Warum nicht?  
„Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er  
„sich dabey keiner Thätigkeit bewußt sey? Zu  
„derselben brauchen wir auch die innere Ab-  
„sicht der aufgeführten Personen nicht, es ist  
„genung an unserer Absicht. Nur laßt uns  
„nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklich-  
„keit zu geben mit dem Es war einmal. —  
„Ich erlasse dir auch die kleinen sonderbaren  
„Züge in den Sitten der Thiere. Du hast  
„genung an den allgemein bekannten, und  
„diese



„diese magst du erhöhen, so weit du willst,  
 „und sie so nahe zur menschlichen Natur bring-  
 „gen, als du willst. Der müßte ein Dumm-  
 „kopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte, um  
 „die Naturgeschichte darinn zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln  
 „bekommen, aber es werden wohl Stoppi-  
 „sche seyn? Um Vergebung, versetzte er, nicht  
 „Stoppische, sondern Lessingische: In dies-  
 „sen letzten Tagen ist Lessing den Menschen  
 „geschenkt worden, Stoppens unverdaute  
 „Fabeltheorie zu verdauen, zu verbessern,  
 „und unter die scientifiche Demonstration zu  
 „bringen. Wir können ihm die Verantwor-  
 „tung überlassen. Er kann sich mit Wig-  
 „aushelfen, wenn es ihm an Natur fehlt,  
 „und er hat Unverschämtheit übrig, den Man-  
 „gel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne  
 „Verzug angreifen. Hilf mir, muntre Cas-  
 „priccio zu Reimen oder Hexametern, zu  
 „Gemälden, zu Zeichnungen der Dörfer, der  
 „Personen, der Stellungen, zu Gedanken die  
 „hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit

„dem Plunder, versetzte er, den können wir  
 „gänzlich entbehren. Wozu braucht die Fabel  
 „Anmuth? Willst du das Gewürze würzen?  
 „Kurz und trocken; mehr verlangt unser Lehrer  
 „nicht; gute Prose —

„Entschuldige dich dann mit deinem Unver-  
 „mögen, gieb deine Grillen für Drakel, du  
 „wirst weder der Erste noch der Letzte seyn,  
 „der das thut — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich sei-  
 „ner satyrischen Gestalt und seinen bocks-  
 „inäßigen Namen zu entsprechen. Indessen  
 „folgte ich ihm, und versfertigte auf einem  
 „Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke  
 ist schnurrig genug; aber lassen Sie uns  
 doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich  
 gründet. Erst eine kleine Anmerkung über  
 den Capriccio. Der arme Capriccio! Hat  
 der es nun auch mit den Schweigern ver-  
 borben? Noch im Jahr 1749, als sie uns  
 die Gedichte des Pater Ceva bekannt ma-  
 chen wollten, stand Capriccio bey ihnen in  
 sehr grossem Ansehen. Da war er der poe-  
 tische

tische Zaumel; da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd, die das Hifthorn bis in abgelegensten dunkelsten Winkel der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild aufjagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem Vater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan; den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derjenigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er „aber noch nicht kannte, noch niemahls gesehen hatte;“ der andere war durch ihn in einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener „Philosophie gelangt, in welchen er sich „mit seinen Freunden noch als Atomos, die „allererst aus der Hand der Natur kamen, „erblickte, bevor sie noch geboren waren, „doch sich nicht ganz unbewußt.“

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmten,  
— wie sie — auf einem Orangeblatt

Sich zum Scherzen versammelten,  
Im wollüstigen Schooß junger Aurikeln  
Oft die jaubernde Zeit schwachend beflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den  
Schweizern 1749. Und was lassen sie ihm  
1760 thun? Schlechte Lessingische Fabeln  
machen. Welche Veränderung ist mit ihm  
vorgegangen? Mit ihm keine, aber desto  
größere mit den Schweizern. Capriccio ist  
der Gefährte der Fröhlichkeit:

*Lætitia in terras stellato ex æthere venit,  
Cui comes ille ciens animos & pectora versans,  
Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;*

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut,  
mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ih-  
rem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren  
fromme Dichter geworden, und ihr poeti-  
sches Interesse schien ein ernstes, schwermü-  
thiges System zu fordern. Sie hatten sich  
andächtige Patriarchen zu ihren Helden ge-  
wählt; sie glaubten sich in den Charakter  
ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es  
die Welt wenigstens gern überreden, daß  
sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld  
lebten;

lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noth nicht munter genug gewesen: er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Gesändnisse. Einer von ihren Poeten singt jetzt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schwärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

———— pictoribus ille

Interdum assistens operi, nec segnius instans

Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich forge, ich forge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder ausöhnten! Da war es mit den Schweigern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungeschert vor ihnen stehen:

Vorrei esser ne l'Inferno  
 Ma con Tantalò nel rio,  
 Ma che 'l rio fosse Falerno  
 Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert! Ernt und steh auf mich!

Zeus ist gerecht; er straft das Meer:  
 Solt er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio steht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio sagen, im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Apel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammen gestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an: allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darinn enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Lessing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Aelian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen.

Zudem

Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil versteht: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdessen kommt es freylich noch darauf an, ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind. Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

### Die Furien.

„Meine Furien, sagte Pluto zu dem Vor-  
 „then der Götter, werden alt und stumpf.  
 „Ich brauche frische. Geh also, Merkur,  
 „und suche mir auf der Oberwelt drey tüch-  
 „tige Weibespersionen dazu aus. Merkur  
 „ging.



„ging. — Kurz darauf sagte Juno zu ihrer  
 „Dienerinn : Glaubtest du wohl, Iris, unter  
 „den Sterblichen zwey oder drey vollkommen  
 „strenge, züchtige Mädchen zu finden ? Aber  
 „vollkommen strenge ! Verstehst du mich ?  
 „Um Cytheren Hohn zu sprechen, die sich das  
 „ganze weibliche Geschlecht unterworfen zu  
 „haben rühmet. Geh immer, und sieh, wo  
 „du sie auftreibst. Iris ging — In wel-  
 „chem Winkel der Erde suchte nicht die gute  
 „Iris ! Und dennoch umsonst ! Sie kam  
 „ganz allein wieder, und Juno rief ihr ent-  
 „gegen : Ist es möglich ? O Keuschheit ! O  
 „Tugend ! — Göttin, sagte Iris, ich hätte  
 „dir wohl drey Mädchen bringen können,  
 „die alle drey vollkommen streng und züchtig  
 „gewesen ; die alle drey nie einer Manns-  
 „person gelächelt ; die alle drey den geringsten  
 „Funken der Liebe in ihren Herzen erstickt :  
 „aber ich kam leider zu spät. — Zu spät ?  
 „sagte Juno. Wie so ? — Eben hatte sie  
 „Merkur für den Pluto abgehohlt. — Für  
 „den Pluto ? Und wozu will Pluto diese Tu-  
 „gendhaften ? — Zu Furien.“

Dies

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was stehet im Suidas davon? Dieses: daß αἰωνογονος (immerjungfer) ein Beynahme der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lesingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen? Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das αἰωνογονος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bey ihm vorbeizujagen.

Die Fortsetzung folgt.

---

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XIII. Den 25. Septembr. 1760.

---

### Beschluß des hundert und sieben und zwanzigsten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zwey bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seyn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Axel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein Siebenter Theil. R gelehrter

gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Aelian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig grösser, als jene staubigte Compilatores: allein demohngeachtet ist es weniger erlaubt sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Apeln nicht verleumde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekanntesten Schulbüchlehen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug,

genug, sich mit der Hand greiffen zu lassen. Es heißt bey dem Plutarch: *ὅτι μὲν, ὡς φιλοξενος ὁ ποιητής ἐλεγεῖν, τῶν κρέων, τὰ μὴ κρέων, ἡδιστὰ ἔστι, καὶ τῶν ἰχθύων, οἱ μὴ ἰχθύες. ἐκείνοις ἀποφαινέσθαι παρῶμεν, οἷς ὁ Κατὰ ἰφὴ, τῆς καρδίας τὴν ὑπερῶαν ἐναισδυτοτέρῃ ὑπάρχειν. Ὅτι δὲ τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ λεγόμενων, οἱ σφοδρὰ καὶ τοῖς μὴ δοκῶσι φιλοσοφῶς, μὴδὲ ἀπὸ σπῆδης λεγέσθαι, χαίρουσι μᾶλλον, καὶ παρεχουσιν ὑπηκοῦς ἑαυτοῦς καὶ χειροῦνται, δῆλον ἔστι ἡμῖν.* „Ob es wahr ist, „was der Dichter Philopen sagt, daß das „angenehmste Fleisch das ist, was nicht „Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, „die nicht Fische sind: das wollen wir denen zu „entscheiden überlassen, die mit dem Cato zu „reden, allen ihren Verstand im Gaumen „haben. Das aber ist unstreitig, daß junge „Leute diejenigen philosophischen Lehren am „liebsten anhören, am willigsten befolgen, die „in keinem ernsthaften, philosophischen Tone „vorgetragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus für eine Fabel geworden? Folgende:

## Der Reiz der Zubereitung.

„Cinna der Poet bat Cleander den lecher-  
haften Effer auf ein wirthschaftliches Mit-  
tagßmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward  
aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsa-  
mer Mine und sagte: das angenehmste  
Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach  
kam eine Schüssel mit Fischen; dann sagte  
er: der angenehmste Fisch ist, der kein Fisch  
ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er  
diese räthselhafte Sprache nicht verstünde.  
Cleander versetzte: Soll ein Mann, der  
den Geschmack nur in der Kehle hat, den  
hierüber belehren, der ihn in dem Verstande  
hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd  
seyn, daß die Menschen diejenige philoso-  
phische Schrift am liebsten haben, und  
mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht  
philosophisch noch im Ernst geschrieben  
scheinet. Sie wollen in dem Vortrage und  
den Vorstellungen eine schmackhafte und  
niedliche Zubereitung haben. Ich dünke,  
daß wir dieser Betrachtung keinen Phaeton,  
keine

„deine Verwandlungen , und deine Rage in „Elysium schuldig wären.“

Und das nennt Apel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so fahler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Apel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweizer, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen, „der angenehmste Käse ist der, der fein „Käse ist:“ so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheint mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Greßer eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L. sondern Apel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu ver-

laufen weiß. 3. E. Als ihn der Verfasser der neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ, und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der sich rühmte, er kenne das Gedicht, der Messias, sehr wohl, es wäre in Hexametern verfasst, und er hätte den Vers aus demselben behalten.“

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle  
zu Saten.

Geschwind besann sich Axel auf ein andres Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

### Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pallaste des Prinzen Eugens, der in dem Preussischen Ueberfall sollte niedergerissen werden. Man war sehr bemüht sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der große Reisen



„Reisen gethan hätte, schwieg lange stille, endlich fieng er an: Dieser Pallast ist mir so gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er gebauet ward, und ich habe das Glück ein Stückchen von dem Marmor zu besitzen, woraus er gebauet ist. Zugleich zog er das Stückchen aus der Tasche, und betheuerte, daß ers von dem Marmor herunter geschlagen hätte, von welchem der Pallast erbauet worden.“

Was ist das anders, als das Märchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικὸς οἰκίαν πάλαι, λείπον ἀπ' αὐτοῦ εἰς δαίμονα περιέφερε.*

Ich habe oben die Lessing'sche Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Apel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine

Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genannt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Arel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

### Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Hast du die drey strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befohl zu suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen könnte? Also fragte Juno die Bothschafterin des Himmels. Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie waren schon vergeben; Mercurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brauchen will. Für Furien, diese Eugendhaften? sprach Juno. O, versetzte Iris, vollkommen strenge; alle dreye hatten den geringsten Funken in ihren Herzen ersticket, alle dreye haben niemals einer Mannsper-  
son

„son gelächelt. Die Göttin machte große  
 „Augen und versetzte: du hast mir diesmal  
 „einen schlechten Begriff von deinem Verstand  
 „gemacht, und deine Moral ist mir ver-  
 „dächtig, indem du Tugend, Keuschheit und  
 „Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlich-  
 „keit vermischest. Bellert soll mir die suchen,  
 „die ich verlange.

Der seltsame Axel! Also muß man dem  
 Leser nichts zu denken lassen? Und das Com-  
 pliment, das Bellert hier bekommt!  
 Er, den die Schweiger ehemals, wie Lessing  
 gen, mit Stoppen in eine Classe setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln  
 gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht,  
 ob es ihn eben sehr verbriessen darf, seine  
 Fabeln so geflissentlich parodiret zu sehen. Er  
 mag sich erinnern, was der Abt Sallier zu  
 dem ersten Requisito einer Parodie macht.  
 Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit  
 toujours estre un ouvrage connu, célèbre  
 & estimé. La critique d'une pièce mediocre,

ne

ne peut jamais devenir interessante, ni piquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des défauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obscurité ou il mérite d'être enseveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; & l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Hermann Apel niemand anders als unser berühmter Bodmer sey: wie eitel kann er darauf seyn, diesen critischen Vesantius,

Spectatum satis & donatum jam rude, —  
noch eins betrogen zu haben

—— antiquo se includere ludo.

G.

Ende des siebenten Theils.

**Bei dem Verleger ist zu haben:**

**Aepinus L. V.** Akademische Rede von der Ähnlichkeit der electrischen und magnetischen Kraft, 8  
Leipz. 1760 3 Gr.

**Beaumont Maria le Prince** lehrreiches Magazin für junge Leute, besonders junges Frauenzimmer zur Fortsetzung des Magazin für Kinder, 4 Theile, 8. Leipz 760. 1 Rthlr. 4 Gr.

**Anweisung zum Brieffschreiben** nach dem heutigen Geschmack, 8. Rostock 760. 8 Gr.

**der Christ** bey gefährlichen Kriegzeiten von A. B. C. 8. Jrf. 760.

**die Gräber** ein philosophisches Gedicht in sechs Gesängen, 8. Jrf. 760. 12 Gr.

**Joh. Miltons** verlorneß Paradies in reimfreyer Verse übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. W. Zacharia, 1ster Theil, mit Kupf. 8. Altona 760. 1 Rthlr. 12 Gr.

**Genius seculi**, 8. Altenb. 10 Gr.

**Mommels Einfälle und Begebenheiten**, 8. 760. 10 Gr.

**Kallii J. C.** fundamenta linguæ arabicæ, 4. Hafnia 760. 10 Gr.

**Landleben** das vertheidigte unter dem Bilde eines rechtschaffenen Landmannes nebst beygefügtten oekonomischen Gutachten, 8. Leipz. 760. 6 Gr.

**Beiträge zu den Denkwürdigkeiten** Friederich des Grossen, jetzt regierenden Königs von Preussen, 8. Jrf. 760 6 Gr.

**Masch**

**Masch A. G.** die Lehre von Jesu dem Erlöser, in Predigten abgehandelt, 2ter Band, 8. Rostock 760. 6 Gr.

**Rosendaums Chr. Ernst** scherzhafte Lieder mit Melodien, fol. Altona 760 12 Gr.

**Platneri** historia juris scientiæ civilis romana & Bizantina, 12. Lips. 760. 12 Gr.

**Nicoles J. B.** Begebenheiten ausnehmender Be-  
trüger, 2 Theile, mit Kupf. 8. Halle 760. 1 Rthlr.  
12 Gr.

**am Ende J. J. G.** Christliches Denkmahl des am  
19 ten und 20 Jul. dieses Jahres über Dresden  
gebrachten schrecklichen Feuers, in drey Predigten,  
welche theils in der Kirche zu Neustadt, theils in  
der Frauen-Kirche zu Dresden gehalten, 8. Dres-  
den 760. 8 Gr.

---

**Briefe,**  
die  
**Neueste Litteratur**  
b e t r e f f e n d.



---

**VIII<sup>ter</sup> Theil.**

---

**Berlin, 1762.**

**Verf. Friedrich Nicolai.**





## **Inhalt der Briefe des achten Theils.**

- Hundert und acht und zwanzigster Brief.** Von  
Herrn Ug Versuch über die Kunst stets frolich zu  
seyn. Vergleichung einiger Stellen dieses Ge-  
dichts mit einigen Oden des Herrn Ug. S. 211
- Hundert und neun und zwanzigster Brief.** Ge-  
nere Fortsetzung von dem vorigen. S. 225
- Hundert und dreyßigster Brief.** Von des Herrn  
Helmarus Betrachtungen über die Liebe der  
Thiere. S. 233
- Hundert und ein und dreyßigster Brief.** Ge-  
nere Anmerkungen über dieses Buch. S. 257
- Hundert und zwey und dreyßigster Brief.** Von  
der unwandelbaren und ewigen Religion; der äs-  
tischen Naturforscher S. 280
- Hundert und zwey und dreyßig und hundert drey  
und dreyßigster Brief.** Auszug aus Herrn  
Schöpfhins Vindiciis Typographicis. S. 290
- Hundert und vier und dreyßigster Brief.** Von  
Herrn Eulers Entscheidung des Streits von der  
Erfindung der Differentialrechnung. S. 327
- Hundert und fünf und dreyßigster Brief.** Von  
Herrn Flögels Einleitung in die Erfindungskunst.  
S. 332

**Hundert**

---

Hundert und sechs und dreyßigster Brief. Ueber  
Herrn Flögels Erklärung des mathematischen Un-  
endlichen. S. 317

Hundert und sieben und dreyßigster Brief. Ueber  
eben dasselben Erklärung des Worts Kunst.  
S. 346.

Hundert und acht und dreyßigster Brief. Ueber  
die philosophischen und politischen Versuche. S. 361

Hundert und neun und dreyßigster Brief. Ueber  
den in eben diesem Bändchen befindlichen Aus-  
zuge aus Dr. Browns Werke von den Englischen  
Sitten. S. 374

Hundert und vierzigster Brief. Von der Ode  
auf ein Geschütz, und der Ode an den Fabius.  
S. 385

Hundert und ein und vierzigster Brief. Von der  
neuesten Sammlung deutscher Lieder. S. 390.

---

**Briefe,**  
**die neueste Litteratur betreffend.**

---

**Achter Theil.**



# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XIV. Den 23. October. 1760.

---

### Hundert und acht und zwanzigster Brief.

**O**hne Ihr Urtheil über die moralischen  
Kerzer des Herrn Withofs abzuwarten,  
schicke ich Ihnen schon den Pendant dazu,  
des Herrn J. P. Uz Versuch über die  
Kunst stets fröhlich zu seyn. \* Der Ge-  
genstand dieser beyden Gedichte ist beynabe  
einerley, denn sie handeln beyde von der  
wahren Glückseligkeit. Indem Withof  
alle Gebäude der menschlichen Weisheit nie-  
der zu reissen sucht, um der Religion Platz  
zu machen; so begnügt sich Uz zwischen bey-  
den einen Vergleich zu treffen, und die Re-  
ligion das Werk krönen zu lassen, das von  
der menschlichen Vernunft angelegt und auf-  
geführt

\* Leipzig, bey Johann Gottfried Dyer. 1760.

Achter Theil.

D 2

geführt worden. Sein System ist ein geläuterter und unschuldiger Epicurismus. Das Vergnügen ist ihm das Wesen der Glückseligkeit, und wer also glücklich seyn will, der muß die Summe seines Vergnügens zu vermehren, und die Summe des Misvergnügens oder der schmerzhaften Empfindungen zu vermindern suchen. Jenes kann er nicht ohne Weisheit und Tugend, und dieses nicht, ohne seinen Begierden Einhalt zu thun, sie von niedern Schattengütern abzuwenden, und bloß auf das wesentliche Gute einzuschränken. Die Beruhigung in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens gewähret der Gedanke, daß ein weiser und gütiger Gott die Welt und unser Schickſal regiere, und alles zum Besten des Ganzen eingerichtet habe. So weit führt die sich selbst gelassene Vernunft; allein durch die Gründe der Weisheit, sagt Herr Uz in dem Inhalte seines vierten poetischen Briefes, durch die Gründe der Weisheit, wenn sie auf das gegenwärtige Leben eingeschränkt werden, wird der Zustand eines dauerhaften

ten

ten Vergnügens, unter allen Arten von Leiden nicht wirklich gemacht. Die Unsterblichkeit der Seele und ein anderes Leben wird von der Vernunft erkannt, aber nur wahrscheinlich und mühsam. Die Offenbarung der Religion setzt sie ausser Zweifel, und erweitert unsere Aussichten. Sie lehret — — — Doch Sie wissen schon, was diese lehret, und sind vielleicht ungeduldig, daß ich mich bey dem Inhalte verweile. Dieser ist an einem Lehrgedichte gemeinlich das langweiligste, denn er beraubet die Gedanken des Dichters aller ihrer Reizungen, und zeigt sie in einem philosophischen Lichte, das ihnen nichts weniger als vortheilhaft ist. Ich verlasse also den Weltweisen und komme zu dem Dichter.

Der poetische Vortrag des Herrn U ist fließender und sanfter als Wicthofs. Man sieht, daß ihm das Mechanische der Poesie besser von der Hand gegangen als diesem. Es fehlet auch seinem Gedichte nicht an schönen Stellen, die poetisches Feuer verrathen. Allein die Stärke und den körnigten

Nachdruck Witzhofs, werden Sie in diesem Gedichte des Herrn Uz vergebens suchen. Ich sage in diesem Gedichte, denn bey andern Gelegenheiten hat Herr Uz satzsam gezeigt, daß er Dichters genug ist, die abstracten Lehren der Weltweisheit sogar mit dem kühnen Schwunge der Ode zu verbinden. Seine Lehren, die Glückseligkeit, die Wollust, die Empfindungen an einem Frühlingsmorgen, und vor allen andern seine vortrefliche Theodicee, dieses majestätische Gedicht, in welchem der Dichter auf den Flügeln der Ode,

Mit sonnenrothem Angesichte  
Hinauf zur Gottheit steigt — —  
Durch welche Töne wälzt sein heiliger Gesang,  
Wie eine Fluth von furchtbarn Klippen,  
Sich strömend fort, und drauß von seinen Lippen!\*

Ich gestehe es, diese meisterhafte Gedichte haben mir von der Lehrmuse des Herrn Uz solche Begriffe beygebracht, daß ich mit den schönsten Stellen in seinem Lehrgedichte nicht

zu

\* Epische und andere Gedichte. S. 157.



zufrieden bin. Ich glaube allenthalben eine Mäßigkeit, ein lautes Wesen, zu finden, daß ich jedermann eher, als dem Sängler der Theodicee verzeihen möchte. — So ist, manchen Werken ist der Ruhm ihres Verfassers nachtheilig. Man würde sie loben, wenn man sich nicht für berechtigt hielte, von ihrem Urheber etwas bessers zu fordern. Mit einem Armen nehmen wir vorlieb, aber wenn uns ein Reicher einladet; so wollen wir auch herrlich bewirthet seyn.

Ich muß Ihrem Einwurfe zuvorkommen. Ich weiß wohl, daß die Lehrode selbst, noch von dem Lehrgedichte sehr unterschieden ist, und daß eine jede Gattung ihren besondern Ton habe, den der Dichter wohl zu unterscheiden hat. Ein odenmäßiges Lehrgedicht würde so ungereimt seyn, als eine dialectische Vorlesung in dem emphatischen Tone einer philippischen Rede. Allein ich schliesse so; wer den Weltweisen auf den hohen Gipfel der Ode mit sich nehmen kann, der sollte mit weit weniger Mühe den Dichter

in die Hölder der Belohntheit herunter zu lassen wissen, und dieses kann man vom den Schriftsteller mit Recht fordern. Er muß zwar den kühnen Schwung der Ode und ihre anscheinende Unordnung vermeiden, allein er muß sich für Trockenheit und prosaisches Wesen eben so sorgfältig in Acht nehmen, und bedenken, daß uns Pope, Gatter und Young so verwöhnt haben, daß wir nunmehr in keiner Zeile den Dichter ganz vermissen wollen. Ich weiß nicht, was heutiges Tages ein. Scribent für Beyfall erhalten würde, der es wagen wollte, nach dem Beispiele des Lucrez, die Lehren einer Schule mit trocknen Worten vorzutragen, und etwa hier und da durch eine poetische Stelle aufzuheben? Gewiß ist es, daß er in Reimen und in der gewöhnlichen Versart ganz unerträglich seyn würde. Diese Art des Vortrags hat, wenigstens im Deutschen, eine gewisse Faserlichkeit, die sowohl mit dem Aufgeweckten des Theaters, als mit dem Trocknen der Schule einen seltsamen Contrast macht.

So wenig ich zufrieden mit diesem Gedichte des Heri.: U3 zufrieden bin; so spreche ich ihm dennoch nicht alle Schönheiten ab, und gestehe sogar, daß ich es fast durchgehends mit Vergnügen gelesen. Ich habe mir die Lust gemacht, zu einigen Stellen desselben, in erwähnten Lyrischen Gedichten Paralelstellen aufzufuchen, durch deren Vergleichung die Stärke und Schwäche des Dichters am deutlichsten in die Augen fallen. Die Mühe nicht vergebens gehabt zu haben, will ich Ihnen einige davon hersetzen. — S. 8. des Lehrgedichts heißt es:

Kann der unglücklich seyn, der andre glücklich macht?  
 Latonens weiser Sohn bleibt weis' auch bey der  
 Heerde,

Ist glücklich im Olymp und glücklich auf der Erde;  
 Der Himmel ist in ihm! Sey Ehoren fürchterlich,  
 O Glück! Des Weisen Herz ist fröhlich ohne Dich.

Diese Zeilen sind ohne Tadel. Nur hören Sie, wie der Dendichter die Gmüthsamkeit des Weisen beschreibt. Er redet seinen Freund an:

Sey auch vergnügt, und laß das wilde Glück  
Die Zeiten mehr als eifern machen!

Es zieh uns aus, was wir von ihm geborgt,  
Und werf allein dem ihm verkauften Schwarme  
Die Güter zu, um die ich nie gesorgt!  
Nacht flieh ich in der Weisheit Arme.



Es bleibt mir doch der stets zufriedne Sinn  
Und Muths genug, mein Glück in mir zu suchen  
Und edler Stolz, auch wann ich niedrig bin,  
Uneble Lücke zu verfluchen.

Daß die Glückseligkeit nicht in der bloß sinn-  
lichen Wollust bestehe, beweiset der Lehr-  
dichter S. 10.

Wie kann ein weiser Mann in sinnliches Ergötzen  
Der Menschheit höchstes Gut, den Zweck des Lebens  
setzen?

Wie elend ist ein Mensch, wie nah dem Thier  
verwandt,

Der kein Vergnügen kennt, als was der Laib gekannt!

Wie schwach! wie gottschedisch möchte ich  
fast sagen! Wie männlich, wie poetisch ist  
hingegen folgende Strophe!

Die

Die Wollust nicht, die auch der Pöbel kennet;  
 Die viehisch ras't, nicht sich vernünftig freut;  
 Von Lieb und Wein, umkränzt mit Ephen, brennet,  
 Von Lieb und Wein durch Uebermaß entweicht!  
 Nein! Die zugleich Natur und Weisheit preisen;  
 Der Weisheit Kind, die Königin der Weisen! \*

Die innere Gewissensplage beglückter Laster-  
 haften, beschreiben folgende Zeilen S. 17.

Kann wahre Freude seyn, bey schändlichem Ver-  
 brechen,

Wenn Geißeln innerer Angst verschmähte Tugend  
 rächen,

In unruhvoller Brust, wo späte Reue flagt,

Und unzufriedner Neid an wunden Herzen nagt?

Nie darf des Weisen Herz von solchen Bissen bluten;

Nein! gleich dem guten Gott, ergötzt er sich am  
 Guten.

Und sie sind, am gelindesten davon zu urthei-  
 len, ziemlich matt. Aber,

Die Furien, in deren blutgen Händen,

Stets fürchterlich, die Dornen-Weitsche braußt,

Ver-

\* Das. S. 67.

Verfolgen ihn, wann zwischen Marmorbänden  
Der Lüste Sclav erraubtes Gut verschmaust.  
Sein Aug entschläft, sein wachendes Gewissen  
Stört seinen Schlaf mit gelber Ratten Bissen.



Unst'lig Glück! o ungeliebtes Leben!  
Vergleichen Dma! bezahlt kein Schatz der Welt.  
Der Weise muß nach ächtern Freuden streben,  
Die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt.\*

Welcher Unterschied! Der Dichter ist gleich-  
sam in seinem Elemente, so oft er der  
Muse einen höhern Flug erlaubt. — S. 19  
heißt es:

Wie thierisch ist ein Mensch, der keiner Seele werth,  
Nur solche Freuden kennt, die auch ein Vieh  
begehrt!

— — — — —  
Umsonst betäubt er sich durch Freuden, die ermüden;  
Die Seele bleibt stets leer und bleibt stets unzufrieden,  
Und fühlt, wie klein sie sey, sie, die unsterblich ist,  
Und ihres hohen Rangs und wahren Glücks vergift.  
Von gleichem Inhalte sind folgende Strophen:

Um

Um Land und Puppenwerk vertauscht er seine Rechte  
 Zu glänzender Unsterblichkeit,  
 Erniedrigt sich und sein Geschlechte,  
 Sucht kurze Lust, und findet ewig Leid.



Ein denkendes Geschöpf kann so verderblich wählen  
 Als war es nur zum Thier bestimmt?  
 Herrscht solche Blindheit über Seelen,  
 In welchen doch der Gottheit Funke glimmt? \*

Ich habe bisher bloß moralische Betrachtungen  
 angeführt: In den metaphysischen  
 Stellen wird Herr Uz der Lehrdichter,  
 von Herrn Uz dem Odendichter, noch weit  
 mehr übertroffen, z. B. von dem Zusam-  
 menhange in der Welt, singt der erstere  
 S. 33.

Die Kette, die Gestirn und Erd und blaue Fluthen  
 Und ihr bevölkernd Heer, das Böse samt dem  
 Guten,  
 Und Staub und grün Gebüsch und was in Bü-  
 schen singt,  
 Was lebt und leblos ist, verbindet und umschlingt.  
 Gott überseht es ganz u. s. w.

Da

\* Das. S. 144.

Der letztere hingegen.

Es flammt ein Welten-Heer in angewiesnen Grenzen;  
Es ist ein lichter Raum, wo in bestimmter Bahn  
Die ungezählten Sonnen glänzen  
Der Ordnung alles unterthan.

Zur Ordnung ward, was ist, eh etwas war,  
erlesen;

Sie fordert sanften West und stürmisch Ungestüm;  
Ihr Band verknüpft alle Wesen,  
Vom Staube bis zu Cherubim. \*

Jener S. 36.

Was ist, ist alles recht, doch im Zusammenhange,  
Den ich nicht einzusehn vermag, auch nicht verlange.  
Der eine Welt gemacht, kennt ihren ganzen Plan  
Und aller Theile Zweck: Er ordnet alles an,  
Macht gut, was böse war, und lenkt Begeben-  
heiten

Zu seiner Absicht um, auch wenn sie mit ihr  
streiten.

Der Odendichter;

Er sieht, er sieht allein, wie Sonn' an Sonne  
hängt,

Und wie zum Wohl oft ganzer Welten  
Ein Nebel dient das wir im Staube schelten.

Er

\* Daf. S. 117.



Er steht mit heiligem Vergnügen  
 Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,  
 Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint;  
 Und findet, wann sein Blick, was böß und finster  
 scheint,

Im Schimmer seiner Folgen sieht,  
 Daß, was geschieht, aufs beste stets geschieht. \*

Der erste fährt in seinem schwachen Tone  
 fort:

Er mischt, wenns heilsam ist, aus weiser Lieb'  
 allein,

Der Vermuth Bitterkeit in unsern Becher ein  
 Wie leicht verjährt sich das Herz in steten  
 Freuden!

Doch stark und sicher wird die Tugend unter  
 Leiden.

Sie strahlt am göttlichsten durch dicke Dunkelheit;  
 Dann leuchtet sie der Welt, und überlebt die  
 Zeit.

Der letzte aber - mit der ihm eigenen  
 Stärke;

Mit weiser Huld vertheilt das Schicksal Weh und  
 Freuden,

Das

\* Das. S. 160.

Das bald auf Rosen uns durchs Leben wandern  
heißt,

Bald aber durch bedornzte Leiden  
Des Lasters Armen uns entreißt.

Ein Blick in vorig Leid wird künft'ig uns ent-  
zücken,

Wenn unserm Auge sich der Ordnung Plan  
entdeckt,

Der nun vor unsern kühnen Blicken

In heilig Dunkel sich verhält.

Wenn ich das Glück hätte, ein Freund  
des Herrn. Wz. zu seyn; so möchte ich  
ihm rathen, ein Feld nicht zu verlassen,  
auf welchem er unter den Deutschen ein  
Original geworden, um ein anderes zu  
betreten, auf welchem man schwerlich  
mehr als leidlicher Nachahmer werden  
kann.

• Das. G. 119.

## Die, neueste Litteratur betreffend.

## Die, neueste Litteratur betreffend.

XV. Den 30. October. 1760.

Hundert und neun und zwanzigster  
Brief.

Ich überlese mein voriges Schreiben, und finde, daß ich gegen das Uzische Lehrgedicht zu streng, vielleicht etwas unbillig gewesen. Durch die beständige Vergleichung mit den Oden hat es nothwendig verlieren müssen, und wer das Gedicht nur von dieser Seite kennet, kann es leichtlich in seinen Gedanken tiefer herunter setzen, als es verdienet. Ich muß Ihnen also einige von den Stellen anführen, die Uzens nicht unwürdig sind. Diese sind zwar im ganzen Gedichte nicht selten; der vierte Brief aber bietet mir die mehresten an.

Gleich beim Anfange desselben finde ich eine Beschreibung, die mich desto stärker rühret, Achter Theil. 3

ret, da ich das traurige Urbild davon, leider!  
vor Augen habe.

Die wilde Zwietracht sprengt der Hölle eisern Thor  
Unwiderstehlich auf, und führt den Krieg hervor.

Die ängstliche Natur bebt vor dem Ungeheuer:

Vor ihm ist Finsterniß, und nach ihm fressend Feuer

Verwüstung überschwemmt des Weisen Vaterland;

Sein kleines Erbe seufzt in rauher Barbarn Hand.

Nach wird er ausgejagt: er sieht mit einem Blicke,

Der sich durch Thränen zwingt, noch einmahl stumm  
zurück;

Bum schwarzen Himmel raucht aus aufgethürmten  
Graus,

Im allgemeinen Brand, auch seiner Väter Haus.

Der Gattin, deren Blick ein Himmel ihm geschienen,

Der liebsten Gattin Grab sind brennende Ruinen.

Ihm folgt, wohin er geht, ihr Schatten seufzend  
nach;

Er sieht sie, wie sie war, und hört sie wie sie sprach.

Der Dichter behauptet, daß in so außerordent-  
lichen Unglücksfällen alle Trostgründe der  
Vernunft nichts vermögen, wenn sie nicht durch  
die Lehre von der Unsterblichkeit der Seelen  
unterstützt werden. Er fährt fort:

Und

Und nach dem Tod verweist vielleicht in nahen Hölen,  
 Der tugendhafte Geist, samt lasterhaften Seelen?  
 Hilft mir die Tugend nichts, warum verehrt ich sie?  
 Leb ihr gemäß, als Mensch, und sterbe gleich dem  
 Vieh?

Wer sich unsterblich fühlt, kann grosse Thaten wagen,  
 Und seinem schlechtern Theil mit edlem Stolz  
 entsagen,

Wer ganz zu sterben denkt, lebt schwerlich als ein  
 Held,

Stirbt, wie der feile Sclav, und stirbt nicht für die  
 Welt.

Der stolze Weichling denkt sich sterblich und erittert;  
 Und sein Vergnügen wird im vollen Kelch verittert.  
 Wie kann er sicher seyn? Auch unter Myrten droht  
 Der Tod im Hinterhalt, und überall ist Tod.

Alein die Vernunft, meint Herr Uz beweiset  
 die Unsterblichkeit nicht, sondern macht sie  
 nur wahrscheinlich. Zudem sind ihre Gründe  
 nicht von jedermann zu erreichen, und der  
 Weise selbst verirrt sich oft in ihren dunkeln  
 Gängen.

Oft scheint ihm zweifelhaft, was ruhigem Gedanken  
 Dieweil'ne Wahrheit schien; die festen Schlüsse  
 wanken;

Die Ungewißheit stürmt von allen Seiten ein;  
 Kann wahrer Heldennuth in seiner Seele seyn?  
 Verzweiflung reißt ihn fort, indem er sich mit  
 Bittern

An morschen Gründen hält. Wie, wann in Un-  
 gewittern

Das steuerlose Schiff an Klippen scheiternd läuft,  
 Ein Mensch mit starrer Hand den nächsten Strich  
 ergreift.

Hier hängt er halb entseelt; Nach seinem schwachen  
 Leben

Brüllt unter ihm die See, die schwanken Reste beben;  
 Die Wurzel reißt sich los, und nun deckt seinen Blick  
 Des Todes Finsternis; er stürzt ins Meer zurück.

Diese schöne Stelle erinnert mich einer ähnlichen  
 im Mebias, worinn der Zustand einer an ihrer  
 Unsterblichkeit zweifelnden Seele, vortreflich ge-  
 schildert ist. Die Vergleichung ähnlicher Stellen  
 in verschiedenen Dichtern ist meine angenehmste  
 Beschäftigung.

Wie die Seele trübfinniger Weisen, die, in sich  
 gefehret,

Und an der Ewigkeit ihrer zukünftigen Dauer  
 verzweifelnd,

Innerlich bebt; der Unsterblichen schauert vor ihres  
 Zernichtung;

Aber

Aber ist naht sich ihr der weisern Freundinnen eine,  
Ihrer Unsterblichkeit sicher, und stolz auf Gottes  
Verheißung,

Kommt sie zu ihr mit tröstendem Blick. Die trübe  
Verlassene

Heitert sich auf, und windet mit Macht vom jam-  
mernden Kummer

Ungeßüm freudig sich los. u. s. w.

Uz erläutert die Gemüthsbeschaffenheit des Zwei-  
felnden durch eine Begebenheit aus der gemei-  
nen Natur, und Klopstock wagt es sogar, die-  
se innere Gemüthsbeschaffenheit selbst zum Gleich-  
nisse anzuführen. Dieser Dichter hat eine ihn  
besonders eigene Manier in Gleichnissen, daß er  
mehrentheils Erscheinungen aus der Geisterwelt  
dazu wählet. Man muß der Stärke seines Pin-  
sels gewiß seyn, wenn man diese Abweichung von  
der gemeinen Weise wagen will. Man muß so  
glücklich, als Klopstock, die geheimen Empfin-  
dungen zu schildern wissen, die innerlich desto  
wirksamer sind, je weniger sie sich durch äusse-  
re Kennzeichen zu erkennen geben. — Ich kom-  
me zu dem Herrn Uz zurück.

Von Socrates sagt er mit den Cicero, daß alle seine Beweise nicht hinlänglich wären, die Unsterblichkeit außer Zweifel zu setzen. Man sehe nur so viel, er sey selbst überzeugt gewesen, und habe gewünscht, auch andere überzeugen zu können. Doch auch den ersten muthmaßlichen Gedanken eines zukünftigen Lebens, spricht der Dichter der Vernunft ab, wenn sie nicht von der Offenbarung unterstützt wird.

Wie kommt ein Sterblicher Unsterblichkeit vermuthen,  
Der alles rings umher, die Bösen und die Guten,  
Gleich Thieren, sterben sah? Sträubt die Vernunft  
sich nicht,

Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Mit gleichem Rechte könnte man behaupten,  
die Vernunft habe, ohne die Offenbarung, nie  
vermuthen können, daß es Gegenfüßer gebe,  
oder daß die Sonne im Mittelpunkt ruhe,  
und die Erde sich um dieselbe bewege, denn

Sträubt die Vernunft sich nicht,  
Wenn ein gewagter Satz den Sinnen widerspricht?

Am



Am Ende beschreibt der Dichter den Charakter eines Weisen, den Vernunft und Religion unterrichtet, wo unter andern folgende schöne Zeilen vorkommen:

Sein Leiden, weil es ihm ein Gott voll weiser Huld,  
Ihn zu verbessern, schickt, erträgt er mit Geduld,  
Er ist kein blinder Sklav der sinnlichen Begierde,  
Genießt, mit edlem Stolz auf seiner wahren Würde,  
Die niedern Freuden hier nur flüchtig, als im Lauf,  
Und opfert, ohne Gram, sie höhern Gütern auf.  
Ihn lockt kein Blumenweg, beim Laster zu verweilen,  
Ihn reizt kein falscher Glanz, der Thorheit nachzuweilen.

Er geht auf seinem Zweck mit unverwandtem Blick;  
Nicht für die Zeit bestimmt, verachtet er ihn  
Glück. u. f. w.

Auch des Schreibens über die Duschische Beurtheilung des Siegs des Liebesgottes, das Herr Uz seinem Gedichte angehängt, habe ich in meinem vorigen Briefe zu erwähnen vergessen. Herr Dusch, der die Geißel der Critik so oft empfunden, wollte sie endlich auch einmal andere empfinden lassen. Er that seinen ersten Anfall auf den Herrn Uz,

den er nach seiner untrüglichen Kunst zu errathen, für einen Freund seiner Tadel, der Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften, hielt. Und zwar übte er seine Rache an dem Siege des Liebesgottes aus, weil die Verfasser der Bibliothek sich hatten verlanen lassen, sie hielten dieses Gedicht für mehr Original, als seinen Schooßhund. Daher ist auch, wie Herr Uz bemerkt, in der That seine ganze Beurtheilung des Sieges des Liebesgottes eine beständige Parodie der Beurtheilung des Schooßhundes. Da sich die Verfasser der Bibliothek nunmehr zu erkennen gegeben, so wird Herr Dusch wohl selbst einsehen, daß er die Ohrfeige einem Unrechten wiedergegeben hat. Indessen erwiedert Herr Uz seinem grimmigen Angriffe mit vieler Gelassenheit. Der Ton verräth einen Mann, der seinem Ruhm unbeschadet, einen Sieg des Liebesgottes dem Muthwillen seiner Tadel opfern würde, wenn sie nur mit Geschmac zu tadeln wüßten.

D.

Hundert

## Hundert und dreyßigster Brief.

Ich dachte, wir hätten Sie lange genug amuſirt, und es wäre nun bald Zeit, Sie wieder einmal zu beſchäftigen. — Die philoſophiſchen Schriften des Herrn Prof. Keimarus, und beſonders ſeine vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion können Ihnen nicht unbekant ſeyn, denn ſie ſind durchgehends mit dem verdienten Beyſalle aufgenommen worden. Ohne ſich von der Methode feſſeln zu laſſen, denkt er bündig und zuſammenhängend, und weiß ſich faßlich auszudrücken, ohne ins Spielende zu verſallen. Da er, um gemeinnützig zu werden, die dornigten Wege der mathematiſchen Methode vermeiden mußte; ſo hat er ſehr vorſichtig die ſubtilen Speculationen, die ohne Hülfe einer ſtrengern Lehrart nicht erörtert werden können, unberührt gelaffen, und ſich bloß auf die vornehmſten Wahrheiten der natürlichen Religion eingeſchränkt, zu denen der Weg billig jedem Liebhaber der Wahrheit offen ſtehen ſollte.

Sie werden sich einer Stelle in dieser Schrift zu erinnern wissen, wo der Verfasser die besondern Absichten Gottes im Thierreiche aus einigen Arten der thierischen Kunsttriebe zu zeigen sucht, und da ihm die Materie zu weitläufig wird, ihr künftig eine ausführlichere Abhandlung zu widmen, verspricht. Dieser Weg, die göttlichen Absichten aus der Einrichtung der thierischen Natur zu erkennen, ist zwar nicht neu, und von den ältesten Philosophen bis auf unsere Zeit, hat sich jeder Verehrer der Gottheit desselben mit Nutzen zu bedienen gewußt. Man erwartete aber dem ungeachtet die Betrachtungen des Herrn K. mit Ungeduld, denn man versprach sich von denselben, neben der Erforschung der Absichten, auch ein mehreres Licht, die wirkenden Ursachen der thierischen Kunsttriebe verständlich zu erklären, und Sie wissen, wie leer es von dieser Seite in unsern besten philosophischen Lehrbüchern noch aussiehet. Unsere Welt weisen bestimmen die Schranken der thierischen Seelen a priori, und zeigen welche Erkenntnisvermögen sie haben, oder nicht haben, und

und wie weit sich ihre Einsichten erstrecken, aber niemand hat noch gesucht das Wunderbare, welches die Naturforscher an den Trieben der Thiere beobachteten, durch diese allgemeine Gründe begreiflich zu machen. Wolf, dieser grosse Beobachter der Seele, hat zuerst gezeigt, wie man über einen Geist Beobachtungen anstellen, und den Grund dessen, so man durch die Erfahrung herausgebracht, in dem Wesen desselben suchen müsse. Allein er schränkt seine Erfahrungen bloß auf den Menschen ein, und gedenkt in seiner Psychol. empir. der Seelen der Thiere mit keiner Sylbe. Möchten doch unsere jetzige Weltweisen, statt das Gesagte bis zum Eckel zu wiederholen, lieber dergleichen Lücken auszufüllen suchen, die ihnen ihre Vorgänger öfters treuherzig genug angezeigt haben! —

Reimarus hat indessen sein Versprechen gehalten. Hier ist seine ausführlichere Abhandlung über die Triebe der Thiere, \* die ich

\* Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, u. s. w. von Hermann Samuel Reimarus, Prof. in Hamburg, bey Johann Carl Bohm. 1760.

ich mit vielem Vergnügen gelesen. Ich werde Ihnen einen kleinen Schattenriß von dieser schönen Schrift vorlegen, und zuletzt einige Anmerkungen hinzufügen. Der Verfasser nimmt das Wort Trieb in der weitläufigsten Bedeutung, da es alles natürliche Bemühen zu gewissen Handlungen in sich begreift, daher er bey den Thieren dreyerley Triebe annimmt. Mechanische Triebe, die dem Körper, als eine Maschine inkommen; Vorstellungstriebe, oder das Bemühen der Seele, sich der Dinge nach dem Stande ihres Körpers bewußt zu seyn, und endlich willkührliche Triebe, oder ein Bemühen der Seele, dasjenige, was nach ihrer Empfindung und Vorstellung Lust verspricht, durch gewisse Handlungen zu erhalten, und was mit Unlust drohet, zu entfernen. — Diese Benennung dünkt mich etwas unbequem, denn es giebt auch Vorstellungstriebe, die willkührlich sind, wie der Verfasser an verschiedenen Stellen selbst bemerkt. Erwägungstriebe und Ausübungstriebe wäre vielleicht der Sache angemessener. — Nach einer

einer kurzen Betrachtung der mechanischen  
 Triebe kommt Hr. K. zu den Vorstellungstrie-  
 ben. Dieses ist eines der merkwürdig-  
 sten Hauptstücke in der ganzen Schrift. Der  
 Verf. setzt sehr deutlich auseinander, was  
 das Vernunftähnliche, oder die Erwar-  
 tung ähnlicher Fälle sey, welche nach Leib-  
 nizens Meinung, bey den Thieren die Stel-  
 le der Vernunft vertritt, und sie zu solchen  
 Handlungen veranlasset, die uns eine Folge  
 der Vernunftschlüsse zu seyn scheinen. Er  
 zeigt unter andern, daß sich die Thiere zwar  
 das Vergangene, vermöge ihrer Einbildungs-  
 kraft vorstellen, daß sie aber keinesweges  
 solches von den Gegenwärtigen unterschei-  
 den, sondern sehr undeutlich mit demselben  
 vermengen. Er folgert hieraus, daß die  
 Thiere weder eigentlicher Begriffe, noch Ur-  
 theile, und weit weniger förmlicher Schlüsse  
 fähig sind, und beweiset, daß die Folge  
 ihrer Vorstellungen sich zwar sehr oft in  
 förmliche Schlüsse auflösen lassen, in der  
 That aber einzig und allein aus den Geset-  
 zen der Empfindung und der Einbildungs-  
 kraft

frakt erklärt werden müssen; welches er durch die Beispiele selbst erläutert, aus welchen andere Weltweisen den Thieren den Gebrauch der Vernunft haben zu erkennen wollen. Man findet das Vornehmste hiervon zwar in den gemeinen Lehrbüchern der Metaphisik, allein die Ausführung des Herrn Verf. verdient nichts desto weniger mit Aufmerksamkeit nachgelesen zu werden. — Eins muß ich erinnern; Herr V. scheint den Thieren das Gedächtnis, oder die Erkennung des Vergangenen als vergangen, schlechterdings abzusprechen; allein man unterscheide mit unsern neuern Weltweisen *memoriam sensitivam* und *intellectualem*: Ein sinnliches Gedächtnis scheint den Thieren allerdings zuzukommen, indem der Eindruck des Gegenwärtigen wahrscheinlich auch bey ihnen von dem Eindrucke des Vergangenen sinnlich unterschieden seyn wird.

Der Verf. wendet sich hierauf zu dem von ihm genannten willführlichen Triebe, und theilet sie erstlich in natürliche und abgearbete Triebe. Jene sind solche, die den Thie-

ren



ren in ihrer vollen Freyheit stets auf einer-  
ley Weise zukommen, diese aber weichen, ent-  
weder durch die bloße Erziehung und War-  
tung, oder durch Zwang und Abrichtung  
von ihrer natürlichen Art zu handeln ab. —

Unter den natürlichen Trieben bemerkt er  
auförderst den allgemeinen Grundtrieb, der  
allen Thieren, und selbst den Menschen, ohne  
den Gebrauch der Vernunft, natürlich zu-  
kömmt, nemlich die Bemühung für jedes  
eigen und seines Geschlechts Erhaltung.

Die besondern Triebe, die in diesem all-  
gemeinen wenigstens einen entfernten Grund  
zu haben scheinen, theilet er abermals, nach  
Veranlassung dessen, so wir bey uns selbst  
wahrnehmen, in Kunst und Affectentriebe;  
indem wir Menschen, theils durch Affecten  
zu gewissen Handlungen angetrieben werden,  
theils auch von unsern Bedürfnissen ange-  
halten werden, durch die Uebung in gewis-  
sen regelmäßigen Handlungen eine Fertig-  
keit zu erwerben, die wir Kunst nennen.  
Was nun bey uns durch die Uebung gesche-  
hen muß, das scheint den Thieren angeho-  
ren

ren zu seyn. Der Verf. zeigt sehr gründlich, wie die verschiedenen Kunsttriebe einer jeden Thierart, mit ihren besondern Bedürfnissen und mit ihrer Lebensart übereinstimmen. Hierauf theilet er die Kunsttriebe der Thiere in zehn besondere Classen, und diese in vielen Unterarten ein, und ziehet allgemeine Eigenschaften und Merkmale derselben heraus, die ein Weltweiser aus der Natur der Thierarten zu erklären hat, wenn er von der Beschaffenheit der Kunsttriebe Nachricht geben will.

Der Beschluß künftig.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XVI. Den 6. November. 1760.

---

### Beschluß des Hundert und dreyßigsten Briefes.

Die Reduction verschiedener Erscheinungen auf ihre allgemeine Eigenschaften, ist der erste Schritt zur Entdeckung ihrer wahren Ursache. Man verringert durch diesen Kunstgriff nicht nur die Anzahl der zu erklärenden Wirkungen, sondern trennet auch die wesentlichen Umstände derselben von dem Fremden und Zufälligen, mit welchem sie in einzelnen Fällen untermengt sind, und vereinigt alle Forderungen, denen die Hypothese Genüge zu leisten hat, unter einem einzigen Gesichtspunkt. Die Gegeneinanderhaltung der angenommenen Hypothese mit den allgemeinen Eigenschaften der vorhandenen Naturbegebenheiten, zeigt alsdenn gar  
Achter Theil.                      2                      bald,

bald, ob man auf dem Wege zur Wahrheit sey oder nicht.

Herr Reimarus weiß sich dieses Kunstgriffes mit Nutzen zu bedienen. Nachdem er die Eigenschaften der Kunsttriebe festsetzt, vergleicht er mit denselben die Hypothesen der alten sowohl, als neuern Weltweisen, dadurch sie die Natur dieser wunderbaren Erscheinungen zu erklären gesucht haben, und findet, daß keine derselben die Schwierigkeiten aus dem Grunde hebe. Einige haben den Thieren Vernunft und überlegte Absichten zugeschrieben, und ihre Kunsttriebe für erworbene Geschicklichkeiten gehalten, haben aber nicht bedacht, 1) daß sie dadurch die Thiere ohne Grund weit über die Menschen setzen, indem der Mensch ohne den Gebrauch der Sprache, oder anderer willkührlichen Zeichen sich seiner Vernunft wenig zu bedienen weiß, und selbst durch Hülfe dieser beyden Vortheile, es in keiner Kunst ohne anhaltende Übung zur Fertigkeit, und ohne vielfältiges Verbessern zur Vollkommenheit bringt. Die Thiere aber

verfertigen, ohne den Gebrauch der Sprache und ohne die geringste Übung, in ihrer Kunst gleich das erste mal unverbesserliche Meisterstücke. 2) Daß viele Thiere ihre Arbeit verrichten, bevor sie noch den geringsten Begriff von dem Nutzen dieser Arbeit haben können, und endlich 3) daß sie in denselben Stücken, die zu ihrer Lebensart nicht unmittelbar gehören, die größte Dummheit und Ungelehrigkeit verrathen. — Andere haben alles für ein mechanisches Spiel gehalten. Diesen aber widerspricht 1) die Analogie der thierischen mit den menschlichen Handlungen. 2) Die Bemerkung, daß die Thiere öfters in der Wahl der Mittel eine ungezwungene Willkühr blicken lassen, und daß sie 3) ihre Werke unermüdet ausbessern, so oft ihnen etwas daran verdorben worden. — Die angenehmen und unangenehmen Empfindungen können auch ihre einzigen Lehrmeister nicht seyn, denn diese beziehen sich auf keine Gegenstände, von welchen das Thier keinen Begriff hat, und führen auch ohne vernünftiges Nachdenken nicht auf die

geschickteste Mittel, dadurch die begehrte Absicht erhalten werden kann. — Viele haben aus Mangel deutlicher Begriffe zu nichts bedeutenden Wörtern ihre Zuflucht genommen. Sie reden von einer zeugenden und bildenden Natur, von fatalen, magischen und sympathetischen Kräften, von einem Principio hylarchico, u. s. w. Geheimnisvolle Töne! deren Zauberey zu unserer Zeit ihre Kraft verloren zu haben scheint.

Unter den Hypothesen der Neuern, von den Trieben der Thiere, die Herr R. anführt, und bestreitet, hätten Sie die Systeme des Malebranche und Leibnitz von der Verbindung des Leibes und der Seele, wohl nimmermehr gesucht. Sollte sich jemand haben in den Sinn kommen lassen, aus diesen die Beschaffenheit der thierischen Triebe zu erklären? — Unmöglich! diese Lehrbegriffe sollen bloß die Art und Weise anzeigen, wie die Bewegungen des Leibes und die Vorstellungen der Seele wechselseitig auf einander erfolgen, und mit einander  
der

der übereinstimmen. Daß sie aber wechselseitig auf einander erfolgen, und daß sie mit einander harmoniren, ist vermöge der Erfahrung gewiß und unumstößlich, man mag den Grund davon setzen, worinn man will. Nun hat derjenige, der von den Trieben der Thiere Rechenschaft geben will, bloß zu zeigen, wie sie in der Gemeinschaft der Seele und des Leibes, die wir täglich wahrnehmen, gegründet sind. Was kann aber zur Erörterung dieser Frage, die fernere Untersuchung beytragen, was es mit dieser Gemeinschaft der Seele und des Leibes für eine Beschaffenheit habe, und wie sie verständlich erklärt werden mag? — Ich glaube also, Herr K. habe hier eine unnöthige Arbeit unternommen, die ihm, was das schlimmste ist, nicht sonderlich gelungen zu seyn scheint, denn wo ich nicht irre, so hat er die Meynungen, die er widerlegen will, nicht in ihrer völligen Stärke vorgetragen. — Doch lassen Sie mich von einer Materie abbrechen, die der Verf. selbst nur zum Ueberflusse berührt hat! Genug, daß

er diejenige Lehrenmeinungen glücklich bestritten; welche die Erklärung der thierischen Triebe wirklich zur Absicht haben!

Zwar läßt sich Herr X. hieran nicht begnügen. Er will die Lehrgebäude seiner Vorgänger nicht umsonst niedgerissen haben, und bemühet sich auf ihren Ruinen ein dauerhafteres Werk aufzuführen. Dieses ist allezeit der mislichste Schritt für einen Weltweisen, der anderer Meynung bestreitet, denn er ziehet dadurch den Krieg gleichsam auf seinen eigenen Grund und Boden, wo seine beleidigten Gegner ihn zu erwarten scheinen. — Indessen ist keine Hypothese überhaupt sogleich zu verwerfen, weil noch Einwürfe dawider gemacht werden können; denn wenn sie gleich der Weg zur Wahrheit nicht selbst ist, so kann sie doch auf denselben hinführen. Insbesondere aber scheinen die Gedanken des Herrn X. der Wahrheit sehr nahe zu kommen, ob sie gleich nicht hinlänglich seyn dürften, der Sache völlig Genüge zu thun.



Er glaubet den natürlichen Grund von den Trieben der Thiere in nichts als in folgenden vier Stücken, nämlich 1) in ihrem Mechanismus, oder 2) in ihren äußerlichen Sinnen, und sinnlichen Einbildungskraft, oder 3) in ihrer inneren Empfindung, oder 4) in ihrer eingepflanzten blinden Neigung, oder vielmehr in allen diesen vier Stücken zusammen genommen, suchen zu können. Der mechanische Bau der thierischen Körper kommt ihren Kunstfertigkeiten vortreflich zu statten, denn alle nöthige Kunstwerkzeuge sind ihnen angewachsen, und ein jedes derselben ist von Natur zu seinem gewissen Ber- richtungen eingerichtet und bestimmt, da wir Menschen nur ein einziges allgemeines Werkzeug, die Hände, am Leibe, tragen, welche die Bestimmung ihres Gebrauchs nicht in sich halten, sondern zu allerley Be- wegung von Natur gleich geschickt sind. Zu dem haben die Glieder und Werkzeuge der Bewegung bey den Thieren eine Stärke und Gelenkigkeit, die wir Menschen nicht vom Anfange besizen, sondern durch Fleiß und

und anhaltende Übung zu erwerben suchen müssen.

Ihre äussere Sinne sind schärfer, sicherer und feiner, als die Sinne des Menschen, daher denn auch ihre sinnliche Einbildungskraft vollkommener ist. Der Verfasser sucht durch viele Beobachtungen wahrscheinlich zu machen, daß man den sogenannten unvollkommenen Thieren öfters Sinne abspricht, die ihnen in der That zukommen, und daß bey vielen derselben der Abgang eines Sinnes, entweder durch einen neuen Sinn, davon wir uns keinen deutlichen Begriff machen können, oder durch die Schärfe der übrigen Sinne hinlänglich ersetzt werde.

Das dritte war die innere Empfindung. Der Verf. versteht dadurch alle Empfindungen der Thiere von ihrer eigenen Natur, welche nicht durch den äusserlichen Eindruck in die Sinne entstehen. Wir Menschen haben zwar auch ein inneres Gefühl von dem Zustande unseres Körpers, allein es ist so dunkel, daß wir ohne den Gebrauch der äussern Sinne nicht merken, was für Theile wir

wir am Feibe haben, wie sie beschaffen, und  
 wozu sie geschickt sind; den Thieren aber  
 schreibt der Verf. ein weit bestimmteres,  
 und sicheres Gefühl von ihrer innern Be-  
 schaffenheit zu. Man kann ihm dieses ein-  
 räumen. Urtheilen Sie aber, ob er nicht  
 offenbar zu weit geht, wenn er aus diesem  
 innern Gefühl erklären will, daß die Thiere  
 sich öfters bemühen Waffen und Werkzeuge  
 zu gebrauchen, die ihnen noch nicht gewach-  
 sen sind? Wenn er sogar die Liebe und  
 Vorsorge der Thiere für ihre künftige Brut  
 und Jungen dahin rechnen will? Ist nicht  
 besser, seine Unwissenheit gestehen, als ei-  
 nen blinden innern Gefühl, das kaum das  
 Gegenwärtige merken kann, so viel Einsicht  
 in das Zukünftige zuschreiben? Ein inneres  
 Gefühl setzt zwar keinen äußerlichen Eindruck,  
 aber doch eine innere Bewegung in den Ner-  
 ven voraus. Was hat aber die jetzige Be-  
 schaffenheit der Nerven mit der Nothdurft der  
 künftigen Brut gemein? oder wie kann das  
 Thier jetzt die Waffen fühlen, die ihm künf-  
 tig wachsen werden? — „Ein Zugvogel,

„sagt der Verfasser ferner, fühlt in sich, wenn  
 „seine Zeit sey die Gegend zu verändern, und  
 „führet einen Zug nach einer gewissen  
 „Gegend.“ Heißt dieses mehr, als mit Worten  
 spielen? Was versteht man unter einem  
 innerlichen Zug nach einer gewissen Gegend?  
 Ich gestehe es, daß ich bey diesen Worten so  
 wenig denke, als bey den Principio hylarchi-  
 eo der Paracelsiten.

So vieles sich indessen Herr A. aus dieser  
 innerlichen Empfindung zu erklären getrauet; so  
 gesteht er doch, daß das Vornehmste in den  
 Kunststücken der Thiere, nemlich die regelmä-  
 ßige Werke der Bienen, Ameisen, Wespen u. s. w.  
 sich weder aus den Mechanismus, noch aus  
 einer damit verknüpften äußerlichen und innern  
 Empfindung auflösen lasse. Zum Behuf dieser  
 Erscheinungen nimmt er seine Zuflucht zu den  
 oben erwähnten vierten Stücke, nemlich zu ei-  
 ner eingepflanzten blinden Neigung.  
 Da dieses die wichtigste Schlinge in den  
 Knoten ist, der hier aufgelöst werden soll,  
 so ist es der Mühe werth, den Verfasser bey  
 dieser

dieser Gelegenheit Schritt vor Schritt zu folgen.

Durch diese blinde Neigung versteht er eine genaue Bestimmung der Kräfte auf einen gewissen Endzweck. Er zeigt nemlich, daß die Leibes- und Seelenkräfte des Menschen in vielen Stücken unbestimmt, und seinem erworbenen Begriffen und Fertigkeiten, seinem Wissen und Willen unterworfen sind. In soweit nun die Schranken seiner Kräfte von Natur nicht bestimmt und festgesetzt sind, ist der Mensch zwar einer größern Vollkommenheit fähig, indem ihm ein freyes Feld gelassen worden, seine Fähigkeiten auf eine beliebige Weise zu erweitern; allein eben deswegen kann er dieses ohne Anstrengen, Fleiß und anhaltende Übung nicht bewerkstelligen. Mit den Thieren, meint er, habe es eine entgegengesetzte Beschaffenheit. Ihre Leibes- und Seelenkräfte wären von Natur auf was gewisses und besonders determinirt, so, daß eines jeden natürlichen Vermögen und Bemühen zu derjenigen Wirksamkeit allein eingerichtet, vorbereitet, und gleichsam angewiesen

wiesen ist, welche die Bedürfnisse seiner Lebensart erfordern. Diese bestimmte Natur, Kräfte, setzt er hinzu, geben ihnen zwar engere Schranken ihrer Vollkommenheiten, aber in diesen Schranken liegt eine natürliche unerlernte Fertigkeit ihrer Handlungen, welche den Zweck ihrer Lebensart desto unfehlbarer Genüge thut.

Lassen sie uns hier ein wenig stille stehen! Die Seelenkräfte der Thiere, sagt Herr K. wären von Natur auf etwas gewisses und besonders bestimmt. Sollen diese Worte etwas mehr als leere Töne seyn; so muß der Verfasser annehmen, es liesse sich aus der Natur der thierischen Seele begreiflich machen, es sey in derselben gegründet, daß die Kräfte vielmehr auf dieses Gewisse, als auf sonst etwas bestimmt sind. Und zwar muß der Grund hiervon nicht sowohl in der ursprünglichen Kraft der Seele, als ihren Abänderungen und Modificationen zu suchen seyn. Nun richten sich die Modificationen der thierischen Seele wahrscheinlicher weise, so gut als der unsrigen, nach dem Stande ihres

res Körpers; also werden diese genauere Bestimmung der thierischen Seelenkräfte in dem Zustande ihres Körpers und dessen sinnlichen Organen gegründet seyn; das heißt, in dem Mechanismus des Leibes, in den äussern Sinnen, oder in der innern Empfindung. Oder soll ich mit die vierte Ursache, die Herr K. hinzuthut, die genauere Determination der Kräfte, als so was vorstellen, von dem sich kein fernerer Grund angeben läßt? — Dieß kann kein Weltweiser verlangen. Nithin müssen wir nothwendig zu den ersten dreyen Ursachen zurück kommen, um uns die vierte als möglich vorzustellen.

Da aber Herr K. nirgends zeigt, wie sich seine Bestimmung der Kräfte auf etwas Gewisses, aus der Natur des Thieres erklären läßt, und vielmehr diese Bestimmung deswegen als einen vierten Grund anführet, weil er sich nicht getrauet, sie aus den drey vorhergehenden Stücken herzuleiten; wie will er durch dieselbe die Beschaffenheit der Triebe begreiflich machen? Und wenn er auch  
noch

noch so unumstößlich zeigt; daß eine solche Bestimmung vorhanden ist; so hat er bloß das Factum angezeigt, ohne bis zu der Ursach hinauf zu steigen. Wir wissen was geschieht, wenn die Thiere Kunstwerke versertigen, aber wir wissen nicht, warum?

Denn, daß die Leibes- und Seelenkräfte der Thiere bey Versertigung der Kunstwerke auf etwas bestimmtes gerichtet sind, wird niemand in Zweifel ziehen. Die Frage aber ist; wodurch sind diese Kräfte so, und nicht anders gerichtet? Herr K. antwortet; durch ihre eigene Natur. Dieser Antwort zufolge müßten wir den Grund von dieser bestimmten Richtung in der Natur des Thieres, das heißt, in dem mechanischen Bau seines Körpers, und in seinen innern und äußerlichen Empfindungen suchen. Nun gesteht Herr K. er habe in keinem von diesen den verlangten Grund ausfindig machen können; Also sind wir immer noch an der vorigen Stelle, wir wissen die Begebenheit, und forschen nach der Ursach.



Doch Herr K. will bey den Menschen selbst eben solche determinirte Naturkräfte wahrgenommen haben, als er zur Erklärung der thierischen Triebe ankümt, und er giebt unserer Unachtsamkeit die Schuld, daß wir sie nicht bemerken. Wenn dieses wäre, so wüßten wir zwar deswegen von der Beschaffenheit der Triebe nicht ein Haar mehr; allein die Schwierigkeit wäre uns etwas näher gelegt. Wir gehen uns näher an, und sind uns auch besser zur Hand, als die Thiere, um durch die Aufmerksamkeit auf uns selbst, hinter die wahre Ursache kommen zu können. Der Zuschauer muß die Einrichtung der Maschinen aus ihren Veränderungen errathen, aber wer hinter der Scene steht, kann das Triebwerk mit Augen sehen. — Ich gestehe es, daß ich Anfangs gestuht, als ich den Herrn Verf. durch eine Menge von Beyspielen beweisen sahe, daß wir das an uns selbst haben, worüber wir uns bey den Thieren so verwundern. Dem ersten Anblicke nach dünkten mich einige von diesen Beyspielen den Kunsttrieben der Thiere in der That sehr ähnlich zu seyn; allein

lein ich betrachtete sie genauer, und alle Aehnlichkeit schien mir zu verschwinden. — Ich verspare mir diese Anmerkungen, mit Ihrer Erlaubnis, auf mein nächstes Schreiben, denn ich vermutho, sie werden etwas weitläuftig gerathen. Können Sie doch die Stelle, die bey dem Herrn K. einige Seiten einnimmt, unterdessen nachlesen.

D.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XVII. Den 13. November. 1760.

---

## Hundert und ein und dreyßigster Brief.

**W**enn Herr Reimarus bey den Menschen selbst die bestimmte Richtung der Kräfte auf etwas Gewisses beweisen will, die er zum Behuf seiner Erklärung der Triebe annimmt; so muß er zeigen, daß wir eben solche Handlungen verrichten, wie die regelmäßigen Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w. ohne daß sich solche aus irgend einer andern Ursache verständlicher erklären lassen. Es müssen Handlungen seyn, welche wir weder durch einen beliebigen Vorsatz, noch durch Gewohnheit und Übung, weder durch das Rathen der Vernunft, noch durch den Reiz der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, so wenig vermöge des Menschen Theil. A Thani-

Mechanismus unseres Leibes, als auf Veranlassung einer äußern oder innern Empfindung, anfangen und vollbringen können, wo nicht außer diesem noch eine gewisse angeborene Richtung der Kräfte auf etwas bestimmtes hinzukommt, die wir zwar nicht verstehen, deren Mitwirkung aber nichts desto weniger unumgänglich erfordert wird. Denn so was hinzukommendes muß in der That seine bestimmte Richtung der Kräfte seyn, durch welche er die regelmäßige Kunstwerke der Bienen, Wespen, Ameisen u. s. w. erklären will, nachdem er auf alle übrigen Erklärungsmittel ausdrücklich Verzicht gethan.

Lassen Sie uns sehen, ob die Beispiele, die Herr K. anführt, wirklich diese Beschaffenheit haben! Ich werde sie in der Ordnung durchgehen, in welcher er sie vorträgt. „Was unsere körperliche Fertigkeiten betrifft, spricht er (§. 138.), so könnte ich mich zuvörderst auf das Schreyen und Winseln der Kinder berufen, welches ja keine gänzlich mechanische, sondern eine willkürliche Handlung ist. — — Dieses ist der Kinder ihre erste  
 „natür-

„natürlich bestimmte Fertigkeit, ohne daß sie  
 „selbst den wissentlichen Vorsatz haben, daß  
 „dadurch ein zum Mitleid reizender Laut solle  
 „ausgedrückt werden.“ Was hier von dem  
 Schreien und Winseln insbesondere gesagt  
 wird, drückt der Verf. in der Folge allgemeiner  
 aus: „Zarte Kinder wissen von Na-  
 „tur ihre Gemüthsbeschaffenheit und Leiden-  
 „schaften, Vergnügen, Begierde, Schmerz  
 „und Furcht, in ihren Mienen gleichsam zu  
 „malen und abzubilden; ja sie unterscheiden  
 „eben diese Mienen auch an andern; indem  
 „sie anfangen zu weinen und furchtsam zu  
 „werden, wenn man ihnen allerley saure und  
 „widrige Gesichter macht u. s. w.“ Ich weiß  
 nicht, was Herr K. hierdurch beweisen will?  
 Wo ich nicht irre; so gilt der Einwurf der  
 Epikurer vollkommen, so einfältig er auch in  
 den Fällen ist, in welchen sie ihn anzubringen  
 gedenken. Die Kinder weinen Anfangs nicht,  
 um Mitleid zu erregen; sondern sie erregen  
 Mitleiden, weil wir aus eigener Erfahrung  
 wissen, daß das Gefühl der Schmerzen von  
 solchen Thönen begleitet zu werden. pflegt.

Ueberhaupt werden, vermöge der nicht zu  
 läugnenden Gemeinschaft der Seele und des  
 Leibes, alle heftige Begierden und Verab-  
 scheidungen der Seele, von heftigen Bewe-  
 gungen der flüssigen, und vermöge dieser, auch  
 der festen Theile des Leibes begleitet. Wenn  
 nun diese Bewegungen so stark werden, daß sie  
 in den äussern Theile merkliche Veränderun-  
 gen hervorbringen; so können wir diese Ver-  
 änderungen als Zeichen der Gemüthsbeschaf-  
 fenheit ansehen, in so weit wir durch eigene  
 Erfahrung unterrichtet sind, welche innere  
 Gemüthsbewegung einer jeden sichtbaren  
 äussern Veränderung zusagt. Ist aber diese  
 Erfahrung einmal gegründet; so kann man  
 auch mit der Hervorbringung solcher Gebehr-  
 den die Absicht verbinden, andern unsere in-  
 nere Leidenschaften zu erkennen zu geben, und  
 wenn man diese Uebung wiederholt; so  
 kann man es darinn zur Fertigkeit bringen.  
 Man hat also das Angebohrne von dem Er-  
 lernten wohl zu unterscheiden. Die Fertigkeit  
 bey'm Gefühl der Schmerzen zu weinen, ist  
 uns angebohren, und sie gründet sich auf die  
 Gemein-

Gemeinschaft der Seelen und des Leibes; aber die Fertigkeit durch das Weinen Mitleiden zu erregen, oder beym Anblick eines Weinenden Mitleiden zu empfinden, setzt eine wiederholte Erfahrung zum Voraus, daß dieses innere Gefühl von dieser äussern Bewegung begleitet zu werden pflegt. Eben derselbe Unterschied gilt auch von allen übrigen Gemüthsbewegungen, und ich finde in allen diesen Exempeln keine angebohrne Richtung oder Bestimmung auf etwas Gewisses. Will aber Herr K. bloß zeigen, daß wir eine unerlernte Fertigkeit haben in unserm Körper, nach Veranlassung der Veränderungen in der Seele, gewisse Bewegungen hervor zu bringen; so wird ihm dieses zwar jedermann zugeben; allein was thut dieses zu seiner Hypothese?

Daß die Kinder, so bald sie zur Welt kommen, die Augen öffnen, wenn ein schwaches Licht ihnen durch die geschlossenen Augenlider schimmert, ist zwar eine richtige Erfahrung; wer siehet aber nicht, daß hier die Kraft die Augen zu öffnen, ihre Bestimmung

und Richtung nicht von selbst hat, sondern erst durch den Reiz des äußerlichen Eindrucks erhält? — Zum Aufziehen der Augenlieder gehören freylich mancherley Bewegungen der Muskeln, aber keine angebohrne Richtung.

Mit dem Saugen der Kinder hat es eine gleiche Bewandnis, es gehören unstreitig vielfältige Bewegungen dazu und es muß den Kindern ein Vermögen solche zu verrichten, angebohren seyn. Dieses Vermögen aber würde niemals zur Ausübung kommen, wenn die Seele nicht durch den Reiz einer angenehmen Empfindung in Bewegung gebracht würde. Die Bestimmung und Richtung der Kräfte hat also hier ihren Grund in den Empfindungen. Daß es aber den Säuglingen leichter wird, die zum Saugen nöthige Bewegungen zu verrichten, als den Erwachsenen, ist ein Beweis von des Herrn Verfassers ersten Satze, nemlich, daß der Mechanismus des thierischen Leibes öfters gewisse Bewegungen leichter, und die dazu nöthigen Gliedmassen gelenkiger mache, denn vermuthlich ist es nichts anders, als der wunderbolle Mechanismus.



Mechanismus des Leibes, der den Bedürfnissen des  
 Säuglings zuvorkommt, und ihm eine Handlung  
 erleichtert, die zu seiner Erhaltung so nöthig ist.  
 Herr R. hätte also diese Erfahrung zur Bestäti-  
 gung seines ersten Satzes anführen können; Wie  
 will er aber seinen vierten Satz daraus folgern,  
 daß nemlich manche Kräfte ihre angewiesene  
 Richtung und Bestimmung an und für sich selbst  
 mit sich führen? Findet sich hier die geringste  
 Gleichheit mit den Kunstbewegungen, die die  
 Thiere, ohne den Antrieb einer angenehmen,  
 oder unangenehmen Empfindung, und ohne den  
 Nutzen ihrer Arbeit einzusehen, verrichten?  
 Diese Kunsttriebe zu erklären, hat der Hr. R.  
 für nöthig gefunden ein viertes Principium,  
 eine gewisse angebohrne Richtung der Kräfte  
 anzunehmen, und siehe! seine Exempel von  
 den Fertigkeiten der Menschen beweisen höch-  
 stens einen von den gegebenen Sätzen, die  
 ihm zur Erklärung der Triebe nicht hin-  
 reichend geschienen.

Doch weiter! „Unser Sehen, sagt Herr R.  
 „hat nach der Vorstellung der Seele unglaub-

„lich viel kunstmäßiges in sich. Denn ausser  
 „daß wir die Axen beyder Augen auf einen  
 „Punkt richten, so stellen wir auch das Ge-  
 „mälde der Körper, welches in unsern Augen  
 „ist, vor uns und ausser uns. Wir machen  
 „es nach dem Maasse des einfallenden Win-  
 „kels, in der Vorstellung groß; und wegen  
 „der Aehnlichkeit beyder Bilder in beyden Au-  
 „gen, nicht gedoppelt, sondern einfach; Wir  
 „kehren es zugleich um, das unterste zu oberst,  
 „indem wir die Berührung von jedem Licht-  
 „strahl auf seinen Ursprung, und also, was  
 „sich unten im Auge mahlt, nach oben hin  
 „rechnen. Wenn uns diese Fertigkeit nicht  
 „angeboren wäre, so würden wir sie, wegen  
 „der Vielheit der nach den Regeln des Lichts  
 „sich richtenden Handlungen, vermuthlich  
 „durch keine Ueberlegung und Übung erwer-  
 „ben können.“ — Ich finde hier verschied-  
 „enes anzuumerken. 1) Wenn diese Instanzen  
 auch eine angebohrne Fertigkeit erwiesen; so  
 ist daraus noch keines Weges auf eine uner-  
 worbene und eingepflanzte Richtung zu schlies-  
 sen. Eine angebohrne Fertigkeit, ist ein Ver-  
 mögen

mögen gewisse Handlungen, ohne vorhergehende Übung, so leicht und geschwinde zu verrichten, daß wir uns nicht alles dessen bewußt sind, was dabei vorgehet; Eine eingepflanzte Richtung auf etwas Gewisses aber, ist ein Ding, das sich wohl nicht so leicht erklären läßt. 2) Es läßt sich schwerlich erweisen, daß die Fertigkeit die Augenmaße zu richten, und sich die sichtbaren Dinge in einer gewissen Distanz vorzustellen, angeboren sey, die Erfahrung von Blinden, die wieder zu ihrem Gesichte gelangt sind, scheint das Gegentheil darzuthun. Wenn diese nicht erst eine Zeitlang das Gefühl mit dem Gesicht verglichen, und durch eine lange Gewohnheit, die Nachurtheile der Seele mit unter die Empfindungen mischen lernen; so sehen sie aus Mangel gehöriger Richtung alles undeutlich, und es scheint ihnen auch auf den Augen zu liegen. Vielleicht können wir uns jetzt nicht mehr besinnen, wie viel Versuche uns in der Kindheit mislungen, und was für Mühe es gekostet, ehe wir uns diese Fertigkeiten angeeignet, und glauben, wir hätten sie erb- und

eigenthümlich von der Hand der Natur erhalten. 3) Daß wir die Gegenstände weder gedoppelt noch umgekehrt sehen, schreibt Herr K. einer angeborenen Fertigkeit zu, und also muß er glauben, die Seele würde sich ohne diese Fertigkeit, die Gegenstände in der That gedoppelt, und umgekehrt vorstellen. Ist aber diese Hypothese schon so ausgemacht, daß sie Herr K. ohne Beweis annimmt? Es ist wahr, sie hat das Ansehn vieler berühmten Schriftsteller für sich; allein es fehlt gleichwohl an Weltweisen nicht, welche diese bekannte Paradoxa unmittelbar aus der Natur der Empfindung herzuleiten gesucht haben, ohne weder zu einer angeborenen noch erworbenen Fertigkeit ihre Zuflucht zu nehmen, und ich muß gestehen, daß mich wenigstens, ihre Gedanken sehr überzeugen. Von dem Gedoppeltsehen führt der Herr von Haller in seinen Notizen zu Boerhaavens Vorlesungen, \* die Meinung an; *Mentem nulla objecta distinguere, nisi diversas efficiant quocunque modo sensationes. In dolore late*

diffu-

\* Vol. IV. §. DXLI. not.

diffuso puncta dolentia non distinguit. Non duabus naribus duplicem sensum separat, non duabus auribus duplices sonos audit, imo vero neque simillimos diversos sonos distinguit; neque ergo duobus oculis duo objecta videt. Er pflichtet diesen Gedanken völlig bey, und setzt zur Erläuterung derselben hinzu; Insecta certe non vident objecta multiplicata, etsi corneas & nervos opticos habeant innumerabiles. Rectissima enim via ad prædam suam aut venerem contendunt, cum eadem ex necessitate fabricæ aberrare sequeretur, si ab ulla alia causa unitas visionis penderet. In der That mußte Herr N. und alle übrige Schriftsteller, die hierinn seiner Meinung sind, diesen Insecten eine Fertigkeit zulegen, die alle Wahrscheinlichkeit überschreitet, wenn ihnen die Empfindung die Gegenstände so vielfach vorstellte, und die Seele gleichwohl durch ein Nachurtheil alle diese Vorstellungen wieder vereinigen mußte.

Von der ersten Schwierigkeit das Aufgericht und Umgekehrt sehen, betreffend, erinnere ich mich in den Mylius'schen Schriften eine Erklärung gefunden zu haben, die  
der

der ganzen sonst mittelmäßigen Sammlung einigen Werth giebt. Sie schien mir so natürlich, daß ich mich wunderte, wie man sie jemals hat verfehlen können. — Ich habe das Buch ist nicht zur Hand; doch so viel ich mich erinnere, laufen seine Gründe fürlich auf folgendes hinaus. Es ist wahr, behauptet Mythus, wir stellen uns alle sichtbare Gegenstände des untersten zu oberst vor. Allein man bedenke, daß das oben und unten bloß relative Begriffe sind. Unsere Gegenstände nennen das unten, was wir oben nennen, und so umgekehrt. Wenn nun alle Gegenstände in der Welt sich umkehren sollten, die Menschen nicht ausgenommen, so würden wir es gar nicht merken, daß eine Veränderung geschehen sey, indem in Ansehung unser, alles so bleiben würde, wie es ist. Dieses thut das Gesicht; es lehret alle Gegenstände in der Vorstellung um, und uns selbst mit, denn auch das Bild vor unserm Körper muß sich im Auge umkehren; also kann aus dieser Umkehrung keine Verwirrung entstehen; sondern es muß in Ansehung unser, alles eben so erfolgen.

folgen, als wenn sich die Bilder im Auge aufgerichtet, abmahlen sollten. In einem verfinsterten Zimmer mahlen sich die Gegenstände gleichfalls umgekehrt ab; wenn aber das Bild eines Menschen in diesem Zimmer, die übrigen Bilder sehen könnte, von welchem es umgeben ist; so würde es sie alle recht abgedruckt finden, und niemals auf die Vermuthung kommen, daß in seiner kleinen Schattenvelt alles umgekehrt stünde. Nun sind wir selbst, in Ansehung unserer Augen, nichts anders als ein Bildgen, das auf dem Grunde derselben so gut als alle übrigen Gegenstände umgekehrt abgemahlt worden; daher muß uns alles nothwendig aufgerichtet scheinen, und wir verwundern uns, wenn uns jemand erzehlt, daß wir das unterste zu oberst sehen. Es ist hier der Ort nicht, dieses weitläufiger auszuführen. Sie sehen doch aber so viel, daß die gewöhnliche Meynung, nach welcher man die beyden angeführten Schwierigkeiten aus einer Gewohnheit, oder Fertigkeit der Seele zu erklären pflegt, noch vielen Zweifel unterworfen ist. Herr K.  
fann

kann sich also nicht so schlechterdinges darauf stützen.

Ueberhaupt ist hier der Ort, wo die Naturlehre in die subtilste Metaphysik übergeht, und wo man durch die kleinste Unrichtigkeit im Ausdrucke so verwirret werden kann, daß man Schwierigkeiten, zu finden glaubt, wo doch keine sind. Z. B. Herr K. hält auch dieses für paradox, daß wir uns beim Sehen, keinen Gegenstand tausendmal grösser vorstellen, als er abgebildet ist, und ich erinnere mich denselben Gedanken in verschiedenen physiologischen Tractaten angetroffen zu haben. Gleichwohl muß ich Ihnen gestehen, daß mir diese ganze Schwierigkeit aus einer Unachtsamkeit im Ausdrucke entsprungen zu seyn scheint. Wer sich richtig ausdrücken will, kann nicht sagen: ich stelle mir diesen Gegenstand grösser vor, als er in mir abgebildet ist; denn warum sollte es von dem Gegenstande vorstellen, und von dem Bildgen seyn heissen? Ist die Grösse des Bildes im Auge etwa ein absoluter Begriff? Oder, woher wissen wir, wie gros das Bildgen eines

nes



nes Gegenstandes: im Auge sey? Etwas weil  
 es doch nicht grösser seyn kann, als das  
 ganze Auge, dessen Grösse wir betrachten  
 können? Wohl! Man rede also deutlicher,  
 und spreche; ich stelle mir diesen Gegenstand  
 grösser vor, als ich mir das Bild davon vor-  
 stellen würde, wenn es nicht in mir, sondern  
 ausser mir wäre, und ich solches vermittelst  
 der Augen erst wieder sehen müßte. Durch  
 diese kleine Behutsamkeit im Reden ist alle  
 Schwierigkeit verschwunden, denn ist es nicht  
 sehr natürlich, daß wir den Gegenstand selbst  
 unter einem grössern Winkel sehen, als wir  
 sein Bild sehen würden, wenn es erst wieder  
 durch die Augen gehen müßte? Wir können  
 von der Grösse keinen Begriff als durch die  
 Vergleichung erlangen, und müssen uns also  
 wohl hüten, die Grösse für so was anzusehen,  
 das sich, wie die Qualität, an und für sich,  
 ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung  
 begreifen läßt. Wenn wir fragen; wie groß  
 stelle ich mir diesen Gegenstand vor? so be-  
 deuten diese Worte nichts anders, als in  
 welchem Verhältnis gegen eine andere gege-  
 bens

hene Größe? Dieses beurtheilet die Seele aus dem Verhältnisse des Bildes eines Gegenstandes, gegen dem Bilde einer gegebenen Größe. Hin- gegen kann mit dem Bilde im Auge, und mit den äußern Gegenständen kein gemeinschaftliches Maas verglichen werden, und daher kann das Verhältnis ihrer Größe gegen einander, nicht anders beurtheilt werden, als wenn wir das Bild selbst außer uns setzen, und als einen Gegenstand des Gesichts betrachten. Thut man aber dieses; so muß freylich das Bild des Bildes sich in einem kleinern Raum abschildern, als das Bild des Gegenstandes. — Doch genug von diesen Subtilitäten?

Der Beschluß künftig.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XVIII. Den 20. November. 1760.

---

### Beschluß des Hundert und ein und dreißigsten Briefes.

**I**ch glaube zur Genüge dargethan zu haben, daß Herr K. bey den körperlichen Fertigkeiten des Menschen, nicht die geringste Spur von Ähnlichkeit mit den Kunsttrieben der Thiere entdeckt hat. Es kommt darauf an, ob es ihm bey den Seelenfertigkeiten besser gelungen ist! Ich werde hier nur ein einziges Exempel anführen, denn alle, deren Herr K. gedenkt, sind von so ähnlicher Beschaffenheit, daß man nur eines entkräften darf, um sie alle widerlegt zu haben.

„Wenn wir unsere übrigen Gemüthskräfte  
„untersuchen, sagt Herr K. so findet sich vie-  
„les, das wir mit einer solchen bestimmten  
„Fertigkeit verrichten, die wir, wenn sie uns  
Achter Theil. S nicht

„nicht angeboren wäre, nimmer durch Uebung  
 „erhalten würden. Die Einbildungskraft ist  
 „uns nicht allein unwillkürlich, sondern auch  
 „willkürlich zu Dienste, und hält die bestän-  
 „dige Regel, daß sie uns bey dem Gegenwär-  
 „tigen alles Vergangene vorstellet, worin  
 „auch nur ein Theil mit dem Gegenwärtigen  
 „einerley ist. Wenn die Einbildungskraft  
 „nicht von Natur fertig und bereit wäre, die  
 „vorigen Denkbilder nach dieser Regel zu er-  
 „neuern; so würden wir sie durch kein Be-  
 „mühen oder Ueben wieder hervorsuchen kön-  
 „nen. — — Demnach giebt es bey uns  
 „Menschen eine angeborne Fertigkeit, die ver-  
 „gangenen Dinge so wieder vorzustellen, daß  
 „wir sie von den Gegenwärtigen unterschei-  
 „den, und mit denselben in Vergleichung  
 „stellen, ja daß wir durch willkürliche Be-  
 „achtung des Vergangenen ganz in die vo-  
 „rige Welt mit unsern Gedanken hinein ge-  
 „hen können.“

Ich habe im vorhergehenden schon ofte  
 zugestanden, daß wir Menschen angebohrne  
 Fertigkeiten besitzen. Durch eine angebohrne Fer-

Fertigkeit versteht man, ein ungeübtes Vermögen gewisse willkührliche Handlungen mit solcher Geschwindigkeit zu verrichten, daß wir uns alles dessen, was dabey vorgenommen wird, nicht deutlich bewußt sind. Daß einer jeden menschlichen Fähigkeit ein gewisser Grad von einer solchen Fertigkeit beywohne, ist nicht zu läugnen; aber damit allein, ist der Hypothese des Herrn K. nicht gedienet, und ein mehreres einzuräumen, sehe ich noch immer keine Nothwendigkeit. Denn wo liegt in diesem Exempel von der Einbildungskraft die gesuchte Richtung und Bestimmung auf etwas Gewisses? Etwa darinn, daß die Einbildungskraft bloß auf das Vergangene gerichtet, und angewiesen ist? Kaum sollte ich es vermuthen, daß Herr K. dieses gemeint haben könne! — — Es ist ausgemacht, und vor unsern Weltweisen längst bewiesen, daß die Imagination keine abgesonderte Kraft sey, die der Seele etwa als eine Zugabe geschenkt worden; sondern sie ist eine bloße Abänderung der ursprünglichen Vorstellungskraft,

die das Wesen der Seele ausmacht. Diese wesentliche und ursprüngliche Kraft ist an und für sich unbestimmt, wird aber durch ihren und ihres Körpers Zustand, auf dieses Gegenwärtige, dieses oder jenes Vergangene, und dieses oder jenes Zukünftige, auf eine begreifliche Weise gerichtet und angewiesen. In so weit sie auf das Gegenwärtige bestimmt ist, nennet man sie Empfindungsvermögen; auf das Vergangene, Einbildungskraft, und auf das Zukünftige, Vorhersehungsvermögen. — Warum ist die Einbildungskraft auf das Vergangene gerichtet? Weil die wesentliche Kraft der Seele das Vergangene sowohl als das Gegenwärtige und Zukünftige in sich begreift, und weil wir sie nicht anders Einbildungskraft nennen, als in so weit sie durch die bestimmende Ursachen sich etwas vorstellt, daß ihr in einer andern Zeit gegenwärtig gewesen. Die Einbildungskraft ist ja kein für sich bestehendes Ding, sondern an und für sich schon eine Bestimmung, der ursprünglichen Vorstellungskraft, die wir mit einem

einem besondern Namen, eine Kraft aber nur in einem gewissen uneigentlichen Verstande nennen. Auf gleiche Weise könnten wir jedem andern Vermögen, z. B. den Vermögen die Farbe zu unterscheiden, einen besondern Namen geben, und uns hernach verwundern, daß dieses besondere Vermögen auf die Unterscheidung der Farbe gerichtet ist.

Doch ich will lieber den Herrn K. nicht verstanden haben, als ihm so unphilosophische Gedanken zutrauen. Die übrigen Exempel sind, wie schon erinnert, von gleichem Schlage, und ich finde in Ansehung ihrer nichts hinzuzuthun. Soll ich Ihnen, nach einem so langen Geschwäze, in wenigen Worten sagen, was ich von der Hypothese des Herrn K. urtheile? Mich dünkt, diejenigen thierischen Kunsttriebe, die bloß eine innere Regelmäßigkeit in den willkürlichen Bewegungen der Muskeln anzeigen, die hat Herr K. vollkommen deutlich erklärt, und vielleicht alles, was sich davon sagen läßt, erschöpft. Aber diese Erscheinung bleibt

noch immer ein Geheimnis, daß die Thiere auch äußerliche regelmäßige Kunstwerke hervorbringen, die nach einem wohlausgesonnenen Plane gefertigt zu seyn scheinen. Ich kann sehr wohl begreifen, wie es durch einen künstlichen Mechanismus möglich sey, daß das Thier auf den Antrieb einer innern oder äussern Empfindung die regelmäßigten Bewegungen verrichte, die wir Menschen in der Ordnung und mit der Fertigkeit, nicht ohne Fleiß und Übung hervorbringen können. Wie aber aus diesem allen, ohn überlegten Plan, ein äußerliches regelmäßiges Werk eine sechseckige Zelle, ein spiralförmiges Gewebe, oder ein künstliches Vieberhaus entsteht, scheint mir desto unbegreiflicher, da die Thiere öfters unregelmäßige Bewegungen vornehmen müssen, um das äussere Werk vollkommen regelmäßig zu machen. Die Spinne merkt, daß ihr Fadenhaus irgendwo gerissen, und sie stellt ihre Arbeit an einer andern Seite ein, um diesen Schaden auszubessern. Sie weicht also von ihrer innern Regel ab, der sie sonst ohnfehlbar folgen würde, um  
die



die äussere Regelmäßigkeit ihres Werk zu ergänzen. So macht es auch der Seidentwurm, und die Biene giebt, wie Herr K. bemerkt, von dem Sechseck, ihrer Lieblingsfigur etwas nach, wenn von einer andern Seite etwa gelehrt worden, um die Zellenreihe wieder in die Richte zu bringen. Diese äusserliche Regelmäßigkeit, dünkt mich, kann Herr K. aus allen vier Sätzen, aus welchen seine Hypothese besteht, zusammen genommen nicht erklären, und wenn man ihm auch die bestimmte Richtung auf etwas Gewisses angeben wollte, die ihm so fruchtbar zu seyn scheint. Denn was für einen Begriff mache ich mir von einer vorherbestimmten Richtung auf ein Sechseck, oder sonst eine ordentliche Figur? — Daß den Thieren solche Figuren eingeprägt wären, haben andere behaupten wollen, allein Herr K. hat sie gründlich widerlegt. Was bleibt uns also übrig? Nichts, als die Schuldigkeit, unsere Unwissenheit zugestehen.

D.

## Hundert und zwei und dreißigster Brief.

Man begehet noch immer weg die Thorheit, jede Scharteke wider die Religion mit großen Geschrey auszunehmen, und so bald man die Macht dazu hat, von dem Scharfrichter verbrennen zu lassen, ob gleich die Erfahrung gezeigt, daß dadurch der Fortgang der Deisten mehr befördert als gehemmt wird. Mancher Plunder, den kein Mensch angesehen haben würde, wird ein wichtiges Buch, nachdem es durch die Hand des Büttels gegangen, so wie das Leben des G. B. gewiß Maculatur geworden wäre, wenn es nicht das Glück gehabt hätte, mit so großen Umständen verbrannt zu werden. Die Welt schließt so; was so grosse Leute fürchten, muß doch verdienen gelesen zu werden. — Dieses Vorurtheil ist nirgend so schädlich als in Religionsachen. Der gewissenhafteste Mensch betrachtet eine verfolgte Schrift, als etwas, das zu fürchten ist, und die Begierde, das,

das, was man fürchtet, kennen zu lernen ist den Menschen sehr natürlich.

Man hat durch dieses Mittel erst jetzt wieder eine christliche Schrift aus ihrer Dunkelheit gezogen. Bloß der Titel würde mich abgeschreckt haben, tiefer hinein zu sehen, wenn das Werk nicht durch den Bann einigen Reiz bekommen hätte. Bedenken Sie, was für ein Titel! Die unwandelbare und ewige Religion der ältesten Naturforscher und so genannten Adepten, oder geometrischer Beweis, daß die Metaphysik die wahre theoretische und die Moral die wahre practische Gotteseigenschaft sey, bestehend in einigen freyen Anmerkungen und Erinnerungen über das in dem I. II. und dem Vorbereitungs- theilen zum III. Stücke der höhern Weltweisheit enthaltene System der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften und deren Einrichtung und Plan, zu gründlicher Ueberführung aller sichredenden und Pöhlergläubigen Deisten und

Naturalisten, aufgesetzt von einem Liebhaber der Wahrheit an seinen Freund.

Der Verfasser scheint ein Freund oder gar ein Mitglied der allgemeinen Gesellschaft der Wissenschaften zu seyn, deren Stifter die unübersteiglichsten Höhen der Weltweisheit überstiegen, und die unabsehblichsten Tiefen der Natur durchschauert haben. Nichts ist von den Augen dieser wahren Adepten verborgen, und sie wissen, wie ich Ihnen schon zu einer andern Zeit gemeldet, durch ihre Theorie von der Archäenwanderung, oder von der vernünftigen Metempsychosis nicht nur die gesamten Theile der Weltweisheit, als die Lehre von Gott, von der Welt und von der Seele, die Moral, das Naturrecht, und Staatskunst auf einen weit sicheren Fuß zu setzen, sondern die Naturlehre, Chymie und Medicin, alle Oeconomie-Commerz, Cammeral- und Militärwissenschaften und endlich alle Künste und Handwerker zu verbessern. — Unser Verfasser tadelt die Gesellschaft, daß sie mit ihrer Verbesserung zur Naturlehre schreitet, ohne vorher in der

Reli-

Religion aufgeräumt zu haben. Wie er spricht, so sollte man glauben, es käme bloß auf die Gesellschaft an, was sie für eine Religion fest setzen wollte. Es ist lustig, ihn die Gesellschaft ernstlich und mit vielem Eifer bitten zu sehen, sie möchte doch alle übernatürliche Offenbarung wegwerfen, und auf ihre Archäenwanderung oder vernünftigen Metempsychosis, ein Religionsystem aufführen, daß, wie er sich ausdrückt, weder Psaffenlist, noch Heuchelei bedarf, um sich aufrecht zu erhalten. Allenfalls erbietet er sich, mit Erlaubnis der Gesellschaft, diesen unvergleichlichen Vorschlag selbst auszuführen und aus der Monadologie der allgemeinen Gesellschaft, ein vernünftiges Religionsystem, eine Kinderlehre oder Catechismus, heilige Reden, Gebete, Gesänge und alles, was zu einer Religion erfordert wird, herauszuziehen und mit einer so einleuchtenden Ueberzeugung vorzutragen, daß alle Welt darüber erstaunen, und die Priester nicht sich in ihrem Herzen schämen soll. — Ich möchte seine monadologische Lieder wohl in Musik gesetzt sehen!

Sie

Sie sehen, daß dieser Mann mehr Grillen-  
 sänger, als furchtbarer Religionsfeind, ist.  
 Er greift zwar die Offenbarung mit unmaß-  
 siger Bitterkeit an, und beschimpft den geist-  
 lichen Stand auf eine etwas ungezogene  
 Weise; allein es müßte um die Wahrheit der  
 Offenbarung schlecht bestellt seyn, wenn man  
 seinen Einwurf nicht anders als durch  
 die gänzliche Unterdrückung begegnen könnte.  
 Weder seine Grundfälle noch sein Vortrag  
 sind von der Art, daß sie den gemeinen Mann  
 durch ihre Annehmlichkeit sollten verführen  
 können. Seine Sittenlehre, man muß ihm  
 Gerechtigkeit widerfahren lassen, ist eine der  
 strengsten, und im philosophischen Verstande,  
 auch der heiligsten; also daß sich der läber-  
 liche Theil des menschlichen Geschlechts gewiß  
 nicht auf seine Seite schlagen wird. Der  
 einzige Metaphysikus: der sich mit ihm in die  
 dornigsten Subtilitäten der Monadologie ein-  
 lassen kann, wird auch ganz gewiß im Stande  
 seyn, die Wichtigkeit seiner Einwürfe einzusehen.  
 Was hat man also zu fürchten? —  
 Ich dünkte, man hätte die Schrift immer  
 kön-

können unbemerkt zur ewigen Vergessenheit schleichen lassen. Doch man bleibt schon bei dem alten Schlendrian!

Ihnen eine Probe von der Schreibart dieses Verf. zu geben, will ich eine der häufigsten Stellen anführen, und Sie können daraus leichtlich auf die frostigern schließen. Er apostrophiret die Geistlichkeit; „Was  
 „meinet ihr, wenn eben dieser Weg, welchen  
 „die Lehrer der natürlichen Gottesgelahrtheit  
 „zur Seligkeit zeigen, eben diejenige sey,  
 „welche die Natur in allen ihren auch den  
 „geringsten Wirkungen folget, und daß durch  
 „diesen Weg, der zur Seligkeit führet, auch  
 „zugleich alle Geheimnisse der Natur,  
 „zum wahren Nutzen des menschlichen  
 „Geschlechts, entdeckt werden? Sollte man  
 „es nicht durch den weltlichen Arm dahin  
 „zu bringen suchen, daß die Menschen in der  
 „Erkenntniß der Natur, eben so wohl, als in  
 „der Religion, durch Feuer und Schwert  
 „dahin gebracht werden können, die Ver-  
 „nunft und die Erfahrung, unter dem Ge-  
 „horsam der Erdichtungskraft und der Fabel  
 „gesam-

„gefangen zu nehmen? Was sollte daran  
 „hindern, daß man nicht eben so wohl ein  
 „Pabstthum in der Natur, als in der Reli-  
 „gion und Moral errichten sollte, wenn nur  
 „die Vernunft rechtschaffen verbannet, und  
 „Aberglaube genug in der Welt ist? Säu-  
 „met nicht, dieses zuthun, sonst werden  
 „alle eure Systeme bald anfangen, den  
 „Gruel der Verwüstung zu empfinden, wo  
 „ihr zulasset, daß die Welt in der Erkennt-  
 „nis der Natur der Dinge weiter schreitet.  
 „Vor allen Dingen unterdrückt die verfluchte  
 „Erkenntnis von den einfachen Substanzen. —  
 „Ihr habt euch bisher wohl dabey befunden,  
 „daß diese Erkenntnis nicht gar weit gestiegen.  
 „Haltet sie hübsch noch unter der Scheere!  
 „Denn sie ist im höchsten Grade schädlich  
 „vor alle erdichtete Offenbarungen! Es ist  
 „nicht gut, daß die Menschen zu genau mit  
 „ihrer Seele und Gott bekannt werden. —  
 Die unschuldigen Monaden haben sich wohl  
 niemals träumen lassen, daß man sie auf  
 eine so lächerliche Weise mißbrauchen wird.

Was



Was er hier durch die Entdeckung der Geheimnisse der Natur versteht, erkläret er an einer andern Stelle deutlicher. „Die Verhältnisse der „Größe oder des Grades der Aehnlichkeit der „edlen einfachen Substanzen, oder der Seele mit „Gott, wird zu einer gesunden und einer practi- „schen Moral, Rechtsgelehrsamkeit, Staats- „lehre, weit gewissere und solidere Gründe „legen, als bisher, so lange man die Einsicht in „die wahre Vollkommenheit der vernünftigen „Geschöpfe gehabt, möglich gewesen; so wie „die Verhältniß der Größe oder des Grades „der unedlern einfachen Substanzen oder Ele- „mente der Körper einen weit sichern Grund „zur Erkenntniß der Körper und deren Verei- „nigung mit Seelen und Geister, folglich auch „zur Naturlehre, Chymie, Medicin, wie auch „zu alle Deconomie, Commerz, Cammeral- „und Militärwissenschaften, und nicht weni- „ger zu allen Künsten und Handwerken ab- „geben wird, als noch zur Zeit geschehen „können.“

Ich habe Ihnen einst schon gemeldet, daß diese Verbesserer aller Wissenschaften und Künste, den schönen Wissenschaften einen ewigen Haß geschworen. Gegenwärtiger Verfasser muß hierin mit den Stiftern der Gesellschaft nicht völlig eines Sinnes seyn, denn er schreibt erträglich, und verspricht doch auch heilige Lieder zu verfertigen.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

XIX. Den 27. November. 1760.

---

### Hundert und zwen und dreyßigster Brief.

Ihnen ist der Streit nicht unbekannt, der seit mehr als anderthalb hundert Jahren über den wahren Erfinder und Erfindungsort der Buchdruckerey geführt worden, und dennoch in den Augen der Unpartheiischen bisher noch in vielen Stücken unentschieden geblieben ist. In Deutschland war die Buchdruckerey erfunden, diß schien ausgemacht: aber mehr als eine Stadt wollte die Ehre der Erfindung ihren ehemaligen Bewohnern zuweisen. Straßburg, Mainz, Harlem führten ihre Gründe für sich an, und bald ward Coster, bald Faust, bald Guttenberg, bald Schäffer, als die Erfinder dieser nützlichen Kunst angegeben. Man ward hitzig und eben diese Hitze

Achter Theil. I macht

machte den Streit noch verwirrter. Man setzte die Streitfrage nicht recht auseinander; die Eitelkeit die sich gemeiniglich in die gelehrte Streitigkeiten zu mischen pflegt, machte, daß wenn man etwas halb bewiesen hatte, man schon glaubte alles bewiesen zu haben, und Triumph rief. Selbst der berühmte Prof. Köhler, glaubte die Streitfrage für Mainz entschieden zu haben, da er bewies, daß Gutenberg, ein Mainzischer Bürger, die Buchdruckerey erfunden hätte, und hielt sich berechtigt der Stadt Straßburg allen Theil an der Ehre dieser Erfindung abzuspochen. Inzwischen war es doch eigentlich einem Straßburgischen Gelehrten, nemlich dem berühmten Königl. Französischen Rathe und Geschichtschreiber, Herrn Schöpplin aufbehalten, diesen Streit mit einer solchen offenbaren Gewisheit zu entscheiden, als vielleicht noch wenig Streitigkeiten von dieser Art sind entschieden worden. Er hatte das Glück in dem Straßburgischen Archive bisher unbekannte Urkunden zu finden, welche dieser Sache ein grosses Licht anjündete

anzündeten. Dis war ein Glück: Aber das vornehmste Verdienst dieses trefflichen Schriftstellers ist die Einsicht, womit er die Streitfrage selbst auseinander gesetzt, und dadurch gezeigt hat, wie alle die verschiedene Meinungen die man bisher von dem Ursprunge der Buchdruckerey gehabt, auf gewisse weise richtig sind, und man dahero zum Theil nur bisher gestritten, ohne selbst recht zu wissen worüber.

Wodurch ist denn dem Herrn Schöpflin dieses Wunder gelungen? Muß man sich nicht vor alle die Gelehrten schämen, die in diesem Streit verwickelt gewesen, wenn die Antwort heißt: bloß dadurch, daß nach einem Streit von beynähe zweyhundert Jahren dieser Schriftsteller zum ersten mahl sich bemühet, die Sache über die man stritt, richtig zu erklären. Man hatte sich hierüber niemals verstanden, und dahero hatte der Harlemer z. E. mit dem Worte Buchdruckerey einen ganz andern Begriff verbunden, als der Mainzer. Nichts war

§ 2

daher

daher heftiger als ihr Streit, und nichts ist leichter, als ihre Meinungen mit einander zu verbinden

Ausser dieser Vorsicht, die man billig bey einer jeden Streitigkeit anwenden sollte, ist es freylich auch nöthig, daß man die Wahrheit historischer Umstände gehörig beweise, und sie von Fabeln die aus unrichten oder auch falsch verstandenen Berichten der Schriftsteller herrühren zu unterscheiden wisse. Auch dieses hat der Herr S. auf alle Weise geleistet.

Sein Buch \* hat mich so sehr vergnügt; es ist mit so manchen bisher unbekannten Nachrichten angefüllet, daß ich in die Versuchung gerathe, Ihnen einen kleinen Auszug davon zu geben. Vielleicht würden Sie nicht Gelegenheit gehabt haben, es durchzulesen, und es wird vielleicht wegen der Sprache, in der es geschrieben ist, auch manchem

\* Vindiciæ Typographicæ. Argentorati apud J. G. Bauer. 1760. 22 Bogen in gr. 4to. nebst 6 Kupfertafeln.

manchem in Deutschland unbekannt bleiben. Gleichwohl enthält es doch die richtigste Geschichte der Entstehung der Buchdruckerkunst, die man bisher gesehen hat.

Herr S. giebt gleich im Anfange folgende Namenerklärung von der Buchdruckerey: „Bewegliche, geschnittene, oder gegossene Buchstaben zusammen setzen, mit Farbe bestreichen, und auf Papier abdrucken, wird Buchdruckerey genennet.“ Daher ist die Zusammenfügung einzelner Buchstaben der Grund der Buchdruckerkunst, welcher den Alten unbekannt war. \* Diese schnitten zwar

§ 3

fest

- \* Herr S. führet in einer Anmerkung eine Stelle an, die ich wegen ihrer Sonderbarkeit doch Ihnen auch hier am Rande mittheilen muß: sollte man nicht fast denken Cicero hätte die Buchdruckerkunst vor Augen gehabt, wenn er wider den Epikur, den Behaupter der Atomen schreibt: Cur non idem putet, si innumerales unius & viginti formæ litterarum vel aureæ vel qualis liber, aliquo concilian-
- tur,

festen Buchstaben auf hölzerne oder metallene Tafeln, weil sie aber von einzelnen Buchstaben nichts wußten, so wußten sie auch von der Buchdruckerkunst nichts. Wer also die Zusammensetzung einzelner Buchstaben erfunden hat, der ist eigentlich der wahre Erfinder der Buchdruckerey zu nennen. Denn in der Beweglichkeit der Buchstaben besteht eigentlich der Nutzen der Buchdruckerkunst.

Bei dem Streite über die Erfindung der Buchdruckerkunst hat man niemals gehörig auf den Unterschied unter den Vorspielen, dem Anfange und der mehreren Vollkommenheit dieser Kunst gesehen. Hiezu kam der unbestimmte Sinn des Wortes Buchdruckerey, welches ein jeder entweder aus Unbedachtsamkeit, oder um seine Meinung zu vertheidigen, in einem andern Verstande nahm. Einer rechnete die Bücher die auf ganze Tafeln geschnitten waren zur Buchdruckerey.

tur, posse ex his in terram excussis, Annales Ennii, ut deinceps legi possint, effici. De Nat. Deor. Lib. II. c. 37.



Druckerkunst; der andere wollte nichts dazu rechnen, als was mit gegossenen Buchstaben gesetzt war, und nahm daher die Matrizen für den wesentlichsten Theil der Buchdruckerey an. Jenes thaten die Harlemischen dieses die Matnzischen Schriftsteller. Beyde Meynungen traten Gutttenbergs Ruhme zu nahe! welcher weder die geschnittenen Tafeln, noch die gegossene Buchstaben erfunden hat. Also ist es nöthig den wahren Erfinder aus dem Staube hervorzu ziehen.

Damit man dabey nicht um leere Worte streite, muß man bey Entstehung der Buchdruckerey gleichsam drey Künste unterscheiden, welche so zu sagen, stufenweise entstanden sind.

Die erste ist die Art des Holzschneydens, wodurch auf ganze Tafeln feste Buchstaben ausgeschnitten werden, daß die zusammengefügte Blätter ein Buch vorstellen. Die Holländer behaupten, daß Lorenz Coster diese Kunst zu Harlem erfunden habe.

Die Zweyte, hat die feste Buchstaben in bewegliche verwandelt. Und hieraus ist die Kunst bewegliche Buchstaben zusammen zu setzen, entstanden, der eigentlich der Name Buchdruckeroy zukommt. Daß diese Gutsenberg zu Strasburg erfunden, hat der Herr V. weiter unten aus den deutlichsten Zeugnissen erwiesen.

Die dritte endlich hat anstatt geschnittene Buchstaben, gegossene gewählt. Die hat Peter Schöffer zu Mainz erfunden.

Die erste ist gleichsam ein Vorspiel der zweyten, welche die eigentliche Buchdruckeroy zu nennen ist. Die dritte hat nur die zweyte vollkommen gemacht. Diejenigen irren also beyderseits, die entweder die Costerische Erfindung vor eine wahre Buchdruckeroy halten oder gleich von der Costerischen auf Schöffern springen und Gutsenbergen auslassen. Es ist ausgemacht, daß derjenige der zuerst bewegliche Buchstaben

ers

erfunden hat, sie mögen von welcher Art sie wollen, gewesen seyn, der wahre Erfinder der Buchdruckerey zu nennen ist.

Man schreitet Herr S. zu dem Beweise, daß Gutenberg in Strassburg diese Kunst erfunden, und verschiedene Jahre lang mit seinen Schülern daselbst ausgeübt habe, ehe er sie nach Mainz gebracht, ehe Coster seine Taseln, und Schöffer die Matrizen erfunden.

Schon seit geraumer Zeit hatten Herrn S. die Gründe verdächtig geschienen, worauf die Schriftsteller, welche Strassburg die Ehre der Erfindung der Buchdruckerey zuerzählen wollten, ihre Meinung baueten. Mäntel ward immer Gutenbergen entgegengesetzt. Und da schien es ausgemacht zu seyn, daß jener zwar der erste Buchdrucker in Strassburg, aber nicht der Erfinder dieser Kunst gewesen. Er nahm daher im Jahre 1740 bey Gelegenheit des Jubelfestes der

Buchdruckerkunst · Gelegenheit der Erfindung derselben weiter nachzudenken. Ihm war schon aus zweyen Dokumenten die J. G. Scherz bereits im Jahre 1717 entdeckt hatte, bekannt, daß Gutenberg im Jahre 1441 ein Straßburgischer Bürger gewesen war, also fieng er an zu muthmassen, daß Gutenberg, ob er gleich aus Mainz gebürtig gewesen, die Buchdruckerey dennoch wohl zu Straßburg erfunden haben möchte. Er hing dieser glücklichen Muthmassung weiter nach, und fünf Jahr hernach brachte ihn ein ungefährender Zufall zur völligen Gewisheit in dieser Sache.

Der sogenannte Pfenningthurn, auf welchem die alten Stadt Archive verwahrt wurden, drohte wegen Banfälligkeit die Einstürzung, und da deswegen die Baumeister die Beschaffenheit der Muren in allen Kammern untersuchen mußten, so wurden auch andere Neugierige hineingelassen, Herr  
G.

B. gerieth endlich in eine Kammer, worinn er eine Menge alter Stadt Protocolle, welche mit den Jahren bezeichnet waren, antraf. Er sahe sie durch, und als er auf den Band von 1439 kam, hatte er solchen kaum aufgeschlagen, als ihm Gutttenbergs Namen in die Augen fiel. Da er weiter kam fand er eine Menge Zeugenaussagen, in einem Processe der Gutttenbergen war erregt worden, weil nach dem Tode seines Gehülfsen desselben an Gutttenbergs, Geheimnisse Theil haben wollte, welches Geheimniß nichts anders als die Buchdruckerey ist.

Der Herr B. macht es sehr wahrscheinlich, daß Gutttenberg im Jahr 1430, gleich nach dem Tode seines Vaters, von Mainz nach Strasburg gezogen sey. Im Jahre 1434 forderte er schon von der Stadt Mainz die ihm seit vielen Jahren nicht bezahlte Zinsen, und ließ deswegen zu Strasburg  
ihren

ihren Stadtschreiber in Verhaft nehmen, den er doch auf Vorbitte des Strassburgischen Rathes wieder frey ließ. In dem Zollbuche von dem sogenannten Zellbelingszoll oder Weinumgeld wird er von 1436 bis 1444 als ein Constofeler oder edler Bürger angeführt. Im Jahr 1437 hatte er vor dem geistlichen Gerichte einen Proceß mit Fräulein Kannelin zu der Iserin Thüre, welcher er die Ehe versprochen, und welche er hernach auch vermuthlich geheyrathet hat.

Um die Zeit da er diesen Proceß hatte, muß er schon nebst seinen Strassburgischen Gehülffen insgeheim die Buchdruckerkunst getrieben haben, denn weil er weder reich genug war, noch auch für seine Person allein dem Werke vorstehen konnte, hatte er sich Gehülffen zugeleget, die ihm sowohl mit Geld, als auch in der Arbeit beystanden.

Die

Die Namen dieser Männer sind wohl werth, daß sie der Nachwelt aufbehalten werden. Andreas Drizehn, war der erste der, weil er wußte daß Guttenberg viel Künste verstand, ihm bat, daß er ihm doch auch etwas davon lehren möchte. Guttenberg lehrte ihn also, die Kunst Steine zu poliren. Als sich hernach Guttenberg mit Hans Riffen Vogt (oder Richter) zu Lindau wegen einer andern Kunst in Gesellschaft gab, und Drizehn dieses erfuhr, bat er sich aus auch in diese Gesellschaft aufzunehmen zu werden. Eben dieses bat auch Anton Heilmann für sich seinen Bruder Andreas. Guttenberg ließ sich bereden und nahm sie gegen Zahlung von 160 Gulden in die Gesellschaft. Da aber die beyden Gesellschafter merkten, daß Guttenberg noch mehr geheime Künste wüßte, so baten sie ihn, ihnen nichts davon zu verheelen. Der alte Contract ward also aufgehoben, und ein neuer gemacht, vermöge dessen die Gesellschafter an Guttenbergen ausser den obigen 160 Gulden noch 250 Gulden zahlen sollten, und zwar 100 Gulden baar und die übrigen 150 Gulden zu gewissen Zeiten. Hievon waren

---

waren noch 85 Gulden zu zahlen, als Andreas Drizehn starb. Sein Bruder George wollte auch in die Gesellschaft aufgenommen werden, und da ihm dieses versagt wurde, verklagt er Güttenbergen. Nachdem viel Zeugen abgehört worden, gewann Güttenberg den Proceß, und diese Zeugenaussagen sind es eigentlich, die in der Geschichte der Buchdruckerey höchstwichtig sind; Sie sollen sie in meinem künftigen Briefe haben.

Ne.

---

Seh



Bev dem Verleger ist zu haben.

**V**itruvius, der Dänische, enthaltend die prächtigsten Gebäude in Dännemark, sehr sauber in Kupfer gestochen, 2 Theile. Fol. 40 Rthlr.

**B**ahrdt, D. J. S. Worte des Trostes in Tagen der Angst und des Schreckens. 4. Leipz. 760. 4 Gr.  
**B**aumgarten, A. G. initia philosophiae practicae primae. 8. Halle 760. 4 Gr.

**B**etrachtungen, erbauliche, im Beichtstuhle oder Absolutions Formeln, 2 Theile. 8. Leipz. 760. 20 Gr.  
**B**urekii, P. D. Gnomon Pfahnorum Tomi II. 4. maj. Stutgardiae 760. 4 Rthlr.

**B**urgs, J. S. Brandpredigt zu Breslau über Matth. 20. v. 1 : : 24 gehalten. 4. Breslau. 2 Gr.  
 , Ordinations Rede. 4. Breslau. 1 Gr.

**E**issfeld, W. A. C. das in seiner Kriegesnoth schreyende Sachsenland: Jesu, lieber Meister erbarme dich unser! 4. Leipz. 760. 1 Gr. 6 Pf.

**P**resentii, J. P. Pastoral: Sammlungen. 24ster Theil. 8. Frst. 760. 10 Gr.

**S**ieg der Wahrheit über den Unglauben, den die Barmherzigkeit Gottes offenbahr werden lassen. 8. ebendas. 760. 5 Gr.

**V**erflacher, L. S. Sammlung aller Herzoglich Würtembergischen Gesetze und anderer Normalien, 2tes Buch. 8. Stuttgart 760. 2 Rthlr. 8. Gr.

**Herzensgespräch, letztes, eines jüngst im Herrn selig  
entschlafenen christlichen Cavaliers. 8. Leipzig  
760. 2 Gr.**

**Hoffmanni, G. D. dissertatio de unico juris feudalis  
Longobardici libro. 4. Tübing 760. 3 Gr.**

**Liedhaberin der Tugend und Weisheit oder Geschich-  
te der Prinzessin Arville, 3 Theile. 8. Augsp. 760  
1 Rthlr. 8 Gr.**

**Merian, J. R. christliche Jubelpredigt wegen der vor  
drey hundert Jahren zu Basel gestifteten hohen  
Schule. 4. Basel 760. 5 Gr.**

**Braun, C. J. der Tod Jesu eine Cantate. Fol. Leipz.  
760. 3 Rthlr. 12 Gr.**

**Possen in Taschenformate. 12 Leipz. 760 2 Gr.**

**Vorschläge, Patriotische, die Früchte des künftigen  
Friedens noch allgemeiner als die schädlichen Wir-  
kungen des bisherigen allgemeinen Krieges zu ma-  
chen. 8. Leipz. 760. 2 Gr.**

**Verzeichniß der Berichte, Briefe, Capitulationen,  
Conventionen, Declarationen, Deductionen, Edic-  
te, Manifeste 2c. 2c. welche bey jetzigen Kriege 1756  
und 57 herausgekommen. 8. Frst. 760. 4 Gr.**

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XX. Den 4. December. 1760.

---

## Hundert und drey und dreyßigster Brief.

Hier haben Sie einen Auszug derjenigen Zeugenaussagen in Guttенbergs Proceß, welche in der Geschichte der Buchdruckerey ein Licht geben:

Anna des Holymanns Johann Schultzeissens Frau sagte aus, daß nach Andreas Drizehns Tode in dessen Hause die Buchdruckerey war, Guttенberg seinen Diener Beildeck zum Nicolaus Drizehn geschickt habe, um ihm zu sagen, daß er die vier Stücken aus der Presse heraus heben, und von einander nehmen möchte, damit niemand sehen könnte was es wäre. Sie setzte noch hinzu, sie habe gesehen, daß Drizehn Tag und Nacht bey diesem Wercke beschäftigt Aelter Theil. U gewesen,

gewesen, worauf er viel Geld verwendet, und auch sogar etwas von seinem Vermögen verpfändet gehabt, um das Werk zu Etande zu bringen. Eben dieses sagt auch der Anna Mann aus, und setzt hinzu, Drizehn habe versichert, daß er schon dreyhundert Gulden auf dieses Werk gewendet habe.

Conrad Saspach, ein Drechsler in der Krämergasse wohnhaft, hatte vor Guttensberg und dessen Gehülffen die erste Drucker-  
presse gemacht, daher sagte er aus, daß nach Andreas Drizehn, Andreas Zeilmann zu ihm gekommen und ihn gebeten habe, daß er damit Bescheid wüßte, er nach dem Hause gehen sollte, wo die Presse war, und sowohl die Columnen herausnehmen, als auch die Buchstaben auseinander werfen sollte, damit niemand das Geheimniß errie-  
the. Als Saspach dahin ging, fand er die Columnen nicht, weil sie Nicolaus Drizehn, auf Guttensberg Befehl schon aus der Presse gehoben hatte. Dis geschah am Sanct Stephans Tage und also gegen das Ende des 1438sten Jahres.

Beil

Beildeck, Guttенbergs Diener, sagte aus, daß er auf Befehl seines Herrn dem V. Drizehn befohlen habe, er sollte niemand die Presse zeigen, vielmehr sogleich die Schrauben, womit die Columnen zusammengehalten werden, aufthun, damit die vier Stücke aus einander fielen, und alles verborgen bliebe. Anton Heilmann sagte von den Druckerformen aus, daß Guttенberg vor Weihnachten, an Andreas Drizehn und Andreas Heilmann seinen Diener gesendet habe, daß man ihm alle Formen senden möchte, nach des erstern Tode aber habe er sehr besorget, daß man die Presse sehen möchte, und daher gleich befehlen lassen, daß man alles zerlegen sollte, damit das Geheimniß nicht verrathen würde.

Endlich sagte Hans Dünne ein Goldschmidt, daß er seit ohngefähr drey Jahren Guttенbergen an hundert Gulden abverdient habe, bloß an Sachen die zu dem Drucken gehören.

In diesen Aussagen wird der Buchdrucker und der vornehmsten dazu gehörigen

Werkzeuge so deutlich gedacht, daß wer diese Kunst nur einigermaßen kenne, sehr leicht merken wird, wovon die Rede sey. Es wird namentlich nicht allein der Presse und der Columnen gedacht die schon unter die Presse gelegt waren, sondern auch der beweglichen Lettern, welche das vornehmste Geheimniß der Kunst ausmachten: deswegen Guttenberg auch so besorgt war, daß dieses Geheimniß kund werden möchte, und daher gleich nach Drizehns Tode befahl, die Schrauben wodurch die Columnen zusammen gehalten wurden, zu öffnen, damit man die Typen auseinander legen konnte. Hätten die vier Stücke nur aus Tafeln bestanden, worauf feste Buchstaben ausgeizet gewesen wären, so wäre Guttenbergs Geheimniß eine sehr bekannte Sache gewesen, und diese Lettern hätten auch nicht können auseinander genommen werden, welches doch Guttenberg hauptsächlich verlangte.

Diese Aussagen beweisen im übrigen folgendes:

1) Gutten-

1) Guttenberg hat zu Strasburg nicht selbst für seine Person, die Druckerey getrieben, sondern er hat nur die Kunst erfunden und alles zu deren Ausübung angeordnet.

2) Andreas Drizehn, ein Bürger in Strasburg, hat sich besonders mit der Ausübung dieser Kunst abgegeben, und sogar einen Theil seines Vermögens darauf gewendet, daher ist er Guttenbergs vornehmster Gehülfe und der erste Beförderer dieser Kunst zu nennen.

3) Die erste Buchdruckerey war auch in Drizehns Hause,

4) Conrad Saspach hat die erste Buchdruckerpresse gemacht.

5) Man sollte fast vermuthen, daß Guttenberg seine Lettern nicht nur aus Holz, sondern auch aus Bley hätte schneiden lassen. Denn man findet, daß unter den Sachen so zum Behuf dieser Kunst eingekaufet worden, auch Bley befindlich gewesen.

6) Beildeck sagte unter andern Guttenberg habe ihm befohlen zu sorgen, daß die vier Stücke aus der Presse-genommen wür-

den. Hieraus sollte man fast schließen, daß das Buch, so damals unter der Presse war im Quarto gewesen.

7) Die Erfindung der Buchdruckerey fällt ohngefähr ins Jahr 1436, dann der Goldschmidt Hanns Dünne, bekennet im Jahr 1439, daß er schon seit drey Jahren Gутtenbergen Sachen die zum Drucken gehören geliefert habe. Wenigstens sind zu der Zeit als Andreas Drizehn starb, nämlich im Jahr 1438 schon in Gутtenbergs Buchdruckerey zu Strassburg Bücher mit beweglichen Buchstaben gedruckt worden. Nach Andreas Drizehns Tode haben Seilmann Riff und Gутtenberg die Gesellschaft fortgesetzt.

In den Strassburgischen Zollbüchern findet man schon im Jahre 1442 Heinrich Eggestein und Johann Manteln. Obgleich diese erst nach zwanzig Jahren in Strassburg berühmt geworden, so ist doch wohl nicht zu zweifeln, daß sie aus Gутtenbergs Schule gekommen, wann man bedenket, daß aus verschiedenen Anzeigen erhellet, daß Gутtenberg bis um das Jahr 1445 sich in Strassburg



burg aufgehalten habe. Im Jahr 1441 und 1442 hat Gutenberg gewisse Einkünfte die er in Mainz von seinem Oheim Coheymmer geerbet hat, dem Capitel zu St. Thomas verkauft. Im Jahr 1444 hat er noch den Weinzoll bezahlt. Aber in den folgenden Jahren findet man Gutenbergen in den Zollregistern nicht mehr, sondern nur bloß seine Frau, es ist daher wahrscheinlich, daß er ohngefähr im Jahr 1445 von Strassburg weggezogen sey, ohne daß man bis jetzt die Ursache davon weiß. Fünfzehn Jahr also hatte Gutenberg in Strassburg gewohnt. Dieser ganze wichtige Zeitpunkt seines Lebens ist allen unbekannt gewesen, die von der Erfindung der Buchdruckerey geschrieben haben, woraus den freylich eine ungemeine Menge Irthümer hat entstehen müssen.

Man findet nirgends, wohin sich Gutenberg, nachdem er von Strassburg weggegangen war, begeben habe. Aber im Jahr 1450 findet man ihm zu Mainz, wo er die Buchdruckerey, die er zu Strassburg erfunden

hatte, fortsetzen wollte. Man siehet dieses aus dem bekannten Helmaspergrischen Instrumente, welches Köhler (S. 54) und andere anführen. Aus diesem Contracte erhellet, daß Faust Guttentbergen Geld vorgeschossen hatte, um damit die Buchdruckerey zu treiben. Die Druckerey war also Guttentbergen eigen; obgleich wegen des vorgeschossenen Geldes Fausten zur Hypothek dienet.

Fünf Jahr ohngefehr dauerte dieser Contract. Unter dieser Zeit traten aus Guttentbergs Oficin verschiedene Bücher ohne Jahrzahl und Anzeige des Orts ans Licht. Hadrian Junius meinet das erste Buch das im Jahr 1442 mit beweglichen Buchstaben sey gedruckt worden; wäre Alexandri Galli Doctrinale. Trithem hingegen schreibt aus Schöffers Berichte, es sey zu Mainz puerst das *Catholicon* mit festen Buchstaben gedruckt worden, worauf denn die Bibel, so mit beweglichen Buchstaben gesetzt worden, gefolgt wären. Aber dis ist offenbar falsch; wie aus den neuen Nachrichten die Herr Schöpflin

Schöpflin beygebracht, erhellet. Dann da Guttenberg im Jahr 1436 bewegliche Buchstaben gehabt hatte, warum hätte er doch wohl nach vierzehn Jahren wieder feste brauchen sollen.

Man thut also am besten, wenn man der Cöllnischen Cronick glaubet, daß das erste Buch, welches Guttenberg zu Mainz mit beweglichen Buchstaben gedruckt habe, die Bibel gewesen. Herr S. hat diese Bibel in der Bibliothek des Herrn Baron von Coustier gesehen. Köhler, Maude und Marchand haben sie ganz unrecht mit der, die Faust 1462 mit gegossenen Lettern gedruckt hat, verwechselt. Da in jener Ausgabe die Buchstaben immer ungleich bald groß bald klein sind, so ist deutlich zu sehen, daß sie geschuitten und nicht gegossen sind.

Diese Gesellschaft hatte kaum fünf Jahre gedauert als Faust Guttenbergen wegen nicht bezahlter Zinsen verklagte. Guttenberg verlor den Proceß, und bey dieser Gelegenheit kam die Druckerey in Faustens Hände. Bey dem oben gedachten Helmaspergerischen

Instrumente, das über diese Sache aufgerichtet wurde, war auch Peter Schöffler, der sich hier in der Unterschrift bloß Peter Bernsheim Clerick nennet. Dieser vereinigte sich nunmehr mit Fausten.

Schöffler war ein Bücherschreiber, welche Art Leute gemeiniglich Clerici genannt wurden. Er hatte schon vorher, wie es scheint Guttensbergen und Fausten beygestanden. Wenigstens ist so viel gewiß, daß er die an Fausten gekommene Officin in seiner Aufsicht gehabt. Weil er schön schreiben konnte, so schrieb er den Arbeitern die Buchstaben vor, die sie schneiden sollten. Man hat also vornämlich Schöfflers Fleiße das schöne Faustische Psalterbuch zu danken, welches zu Mainz 1457. zum Gebrauch des Chors in Groß Folio mit treflich geschnittenen Uncialbuchstaben gedruckt worden. Dies ist das vortreflichste Denkmahl der Guttensbergischen Buchdruckerey, mit geschnittenen Buchstaben, welche von Schöfflern zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden. Der ehrgeizige Faust wollte ein solches Werk nicht

nicht ohne seinen Namen ausgehen lassen, daher ist dieses das erste Buch, wobey eine Anzeige des Druckers, des Orts und des Jahres/ geschehen.

Weil wie gedacht Sch  ffer den Arbeitern die Buchstaben vorschrieb, so merkte er wie viel Unbequemlichkeiten mit den geschnittenen Buchstaben verbunden waren. Daher erdachte er die Matrizen, vermittelt welcher die metallenen Typen viel geschwinder und alle unter sich gleich, gegossen werden. Die Matrizen sind vielleicht schon um 1452 zu der Zeit als Gutenberg und Faust noch in Gesellschaft waren, erfunden worden, aber das erste Buch das 1459 mit gegossenen Buchstaben herauskam, war Durandi rationale divinarum officiorum. Mit dieser neuen Art die Buchstaben zu gießen gehet in der Buchdruckerey eine neue Epoche an: die man bloß der Stadt Mainz und Sch  ffern zu danken hat, so wie von der vorigen, der Stadt Strasburg und Guttentbergen die Ehre gebühret.

Auf das ebengedachte Rationale kam im Jahr 1460 das Catholicon zu Mainz, aber ohne Anzeige des Druckers heraus, und im Jahr 1462 die lateinische Bibel, unter Fausts und Schöffers Namen. Um eben diese Zeit kam auch die Buchdruckerey aus Mainz in die übrige Welt. Die Buchdrucker gesellen waren bisher zu Mainz wie in einem Gefängnisse gehalten worden, ja sie hatten einen Eyd schwören müssen, niemand etwas von der Kunst zu offenbaren. Als aber 1462 den 27 October die Stadt Mainz von dem Erzbischof Adolph erobert ward, wurden sie in andere Länder zerstreuet, und brachten auf diese Weise die Buchdruckerey auch in andere Theile von Europa.

Herr S. kehret nun wieder nach Strassburg zurück, Guttenbergs Gesellen führten nach seiner Abreise, die Buchdruckerey fort. Es scheint Seilmann der von der Gesellschaft allein in Strassburg zurückgeblieben war, habe sich hernach mit Johann Mentel und Heinrich Eggestein vereinigt, sie druckten verschiedene Bücher, die Hr. S. anführt,

führt, mit geschnittenen Buchstaben. Im Jahr 1473 gab Mentel zuerst Vincentii Bellovacensis speculum historiale, so mit gegossenen Buchstaben gedruckt war, heraus.

Eggestein, Zusner, und Wolf druckten inzwischen immer mit geschnittenen Buchstaben fort. Heinrich Knoblochzer der im

Jahr 1478 den Processum Judiciarum Belial in groß Folio heraus gab, redet in der Unterschrift zwar von metallnen Buchstaben, aber sie sind geschnitten und nicht gegossen.

Unter Grüningen, Preussen, und Schotten, kamen hernach die gegossene Buchstaben.

Im Anfang brauchte man auch beyderley Arten untereinander, wie man in verschiedenen Büchern die zwischen den Jahren 1470 und 1480 gedruckt sind, bemerken kann.

Weil die Straßburger noch über zwanzig Jahre lang mit geschnittenen Buchstaben gedruckt haben, als sich die Maimzer schon der gegossenen bedienten; so kann man schliessen, daß die meisten Bücher ohne Anzeige des Jahres, Orts und Druckers, die mit geschnittenen, etwas ungestalten Buchstaben gedruckt sind,

sind, aus den ersten Straßburgischen Officinen gekommen. Diese wichtige Bemerkung kann in der Geschichte der Buchdruckerey viel Licht geben.

Der Beschluß folgt künftig.

---



Beim Verleger ist zu haben.

**R**ichteri, I. T. selecta juris principia. 4. Lipsiæ  
Langenh. 760. 14 Gr.

**S**emlers, D. J. S. Vorbereitung zur theologischen  
Hermeneutic des St. 8. Halle Zernerde. 1760.  
6 Gr.

**v.** Senckenberg, H. C. Abhandlung der wichtigen  
Lehre von der Kayserl. höchsten Gerichtsbarkeit in  
Deutschland, gr. 4. Francff. Knoch. 1760.  
1 Rthlr. 4 Gr.

**S**orgens, G. A. Anweisung Claviere und Orgeln be-  
hörig zu temperiren und zu stimmen, mit Kupf. 4.  
Leipzig Nutzenrieth. 4 Gr.

**Tabula succintæ historico Chronologico Genealogi-  
cæ, 12mo. Ingolstadt Schleig. 1760. 5 Gr.**

**Titius I. D.** memoria Philippi Melanchthonis finito  
post eius obitum seculo secundo, 4t. Lipsiæ,  
Lanckischens. 1760. 6 Gr.

**Untersuchung der Frage: ob das Silbergeld zu erhöhen  
sey, 4. Regensburg. 1760. 6 Gr.**

**Walleri, I. G.** Chemiæ Physicæ Pars Ima, c. fig. 8.  
Stocholmiæ Salvius. 1760. 1 Rthlr. 16 Gr.

**Walthers, J. A.** Grundrisse erbaulicher Predigten  
über die Evangelia und Episteln. 8. Francff.  
Knoch. 1760. 8 Gr.

**Willisch, C. G.** das Geheimniß von der Kraft und  
der Ausbreitung des Evangelii von Jesu Christo,  
4. Leipzig Bolner. 1760. 2 Gr.

Willisch,

**Wilisch, C. G.** Predigt wegen des großen Feuers in  
Dresden 4. Leipzig Golner. 1760. 2 Gr.

Abregé de l'histoire de Dannemarck, à L'usage de  
Monseign. le Prince Royal prem. partie, 8. Co-  
penhague Philibert. 760. 1 Rthlr. 20 Gr.

Daire, R. P. les Epithetes Françaises. 8. Lyon Bruy-  
set. 759. 1 Rthlr. 20 Gr.

Epitre du Diable a Mr. de Voltaire, 8. Amsterdam  
Lanckischens. 760. 2 Gr.

Essai sur les grands Evenemens par les petites Cau-  
ses, 8. Amsterd. Harreveld. 760. 1 Rthlr.

Les Lauriers ecclesiastiques ou Campagne de l'Abbé.  
T\*\*\*. 8. Erfort Knoch. 760. 10 Gr.

La Roche le Secret de deliré la Langue par le mo-  
yen de certains entretiens, courts, faciles & ga-  
lants. 8. Leips. Lanckischens. 760. 4 Gr.

le Spectateur ou le Socrate moderne VII Tom.  
gr. 12. Amst. Arckstée. 1754. 7 Rthlr.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XXI. Den 11. December. 1760.

---

## Beschluß des hundert und drey und dreyßigsten Briefes.

**I**ch merke, daß mein Auszug und mein Brief etwas lang wird; ich bin aber bey den vier ersten Capiteln mit Fleiß etwas weitläufig gewesen, weil die darin enthaltenen Erörterungen des Herrn S. die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerey in ein ungemeines Licht setzen. Ich mußte sie in ihren Zusammenhänge vortragen, damit Sie die neuen Entdeckungen des Herrn S. mit den schon bekannten Umständen gehörig verbinden, und die falschen Erzählungen, die Ihnen noch aus andern Schriften im Geächtnisse liegen könnten, desto eher vergessen möchten. Nun will ich Ihnen nur noch das Hauptfächlichste aus Herrn S. Schrift vorlegen. Er untersucht nun, warum bis-

Achter Theil. X her

her die Erfindung der Buchdruckerey so vielem Streite unterworfen gewesen. Er findet hauptsächlich zwey Ursachen davon, nämlich 1) die fabelhaften Erzählungen der Strasburger von Erfindung der Buchdruckerey. 2) Fausts zweydeutige und auf Schrauben gesetzte Aufschriften, auf den von ihm gedruckten Büchern. Diese beyde Ursachen werden im vierten und fünften Capitel ausgeführt.

Es ist kein Wunder, daß der wahre Ursprung der Buchdruckerey bisher so unbekannt geblieben, indem diese Kunst von den Erfindern selbst im Anfange äußerst geheim gehalten wurde. Hätte Gutenberg zu Strassburg mit seinen Gesellschaftern, und hernach zu Maynz mit Fausten keine Processe gehabt, so wüßten wir vielleicht noch nichts gewisses davon. Aus dieser Geheimhaltung erwuchsen viele ungewisse Gerüchte, die den wahren Ursprung immer ungewisser machten. Es war in Strassburg eine allgemeine Sage, daß die Buchdruckerey daselbst erfunden worden wäre, weil man aber keine gewisse

Nach-

Nachrichten davon hatte, indem sich niemand einkommen ließ, so wie Herr Schöpflin die Stadtprotocolle nachzuschlagen, so behauptete von den Gelehrten, die die Ehre der Stadt Straßburg vertheidigen wollten, einer dies und der andre das.

Einer behauptete Guttenberg wäre ein geborner Straßburger gewesen, und machte aus ihm und Gensfleisch zwei Personen. Ein anderer und mit ihm die meisten Straßburgischen Schriftsteller wollten durchaus Menteln zum Erfinder der Buchdruckerey machen. Ein anderer wollte Guttenberg hätte Menteln seine Kunst abgestohlen und nach Mainz gebracht. Ein anderer wollte Faust wäre auf seiner Rückreise von Paris nach Straßburg gekommen und habe Menteln diese Kunst gelehret, u. d. gl. Herr S. führet dies alles wohl aus, und sehet genau aus einander, worin ein ieder Schriftsteller geirret habe. Ich kann ihm aber darinn nicht weitläufiger folgen; die obengedachte falsche Sage widerlegen sich ohnedem von selbst, nachdem Herr S. den wahren Ur-

sprung der Buchdruckerey so glücklich eröffnet hat.

Faust und nach ihm sein Schwiegersohn Schöffer hatten, durch die auf Schrauben gesetzte Aufschriften der von ihnen gedruckten Bücher, ebenfalls viel Gelegenheit zur Ungewisheit gegeben. Faust nennet sich zwar nirgend den Erfinder der Buchdruckerey, er durfte sich dieses auch nicht getrauen, da Gutenberg noch am Leben war. Weil er aber doch den wahren Erfinder verschwieg, so mußte die natürliche Vermuthung auf ihm fallen, weil er zuerst auf gedruckten Büchern seinen Namen, als den Namen des Druckers, genennet hat. Herr S. zeigt sehr deutlich, daß diese Aufschrift mit Fleiß zu diesem Endzwecke unbestimmt und zweydeutig abgefaßt worden.

Herr S. zeigt nun noch in seinem siebenten und achten Capitel, welche die Aufschriften führen; *Typographia Argentinenfis. Aera Moguntinenfis antiquior* und *Typographiae Harlemensis origines*, sehr deutlich, daß weder Maynz noch Harlem einen Anspruch

auf

auf die erste Erfindung der Buchdruckerey machen können, ob gleich in Maynz, wie Herr S. gerne gestehet, die Kunst durch Schöpf fern zu fernerer Vollkommenheit gebracht worden. Die Harlemischen Schriftsteller setzen die Erfindung der Buchdruckerey ins 1440, und die Maynzischen Schriftsteller in 1450. Da nun, wie Herr S. offenbar gezeigt, Guttenberg schon längst vorher in Strasburg die Buchdruckerey mit beweglichen Buchstaben getrieben hat, so ist, wegen des wahren Erfinders und Erfindungsortes, nun kein Zweifel mehr übrig.

Die folgenden Capitel des Herrn S. handeln von Guttenbergs übrigen Schicksahl. Von Guttenbergs Nachfolgern zu Strasburg bis auf das sechszehnte Jahrhundert. Von den Elsaßischen Buchdruckern außerhalb Strasburg. Von Elsaßischen Buchdruckern außerhalb Elsaß. In dem ersten von diesen Capiteln kommt kein wichtiger Umstand vor, der Ihnen nicht schon aus Köhlers Ehrenrettung Guttenbergs be-

kannt wäre. Die übrigen Capitel interessieren bloß diejenigen die sich um die besondere Historie der Buchdruckerkunst bekümmern. Diese werden die gegenwärtige Schrift ohnedem nicht ungelesen lassen. Auch Ihnen muß ich etwas übrig lassen, wosern Sie etwa einmal selbst dieses Buch lesen sollten. Ich sage also nichts mehr, als daß viel unnützer Zant vermieden werden könnte, wenn alle gelehrte Streitschriften mit so vieler Einsicht der Sache, so deutlich und zugleich so bescheiden geschrieben wären, als die gegenwärtige.

Re.



## Hundert und vier und dreyßigster Brief.

Was Herr Schöpflin von der Buchdrucker-  
kunst bemerkt, das gilt überhaupt von allen  
menschlichen Erfindungen. Sie haben alle  
ihre Vorspiele, ihren Anfang und ihre  
Vollkommenheit. Selten ist eine Erfin-  
dung in der nämlichen Zeit, und noch seltner  
von dem nämlichen Erfinder bis auf die dritte  
Staffel gebracht worden. Daher entstehen  
die vielfältigen und so schwer zu entscheidenden  
Streitigkeiten über die Ehre der Erfindungen.  
Zuerst müssen die historische Umstände in Rich-  
tigkeit gebracht werden, wem man die verschie-  
dene Stufen einer Erfindung zu verdanken hat,  
und wenn sie von verschiedenen Personen her-  
rühre, was jeder für einen Antheil an der Er-  
findung hat. Sodann ist auseinander zu setzen,  
was Zufall, Fleiß und Genie zur Erfindung  
beygetragen. In den meisten Fällen sind die  
Vorspiele ein Werk des Zufalls, der Anfang  
ein Werk des Genies und die Vollkommen-  
heit ein Werk des Fleisses; doch wer ist so fähig,

dieses allgemein zu behaupten? — Wenn in-  
dessen von der Ehre der Erfindung die Rede  
ist: so gebührt sie ohne Zweifel dem, der bey  
seinem Antheile an der Erfindung am meisten  
Genie gezeigt, und dieses war, in Ansehung  
der Buchdruckerey, nach dem was Schöpflin  
davon anführet, unstreitig Gutenberg.

Euler \* hat den berühmten Streit, wegen  
der Erfindung der Differentialrechnung auf  
eine ähnliche Art entschieden, indem er, wie  
Schöpflin bey der Buchdruckerey gethan, deut-  
lich auseinander gesetzt, was wir jeden Weiter-  
finder dieser grossen Wissenschaft zu danken ha-  
ben. Nach dem Urtheile dieses berühmten  
Mannes, hat derjenige den Grund zur Erfin-  
dung der Differentialrechnung gelegt, der zu-  
erst darauf gefallen ist, die allerletzten Ver-  
hältnisse in Erwägung zu ziehen, zu welchen  
sich die Ab- und Zurechnungen der veränd-  
erlichen Grössen, desto mehr nähern, je  
kleiner sie angenommen werden, und die  
sie endlich, indem sie verschwinden, völ-  
lig

\* Siehe die Vorrede zu seiner institution. calculi  
differentialis &c.

„Ih erreichen. „Die Spuren dieser Specu-  
 „lation, sagt Herr Euler, findet man schon  
 „bey den ältesten Schriftstellern, denen man  
 „also eine geringe Einsicht, einen vorspie-  
 „lenden Begriff von der höhern Analysis nicht  
 „absprechen kann. Nach und nach hat diese  
 „Wissenschaft zugenommen, bis sie endlich auf  
 „die Höhe gestiegen, auf welche wir sie iht er-  
 „blicken, obgleich immer noch in derselben mehr  
 „verborgen, als entdeckt seyn mag. — Die  
 „Anwendung dieser allerletzten Verhältnisse auf  
 „Rationalfunctionen ist lange Zeit vor New-  
 „ton und Leibniz bekannt gewesen. Den  
 „englischen Erfinder haben wir unstreitig die  
 „Anwendung dieser Verhältnisse auf Irratio-  
 „nalfunctionen zu verdanken, auf welchen  
 „glücklichen Schritt er durch seinen vortreflichen  
 „Lehrsatz von der allgemeinen Formel aller  
 „binomischen Potenzen ist geleitet worden. Leib-  
 „nizzen sind wir verbunden, daß er der Rech-  
 „nungsart, die man vorher nur als einen be-  
 „sondern Kunstgrif angesehen, die Gestalt ei-  
 „ner Disciplin gegeben, die Regeln derselben  
 „in ein System gebracht, und deutlich ansein-

„ander gesetzt. Er bahnte den Weg zur ferneren  
 „Ausbildung dieser Wissenschaft, und zeugte die  
 „Grundsätze, aus welchen das annoch fehlende  
 „herzuleiten sey. Endlich haben Leibniz, und  
 „die von ihm aufgemunterten Bernoullis die  
 „Grenzen der Differentialrechnung auch bis auf  
 „Transcendentalfunctionen, welcher Theil vorhin  
 „noch unangebauet war, mit vereinigten Kräften  
 „ausgedehnet, und auch die Grundsätze der In-  
 „tegralrechnung festgesetzt. Newton hat sich  
 „gleichfalls nicht wenig um die Integralrechnung  
 „verdient gemacht; von der ersten Erfindung die-  
 „ses Calculus aber läßt sich wenig bestimmen,  
 „denn ein schwacher Begriff davon hat zugleich  
 „mit der Differentialrechnung aufkommen müssen,  
 „und zur Vollkommenheit ist er noch jezo nicht  
 „gediehen, indem der größte Theil desselben noch  
 „zu entdecken übrig ist.“

Ich habe Ihnen diese schöne Stelle hieher  
 gesetzt, damit sie das Vergnügen haben mögen,  
 die Geschichte zweyer wichtiger Erfindungen  
 mit einander zu vergleichen, deren jede in ih-  
 rer Sphäre zur Erweiterung der menschlichen  
 Einsicht

Einblick unendlich viel beygetragen. Es ist überaus angenehm, den Baum des Erkenntnisses in seinem Wachsthum zu betrachten. Ein Dichter möchte ihn mit der Aloe vergleichen. Diefers scheint er, noch langsamer als die Aloe, Jahrhunderte stille zu stehen, oder wohl gar durch schlechte Wartung an seinen äussersten abzustarben. Endlich bringt ein glückliches Jahrhundert einige Geister hervor, die den Stamm mit den befruchtenden Strahlen ihres Genies beschneiden. Möglicherweise schießt er empor, und verbreitet sich in tausend Aeste, die mit ihren Blumen die Augen ergötzen, und mit ihrem wohlriechenden Duft die ganze Gegend balsamiren.

D.

Hundert

## Hundert und fünf und dreyßigster Brief.

Die Logick ist in ihrem weitesten Umfange, eine vollständige Arzneykunst der menschlichen Seele. Doch muß man, wie Leibniz bemerkt, unter dem Worte Arzneykunst, die Gymnastick mit verstehen, indem die Logick unsere Seelenkräfte durch die Uebung zugleich vollkommener, und zu ihren angewiesenen Berrichtungen geschickter macht. Bis zu unsern Zeiten hat nur ein einziger Theil dieser Seelenarzneykunst, den man im genauesten Verstande Vernunftkunst nennen könnte, die Vollkommenheit erreicht. Von der Dialectick, oder Logick der Wahrscheinlichkeit, haben wir nur einige Vorspiele, und zur Aesthetick hat uns der berühmte Baumgarten einen vortreflichen Anfang geliefert, der von der Hand seines Erfinders die Vollkommenheit erwartet.

Die Erfindungskunst, als ein besonderer Theil der allgemeinen Logick, liegt noch völlig unangebauet. In dieser Gegend sehen wir noch

noch immer, wie durch einen Nebel. Wir erblicken schimmernde Gegenstände, aber wir unterscheiden nichts, und wissen auch noch keinen Weg zu finden, der uns zu ihnen hinführt. Es scheint, als wenn die Theorie dieser Kunst, ohne eine vollständige Dialectik nicht fortkommen könne, indem die Erfinder mehrentheils durch wahrscheinliche Schlüsse zuerst auf ihre Erfindung zu kommen pflegen. Desto rühmlicher hingegen ist der Enser des Weltweisen, der sich ohne die erforderlichen Hülfsmittel, od eine Theorie der Erfindungskunst waget, und wenigstens so weit, als es sich vor der Hand thun läßt, zu kommen sucht. Neulich hat Herr C. F. Stögel zu Breslau eine Einleitung in die Erfindungskunst\* herausgegeben. die sehr lesenswürdig ist. Hier ist sie.

Wie? sagen Sie; einen solchen Band haben wir von der Erfindungskunst, der noch dazu sehr lesenswerth ist, und gleichwohl wüßten wir noch so wenig davon? — Lassen Sie Sich das

\* Breslau und Leipzig, bey Johann Ernst Meier 1760.

das nicht irren! das Buch ist lesenswerth, allein kaum die Hälfte davon gehört eigentlich zur Erfindungskunst. Die Kunst grenzet so nahe an die gemeine Logick, daß der Verf. wo er von der Erfindungskunst nichts zu sagen hatte, eine kleine Wendung machen, und sich ins Gebieth der Logick hinüber schleichen konnte. Da amüfirt er seine Leser eine Weile, und sucht ihnen weiß zu machen, er habe die Grenzen der Erfindungskunst bis dahin erweitert. — Der ganze Band hält z. E. 478 Seiten, — und davon sind 220 mit einer encyclopädischen Eintheilung, und mit den Definitionen aller Wissenschaften und Künste angefüllt. Was thut diese Menge von Definitionen zur Erfindungskunst? — Ja, sagt der Verfasser; die Wissenschaften und Künste sind die Objecte der Erfindungen, und müßte ich nicht von der objectiven Erfindungskunst, so gut als von der subjectiven handeln? — Schon recht! Allein in dieser Absicht hätten die Künste und Wissenschaften nicht nach ihrem Stamme registriert beschrieben; sondern in allgemeine Classen eingetheilt werden sollen, und

war



Nur in solche, deren jede andere Erfindungsmittel zu ihrer Entdeckung erfordert, denn nur in so weit gehört die Betrachtung der Künste und Wissenschaften zur Theorie der Erfindungskunst, der Verfasser hätte seine Einsichten in verschiedenen Wissenschaften weniger zeigen können, allein seiner Absicht wäre er unstreitig näher gekommen, und dieses ist alles, was seine Leser erwarten.

§. 302. Kommt der Verfasser endlich zur Theorie der Erfindungsmittel. Hier werden Sie eine Menge überaus wichtiger Anmerkungen finden. Allein, da der Verf. eigentlich sogenannte Erfindungsmittel und Erfindungskunstgriffe nicht unterscheidet; so hat er sich auch hier nicht selten in die gemeine Logik verlieren müssen. Er nimmt nämlich das Wort Erfindungsmittel in seinem allgemeinsten Verstande, in welchem man alles darunter begreift, was zur Erfindung nur etwas beiträgt. Er ziehet hierauf alle unsere Seelenkräfte zu den Erfindungsmitteln, und gehet sie nach der Reihe durch, um zu zeigen, was jede derselben zur Erfindung helfen kann.

Die

Die Methode wäre vortreflich, wenn der Verfasser mehr Erfindungskunstgriffe aus allen Künsten und Wissenschaften abstrahiret, und hernach a priori gezeugt hätte, wie sich unsere Seelenkräfte dabey verhalten. Da er aber, aus der Erfahrung wenig Kunstgriffe gesammelt, und blos a priori, aus der Erklärung der Seelenkräfte zeigen will, was sie zur Erfindung beitragen; so hat er zum Theil auf unfruchtbare Distinctiones fallen, zum Theil aber die Lücken mit gemeinen logikalischen Betrachtungen anfüllen müssen. — Wie gesagt! Das Buch ist sehr lesenswerth, aber was es seyn soll, ist es nur sehr wenig.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XXII. Den 18. December. 1760.

---

## Hundert und sechs und dreyßigster Brief.

Herr Flögel bearbeitet eine unergiebiges und trockene Materie, er philosophirt methodisch, definirt strenge, beweiset wie es sich in Wissenschaften gehört, und seine Schreibart ist gleichwohl nicht unangenehm: Nur schade! daß er die Subtilität im Unterscheiden und Eintheilen öfters bis zum Ermüden treibt, ohne den verdrüsslichen Leser durch die Annehmlichkeit der Anwendung und des Nutzens, der aus dieser superfeinen Eintheilung erwächst, wieder schadlos zu halten. Ich weiß wohl, daß es keine vollkommen leere Distinctionen giebt, und daß ein jeder Unterschied, der wahrzunehmen ist, auch seine

Achter Theil.                      D                      Folgen

Folgen haben muß. Der Canzler Baco vergleicht irgendwo die subtilen Distinctionen mit den Spinnentweben; sie sind fein, aber ohne Nutzen. Zu des Canzlers Zeiten hatte der Einsall seinen Werth, ob er gleich nicht vollkommen richtig seyn mag. Es ist eine nicht geringe Verwegenheit von einem Unterschiede, den unsere Seele bemerkt, zu sagen, er verdiene schlechterdings nicht angemerkt zu werden, und in besondern Fällen dürfte der subtile Weltweise seinen Tadler leicht zu Schanden machen können. — Da man aber bey dem geringsten Vorfalle bis ins Unendliche wegdistinguiren kann, so erfordert es die Pflicht eines Schriftstellers, nur diejenigen Eintheilungen vorzutragen, deren Fruchtbarkeit er dem Leser kann in die Augen leuchten lassen; denn die Folgen, die der Leser nicht einsiehet, sind in diesem Falle so gut als wenn sie nicht da wären. Herr Flögel scheint den Fußtapfen des berühmten Baumgarten gefolgt zu seyn, und es ist bekannt, daß sich viele Leser der Baumgartenschen

tenschen Schriften über seine allzufine Distinctionen beschweren. Allein dieser grosse Lehre hat nicht sowohl für die Welt, als für seine Zuhörer geschrieben, und diesen zeigt er in seinen mündlichen Vorlesungen den Nutzen und die Wichtigkeit seiner subtilsten Eintheilungen. Unser Freund Herr K. hat die Gültigkeit gehabt, mir einige Vorlesungen dieses Weltweisen im Manuscript mitzutheilen, und seit der Zeit betrachte ich die grosse Menge Distinctionen, die in den Baumgartenschen Schriften vorkommen, als eben so viel *notiones directrices*, die auf wichtige Wahrheiten leiten. — Herr S. aber, der nicht um darüber zu lesen, sondern um — gelesen zu werden geschrieben, hätte bey verschiedenen Gelegenheiten wohlgethan, wenn er hätte zeigen wollen, daß ihm die Fruchtbarkeit, der Begriff, und keine trockene Topic, im Unterscheiden zum Leitfaden gebient habe. Hieher gehört 1. E. die Eintheilung des Erfindungskreises (*Horizon inveniendi*) in künstlichen und wissenschaftlichen (§. 53.), in

allgemeinen, besondern, und besondersten (§. 56.), in philosophischen und gemeinen (§. 58.), in schönen und vernunftsinlichen (§. 59.), in objectiven und subjectiven (§. 60.), in extensiven und intensiven (§. 61.), endlich (§. 62.) in absolute und relative; und sodann die Eintheilung des Erfindungsstoffes, in absoluterschöpften, und relativerschöpften, in über den Horizont, und unter den Horizont u. s. w. Alles dieses scheint nach dem Muster der Baumgartenschen Aesthetik zugeschnitten zu seyn. Ich gestehe Ihnen aber meine Unwissenheit, daß ich den Nutzen dieses feinen Gewebes in der Theorie der Erfindungskunst nicht einsehe. —

Von der encyclopädischen Eintheilung der Wissenschaften des Herrn F. habe ich Ihnen bereits gemeldet, daß sie zur Theorie der Erfindungskunst eigentlich nicht viel beyträgt, aber an und für sich betrachtet, macht sie dem Herrn V. Ehre. Unter den Baumgartenschen Vorlesungen, derer ich oben erwehnt, befindet sich auch ein *Sciographia encyclopaediae philosophicae*,



seinem Werke, und viele derselben so beschaf-  
 fen, daß die Mathematikverständigen un-  
 möglich damit zufrieden seyn können; al-  
 lein mit seiner Erklärung von unendlichen  
 Größen, auf welche das prächtige Gebäu-  
 de der neuen Algebra gegründet ist, dürf-  
 ten sie es am wenigsten seyn. — „Wenn  
 „zwey Größen ungleich sind, sagt Herr S.  
 „(§. 286.), so muß die eine größer, die  
 „andere kleiner seyn. Nun kann man ent-  
 „weder das Verhältnis der größern zur klei-  
 „nern bestimmen, das ist ausmachen, wie  
 „vielmahl die kleinere in der größern enthalten  
 „ist, oder nicht; Ist das erstere, so heiß-  
 „sen sie endliche Größen, (Quantitates  
 „finitæ) ist aber das andere, unendli-  
 „che Größen, (Quantitates infinitæ) —  
 „— §. 287. die größere von zwey unendli-  
 „chen Größen heißt eine unendlich große  
 „Größe, (Quantitas infinite magna) die  
 „kleinere aber die unendlich kleine Größe.  
 „(Quantitas infinite parva), Und nun fährt  
 Herr S. (§. 288.) im Erklären fort, „die  
 „Algebra findet entweder endliche Größen,  
 „oder



„oder unendliche; das erste ist die gemeine  
 „Algebra; Im andern Falle heißt sie die  
 „höhere Algebra (Analysis infinitorum), und  
 „da findet sie entweder unendlich große, oder  
 „unendlich kleine Größen; das erste heißt  
 „die Integralrechnung, (Calculus integra-  
 „lis), das andere die Differentialrech-  
 „nung, (Calculus differentialis)., Wie  
 unrichtig alle diese Erklärungen sind, wird  
 ein jeder dem die Methode der neuen  
 Algebraisten nicht ganz unbekannt ist,  
 leichtlich einsehen. Erstlich, wenn das  
 Verhältniß der kleinern Größe zur grö-  
 ßern nicht ausgemacht werden kann; so  
 heißt der Mathematiker keinesweges jene  
 unendlich klein, und diese unendlich groß;  
 vielmehr betrachtet er die größere, oder die  
 kleinere davon, als eine endliche Größe,  
 und die andere nennet er, in Ansehung dieser,  
 entweder unendlich kleine, oder unendlich  
 groß. Das Verhältniß derselben drückt er  
 durch  $1 : \infty$  oder  $\frac{1}{\infty} : 1$  aus. Hingegen  
 ist das Verhältniß des unendlich Kleinen  
 zum unendlich Großen, dessen Herr S. ge-

deutet, aus diesen beiden Verhältnissen, nemlich des unendlich Kleinen zum endlichen, und des endlichen zum unendlich Grossen, zusammen gesetzt, und folglich  $= \frac{1}{\infty} : \infty$  oder  $= 1 : \infty^2$ , welches die Algebraisten das Verhältniß der endlichen Grösse, zum Unendlichen vom zweyten Grade nennen. — Ob diese Begriffe philosophisch richtig sind, ist hier die Frage nicht. Genug, daß sich der Mathematiker derselben mit Nutzen bedient.

Doch die ganze Erklärung des Herrn L. ist unbrauchbar. „Wenn man nicht ausmachen kann, wie viel mal eine Grösse in der andern enthalten ist; so heissen sie unendliche Grössen.“ Wie falsch! Man kann nicht ausmachen, wie vielmal der Durchmesser eines Kreises in seiner Peripherie enthalten ist; sind sie deswegen unendliche Grössen? — Weit richtiger sagt Baumgarten in seiner angeführten Sciographie: „Quantitates imaginariae, quibus desunt termini, ultra quos augeri aut minui nequeant, sunt

„sunt infinitæ.“ — Sie können hiervon auf die Nichtigkeit der Stögelschen Erklärung der Differential- und Integralrechnung schließen. Wer diese Rechnungsart sonst nicht besser kennt, der muß sich aus des V. Erklärung einen sehr verkehrten Begriff davon machen. Ich habe Ihnen in meinen vorigen Schreiben die Erklärung des Herrn Eulers von der Differentialrechnung angeführt, welches sich, meines Erachtens, vollkommen philosophisch rechtfertigen läßt. Aber freylich wird, wie Herr Euler selbst gesteht, niemand die Erklärung begreifen, dem nicht die Geheimnisse der Algebra schon in etwas bekannt sind; und ist es in der That nicht besser gar keinen, als einen falschen Begriff von einer Sache zu haben?

## Hundert und sieben und dreißigster Brief.

Die allergeeinsten Wörter machen öfters den Weltweisen, der sie kunstmäßig erklären will, am meisten zu schaffen. Denn da sie der gemeine Haufe täglich im Munde führt; so nehmen sie mehrentheils so vielfältige Bedeutungen an, daß man Mühe hat, das Allgemeine und Wesentliche derselben von den Zufälligen zu trennen. Das Wort Kunst gehöret zu dieser Anzahl. Herr Glögel scheint die Hoffnung auf zu geben, die verschiedene Bedeutungen dieses Wortes auf eine einzige Idee zurück zu bringen. „Der gemeine Sprachgebrauch, sagt er, hat „hier so mancherley Widersprüche, so wohl „mit sich selbst, als auch mit den philoso- „phischen; und dieser letztere ist auch nicht „ganz frey davon. Dieses führt uns auf „die Gedanken, daß das Wort Kunst mehr „als eine Bedeutung haben müsse. Alle „Weltweise stimmen überein, daß durch die „Kunst etwas soll zur Wirklichkeit gebracht „werden,

„werden, die es vorher nicht hatte; aber  
 „sie setzen noch diese und jene Bestimmungen  
 „hinzu, worin sie nicht mit einander einig  
 „sind. Schon Aristoteles erklärte die Kunst,  
 „daß sie wäre *habitus eum recta ratione ef-*  
 „*fectivus.*„ Herr J. glaubt diesem Wor-  
 te eine dreysache Bedeutung zuschreiben zu  
 können. „Die Kunst im weitläufigsten  
 „Verstande, setzt er, in ein Vermögen et-  
 „was, zur Wirklichkeit zu bringen. In dieser  
 „Bedeutung sagt man, Gott habe in der  
 „Anordnung des Weltgebäudes die größte  
 „Kunst bewiesen. — Nun ist es aber  
 „bekannt, daß man die Natur der Kunst  
 „pflegt entgegen zu setzen; und behauptet,  
 „das Natürliche sey nicht künstlich. —  
 „Man sagt, eine Pflanze wächst von  
 „Natur herfür, und nicht durch die Kunst.  
 „Ein Laokoon war ein Werk der Kunst,  
 „und nicht der Natur. Also ist in  
 „genauer Bedeutung die Kunst eine Fer-  
 „tigkeit etwas hervor zu bringen, was durch  
 „den Lauf der Natur nicht hervor kommen  
 „würde. Damit ist man noch nicht zufriede-  
 „den

„den. Man unterscheidet auch Kunst und  
 „Wissenschaft. Man sagt, die Tonkunst,  
 „Tanzkunst, Malerey und Bildhauerkunst ge-  
 „hört zu den schönen Künsten, und die Dicht-  
 „und Redekunst zu den schönen Wissenschaft-  
 „ten. Also heißt im genauesten Ver-  
 „stande die Kunst, eine Fertigkeit, die nicht  
 „wissenschaftlich ist, etwas hervor zu bringen,  
 „das durch den Lauf der Natur nicht hervor-  
 „kommen würde.“ — Diese Eintheilung schei-  
 net mir ziemlich unbequem. Die Erklärung der  
 Kunst in der allgemeinsten Bedeutung, ist  
 der Sache zu weit. Das Beyspiel, das  
 Herr J. selbst anführt, kann dieses bewei-  
 sen. Man sagt, Gott habe in der Her-  
 fürbringung der Welt, die größte Macht,  
 und in Anordnung derselben, die größte  
 Kunst bewiesen. Dieses beweiset, daß das  
 bloße Vermögen etwas herfür zu bringen,  
 nicht sowohl Kunst als Macht; das Ver-  
 mögen aber, etwas cum recta ratione, wie  
 Aristoteles nicht für die lange Weile hin-  
 zusetzt, herfür zu bringen, eigentlich Kunst  
 genennet werde. In der ersten und drit-  
 ten

ten Bedeutung setzt Herr S. Bestimmungen hinzu, die aus den Begriff der Kunst folgen, aber nicht mit in der Erklärung kommen müssen. — Was er von dem Unterschiede der schönen Künste und Wissenschaften anführt, gehöret vollends gar nicht zur Sache. Es giebt in der That auch eine Maler- und Bildhauer Wissenschaft, so wie es im eigentlichen Verstande eine Dichtkunst, und eine Redekunst giebt; denn man kann die Malerey und Bildhauerkunst wissenschaftlich, und die Poesie und Redekunst im Gegentheil Kunstmäßig inne haben. Wenn der Sprachgebrauch hier ja schöne Künste und schöne Wissenschaften unterscheidet; so nimmt er vielmehr das Wort Wissenschaft vielmehr in uneigentlicher Bedeutung. Der Franzose spricht, *belles lettres*, aber nicht *belles sciences*. — Die *belles lettres* verhalten sich zu den *beaux arts* nicht, wie Wissenschaften zu Künsten; sondern wie Künste, die sich willkührlicher Zeichen, zu Künsten, die sich natürlicher Zeichen bedienen. §. 364. bemerkt Herr Stögel selbst diesen Unterschied zwischen

zwischen den schönen Wissenschaften und schönen Künsten; und es wundere mich, daß er sich hier selbst widerspricht, und aus diesen Worten zeigen will, wie in der dritten Bedeutung, Kunst von Wissenschaft unterschieden sey.

Der Beschluß künftig.



Bei dem Verleger ist zu haben.

**D**ie Beschwörung des Sünders zur Verherrlichung des Gottes der Liebe. 8. 1760. 2 Gr.

**L**ebingische und öfopische Fabeln enthaltend die weisen Sprüche der Thiere. 8. Zürich Orell. 1760. 14 Gr.

**D'Alembert** Hr. Abhandlung von den Ursprung, Fortgang und Verbindung der Künste und Wissenschaften. 8. Zürich Orell 1760. 12 Gr.

**E**rzählungen, neue gesellschaftliche, 3ter Theil. 8vo. Leipzig, Zolle 1760. 18 Gr.

**G**edichte, Joh. Miltons verlorne Paradies in Reimfreiye Verse, übersetzt von J. W. Zacharia, 1ster Th. mit Kupf. gr. 4. Altona Jversen 1760. 1 Rthlr. 12 Gr.

**Zacharia, J. W.** die Schöpfung der Hölle, nebst andern Gedichten, gr. 4. Altenb. Richter 1760. 14 Gr.

**Plantii M. A.** comædiæ omnes c. not. var. ex recens.

**I. F. Gronovii,** c. præf. **I. A. Ernesti,** Vol. II. 8. maj, *Lipsia Georgi.* 1760, 2 Rthlr. 8 Gr.

**Homeri opera** græce & latine c. not. **S. Clarkii** & variant. lect. edente **I. A. Ernesti,** T. II. 8. maj. *Lipsia Georgi,* 1760. 2 Rthlr. 12 Gr.

**Versuche, philosophische und politische.** 8. Zürich, Orell. 1760. 12 Gr.

---

**Stölhels, W. J.** Predigt über das Evangelium am  
Tage der Himmelfahrt Christi, 8. Gotha, 1760.

1 Gr.

**Neueste Tama,** welche die Staats-, Krieger-, und  
Friedens-, Geschichte unpartheyisch erzählt, 5tes  
Stück, 8. 1760. 2 Gr.

**Merodt, M. C. v.** Christl. philosophische Abhand-  
lungen in welchen einige Meinungen, die die Frey-  
geister bestreiten, wider dieselben vertheidiget und  
faßlicher gemacht werden. 8. Gotha Neuvius 1760.

7 Gr.

**Mieland, C. M.** Atropes und Panthea, eine mora-  
lische Geschichte in einer Reihe von Unterredun-  
gen. 8. Zürich Orell 1760. 10 Gr.

---

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XIII. Den 1. Januar. 1761.

---

## Beschluß des hundert und sieben und dreißigsten Briefes.

**U**nd warum vergiebt Herr S. einer vierten Bedeutung, nach welcher man in den schönen Künsten und Wissenschaften selbst, das Gefünstelte von den Natürlichen unterscheidet? Hier kann er nicht sagen, das sey gefünstelt, was nach dem Laufe der Natur nicht herfür kommen würde, und gleichwohl scheint diese Redensart in einer wesentlichen Bestimmung der Kunst ihren Grund zu haben. — Ich glaube, die gewöhnliche Schuldefinition sey immer noch die richtigste, und man kann aus derselben die vielerley Bedeutungen die der Sprachgebrauch dem Worte gegeben, ohne Schwierigkeit herleiten. Ich

Achter Theil                      3                      möchte

möchte Kunst von Wissenschaft, in objectiven Verstande, folgendergestalt unterscheiden. Den Inbegriff der Erwägungssätze, die zur gewissten Erkenntnis einer Sache übereinstimmen, nennet man Wissenschaft; den Inbegriff der Ausübungssätze aber, die zur Erhaltung eines Endzwecks übereinstimmen, wird Kunst genannt. In diesem Verstande giebt es so viele Künste, so vielerley Endzwecke man zu erhalten suchen kann. Es giebt so wohl mechanische, als nachahmende Künste. Es giebt eine Kunst zu gefallen, zu bewegen, die Gemüther zu erforschen, stets fröhlich zu seyn, u. s. w. auf welche die Erklärung des Herrn B., daß man durch die Kunst etwas herfürbringe, nicht allemal ohne Zwang angewendet werden kann. — Im subjectiven Verstande setzt so wohl die Kunst als die Wissenschaft eine Fertigkeit voraus, die practischen Sätze der Kunst gehörig in Ausübung zu bringen, oder die theoretische Sätze der Wissenschaft gehörig zu erkennen.

nen. Von dieser subjectiven Kunst sagt Aristoteles mit Recht, sie sey, *habitus cum recta ratione effectivus*.

Die Kunst verhält sich zur Wissenschaft, wie die Auflösung einer Aufgabe, zu einem Lehrsatz. Jene lehrt, was zu thun sey, wenn ein gewisser Endzweck erhalten werden soll; und dieser, was einem gewissen Vorwurfe unter dieser oder jener Bedingung, zukomme. Sie werden sich aus der Logik erinnern, daß man eine jede Aufgabe in einen Lehrsatz verwandeln könne, und verwandeln müsse, wenn man begreifen will, wie durch die vorgeschriebene Auflösung der verlangte Endzweck erhalten wird. Eben also giebt es für jede Kunst eine besondere Wissenschaft, in welcher gezeigt wird, daß der Inbegriff der Aussübungssätze zur Erhaltung des vorgesetzten Endzweckes wirklich übereinstimme. Man kann daher jede Kunst so wohl kunstmäßig, als wissenschaftlich besitzen; das heißt, man kann eine Fertigkeit haben, die Regeln der Kunst auszuüben, oder zu demonstrieren, und wir haben Bey-

spiele genug, daß eines ohne das andere vollkommen möglich sey.

Es bleibt noch der Unterschied zwischen Kunst und Natur auseinander zu setzen, und dieses wird noch weniger Schwierigkeit haben. Zur Erhaltung einer jeden Absicht gehört eine Folge von Handlungen, oder Veränderungen, die zu dieser Absicht die Mittel sind, und in so weit sie als Mittel, zu ihrem Endzwecke übereinstimmen, sind sie auch mit einander verknüpft. Außer dieser idealischen Verknüpfung aber giebt es auch eine physische Verknüpfung, nach welcher diese Mittel selbst unter sich als Wirkungen und Ursachen zusammen hängen können, und hierin liegt das ganze zuerkührende Geheimniß! Wenn ein Endzweck durch solche Mittel erhalten wird, die bloß in der ersten Verbindung stehen; so ist es ein Werk der Kunst; stehen sie aber unter sich nicht nur in der ersten, sondern zugleich mit in der zweiten Verbindung, oder noch deutlicher ausgedrückt; wenn die Mittel, dadurch ein Endzweck erhalten wird, nicht nur zu diesem Endzwecke

harmo-

harmoniren, sondern auch unter sich dergestalt verbunden sind, daß eines die wirkende Ursache des andern ist; so ist der erlangte Endzweck ein Werk der Natur. Die bloße Erklärung des Worts Natur, rechtfertigt diesen Begriff; doch ich will ihn durch ein Beispiel erläutern, und zwar durch das Beispiel, das Herr J. anführet.

Die Mittel, die der Künstler anwandte, um den Laokoön herfür zu bringen, stimmten alle mit seiner Absicht überein. — Unter sich aber standen sie in keiner weitem Verbindung, und alles, was er bey Verfertigung seines Kunststückes vorgenommen, folgten bloß willkürlich auf einander. Daher sagt man, dieser Laokoön sey kein Werk der Natur, sondern ein Werk der Kunst. — Aber die Pflanze die herfür gewachsen ist? Diese kann man in zweyerley Absicht betrachten. Man siehet entweder auf die vortrefliche Uebereinstimmung aller Mittel zu einem einzigen Endzwecke, und sagt: es gieng mit dem Wachsthum der Pflanze überaus künstlich zu; oder man betrachtet die Mittel zum:

**Wachstume**, wie sie unter sich als Wirkungen und Ursachen physisch verknüpft sind, und sagt eben so richtig: der **Wachsthum** der Pflanze sey ein Werk der Natur. — Sie sehen hieraus, daß das Natürliche eigentlich das Künstliche nicht ausschließt. Alle Werke der Natur sind zugleich im höchsten Grade künstlich. Man nennt aber zum Unterscheide dasjenige schlechtweg künstlich, was nicht natürlich zugleich, und bloß durch willkürliche Mittel, in so weit sie zu einem Endzweck übereinstimmen, entstanden ist.

Der Mensch kann in einer Kunst oder Wissenschaft eine natürliche oder auch eine künstliche Fertigkeit haben. Er hat eine natürliche Fertigkeit, in so weit die Mittel, durch welche er sie erhalten, in seinen Fähigkeiten und ihrer Vermischung, ausreichenden Grund haben. Hat er aber nach Vorschrift der Kunst gewisse Handlungen willkürlich vorgenommen, um sich diese Fertigkeit zu erwerben; so besitzt er eine künstliche Fertigkeit. Dieses folgt ganz ungezwungen aus der vorigen Betrachtung, und



und man begreift nunmehr, worauf Jotus gesehen, wenn er sagt:

*Natura fieret laudabile earum, an arte,  
Quaeritum est.*

und den Ausspruch thut,

*alterius sic*

*Altera poscit opem res, & conjurat amice. ---*

Mit dem Unterschiede zwischen dem Natürlichen und Gefünstelten, hat es eine ähnliche Bewandnis. Die schönen Künste und Wissenschaften haben die Absicht zu gefallen. Der Virtuose muß also alle Mittel anwenden, die ihn zu diesem Ziele leiten. Wenn wir nun die Bemühung zu gefallen gar zu deutlich merken, und also mehr die Uebereinstimmung der Mittel zum Endzwecke, als ihre natürliche Verbindung unter einander wahrnehmen; so sagen wir, es sey zu sehr gekünstelt. Hat aber der Künstler seine Mittel, außer ihrer Uebereinstimmung zur Absicht, auch unter sich dergestalt verbunden, daß sie ungezwungen auseinander fließen, und sich gleichsam einander nothwendig machen; so sagen wir mit

Recht; er hat die Kunst zu verbergen gewußt, es ist alles Natur in seinen Arbeiten.

Ich glaube nunmehr den Sprachgebrauch des Wortes Kunst vollkommen gerechtfertigt zu haben. — Und deswegen, fragen Sie, müßte ich einen so langweiligen Brief durchlesen? Kann denn der so willkürliche Sprachgebrauch nicht auch seinen Eigensinn haben? — Selten! die Redensarten, die bey einer Nation durchgängig eingeführt sind, pflegen etwas mehr als einen bloßen Eigensinn zum Grunde zu haben.

D.

~~\_\_\_\_\_~~

## Hundert und acht und dreyßigster Brief.

Man muß einigen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie die ersten unter den Deutschen gewesen sind, welche die Menschen in der grossen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten angefangen. Die Weltweisheit ist in Deutschland zu Hause; dieses sangen nach und nach die Ausländer an einzusehen. Es fehlt uns auch nicht an Systemen der Staatskunst, die auf philosophische Gründe gebauet sind. Allein unserer politischen Weltweisheit fehlt noch einige Schüchternheit an, die sie natürlicherweise nirgend, als in einem freyen Staate ablegen konnte. Da ist ihr wahres Vaterland, wo sie sich nicht scheuen darf, weder der eigenmächtigen Gewalt, noch der Heuchelei mit offner Stirne unter die Augen zu treten. Unter einer eingeschränkten Regierung aber muß sich die Minerva selbst, nicht selten den Helm in die Augen

„noch unverderbtes Herz eines bessern Schicksals würdig macht, vor diesen Ausschweifungen zu warnen. Je mehr die gute Sache der Tugend Gefahr läuft, mit desto grössern Nothwendigkeit sollen alle ihre Freunde die Vertheidigung derselben übernehmen.“

Sie werden dieses Werkchen nicht ohne Vergnügen lesen. Die Schreibart ist etwas schwerfälliger, und einem delicatesen Ohre an vielen Stellen ziemlich anstößig; allein wer achtet das Gehör, wenn der Geist vergnügt wird? Wie sehr ist der Leser geneigt sich in die Heimat des Schriftstellers zu versetzen, und die allda übliche Mundart anzunehmen, wenn ihm diese mühsame Gefälligkeit nur angenehm belohnt wird! — Die Materien, die hier abgehandelt werden, sind, wo nicht neu, wenigstens in einem neuen Lichte dargestellt. Nach einer Einleitung, von der politischen Tugend, betrachtet der Verfasser die Vollkommenheit und Verderbtheit eines Staats, jede in einem besondern Abschnitte. Hierauf handelt er von den Pflichten,

ten, welche aus der Verderbnis des Staats fließen, in sechs Abschnitten. Der dritte Abschnitt, von den besondern Pflichten, welche die Gelehrten und die Schriftsteller, in Betrachtung der Verderbnis des Staats, zu beobachten haben, hat meine Neugierde zuerst auf sich gezogen. — Der Herr Verf. ließ hier, wie Sie sich leicht vorstellen können, den wichtigen Schriftstellern den Text, die die Gemüther durch muthwillige Scherze einzunehmen, oder wie die Schriftsteller seiner Nation sich ausdrücken, ins Verderben zu stürzen wissen. Doch ist er wider die anakreonthischen Dichter nicht so sehr erbittert, als Herr Wieland zu seyn pfleget; denn ihn scheint kein persönlicher Haß aufgebracht zu haben. Er bleibet in den Schranken der Mäßigung, und zeigt dem Gelehrten bloß die wichtige Rolle, die er in der Gesellschaft spielt, und die Pflichten, die ihm diese Wichtigkeit der Rolle auferlegt. „So groß und so weit  
 „ausgebreitet, spricht er, die Macht der Für-  
 „sten immer immer seyn mag; so giebt es  
 „doch

„doch eine Art von Menschen, welche ohne  
 „Macht und ohne äusserliche Grösse einen stärke-  
 „ren und ausgedehnteren Einfluß in die Ge-  
 „müther haben. Es sind dieses die Gelehrten  
 „und unter denselben insbesondere die Schrift-  
 „steller. Plato, Xenophon, Horaz,  
 „Cicero, Tacitus, Seneca, Wolf, Leib-  
 „niz, Bodmer, Pope, Bacon, haben ein-  
 „ jeder in verschiedenen Ländern und in der  
 „Folge der Zeiten mehr Menschen beherrscht,  
 „als immer ein Alexander der Grosse, ein  
 „Carl der V. ein Timurbeg und ein Lud-  
 „wig der XIV. Ein elender Federheld, ein  
 „la Mettrie, verderbet so gut als ein Vol-  
 „taire mehr Gemüther, als der größte Er-  
 „oberer jemals Menschen unterjocht hat. —  
 „Diese durch kein Zeitalter und durch keine  
 „Gränzen eingeschränkte Gewalt verbindet die  
 „Schriftsteller und die Gelehrten zu einem  
 „solchen Gebrauche ihres Wises und ihrer  
 „Gaben, der ihrer grossen Bestimmung ent-  
 „spreche.“ Er redet hierauf von dem schäd-  
 „lichen Gebrauche, den einige Schriftsteller von  
 ihrem

ihrem Talente gemacht. „Bald ist es ein  
 „munterer und dem Scheine nach liebens-  
 „würdiger Leichtsin, womit erhabene und  
 „der ehrfurchtsvollsten Erwekung würdige  
 „Wahrheiten als Kleinigkeiten behandelt wer-  
 „den. Bald sind es Scherze und Spötke-  
 „reien, welche, indem sie nur auf gewisse  
 „Fehler und Ausschweifungen gerichtet sind,  
 „zugleich grosse und erhabene Pflichten lä-  
 „cherlich machen. Bald streuet die herrschen-  
 „de Seuche des Witzes und Scharssinns, und  
 „die verführnde Begierde durch unerwartete  
 „Einfälle zu schimmern, in blendenden Be-  
 „trachtungen gefährlichen Saamen des Zwei-  
 „fels und der Ausgelassenheit aus. Bald  
 „theilet in erbizter und unbehutsamer Eifer  
 „der unvorsichtigen Zunft der Lesenden, oh-  
 „ne genugsame Prüfung unschuldiger Weise  
 „solche Sätze mit, welche die gefährlichsten  
 „und verderblichsten Irthümer in sich schlies-  
 „sen. Diese Art von vorciligem Wize, von  
 „flüchtigem Scharssinn, und von anmuthiger  
 „Weisheit ist insbesondere den neuen fran-  
 „zösischen

„französischen Schriftstellern eigen. — Moliere,  
„Boileau, la Rocheaoulcant, la Beau-  
„melle, ja selbst Montesquieu, der Adler  
„unter allen französischen Verfassern, haben  
„ihre vortrefliche Geister so weit erniedriget,  
„u. s. w.“

Der Beschluß künftig.



# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XXIV. Den 8. Januar. 1761.

---

Beschluß des hundert und acht und  
dreißigsten Briefes.

**M**an kann weder die Billigkeit dieser Klagen in Zweifel ziehen, noch den Eifer tadlen, mit welchen sich tugendhafte Schriftsteller den einreißenden Strom widersetzen. Allein ist ihr Tadel auch nicht einseitig? Warum ziehen sie bloß wider diese belustigende Schriftsteller zu Felde, und verschonen eine andere Kunst von Scribenten, die nicht so wohl durch anmuthigen Witz, als durch einen traurigen Enthusiasmus, den Verstand und das Herz ihrer Leser verderben? Ist die Schwärmeren, ist der Uberglaube etwa weniger verführerisch, weniger ansteckend, als der lachende Witz?

Achter Theil.

Da

Witz

Mich dünkt, die leichtsinnigen und schwer-  
 muthigen Seelenverderber könnten immer mit  
 einander abrechnen, wo sich die letztern nicht  
 etwa auf den Theophrast berufen, welcher  
 behauptet, daß eine lustige Sünde sträf-  
 licher sey als eine traurige.\* So viel  
 ist gewiß; der Gift der einen, findet in der  
 andern seinen Gegengift, und man erkennet  
 auch hierinn die Wege der Vorsehung, die  
 eine saule Lust, welche den Saamen der scharf-  
 sinnigen Pest in sich trägt, durch einen nie-  
 derreißenden Sturm zerstreuet. Wir wür-  
 den noch immer unter dem Joche des alten Über-  
 glaubens seuffzen, wenn nicht bald witzige,  
 bald gründliche Zweifler seine Ketten zerschla-  
 gen, und ein Uebel durch das andere vertrie-  
 ben hätten. Der vernünftige Leser wird da-  
 durch aufmerksam gemacht. Er siehet den  
 Abgrund von beyden Seiten, und wandelt  
 auf der Mittelstrasse fort. — Und wie viele  
 vortrefliche Schriften würden wir nicht ent-  
 behren, wenn es niemals verwegene Zweif-  
 ler gegeben hätte! Ohne einen scharfsinni-  
 gen

\* Marc. Ant. L. II. §. 10.

gen Bayle, würden wir keine Theodicee, so wie ohne den falschen Wiß der Sophisten keine Widerlegung derselben vom Sorrates bekommen haben.

Will man eine Verderbnis steuern? Gut! Kein Vernünftiger wird dieses tadeln. Allein man sehe sich vor, und rotte entweder das entgegengesetzte Verderben zugleich mit aus, oder lasse sie beyde einander die Stange halten. Der falsche Wiß ist einem vernünftigen Mann höchst- unanständig, aber gewiß die falsche Empfindungen eben so sehr, und gleichwohl hat noch niemand wider dieselbe geoffert. — Doch ich muß nur abbrechen, sonst möchte man mich der Parthenlichkeit beschuldigen; denn ich erinnere mich eben jetzt, daß der Verfasser der Lessingischen unäsoptischen Sabeln auch unsere Briefe zu den schädlichen Geburten des Wiges rechnet, die ihre Leser mit Lachen ins Verderben ziehen; und diesem ernsthaften Scribenten entfährt gewiß kein Nachwort, das ihm nicht so mancher wichtige Recensent auf Glauben nachschreibt.

Ich komme zu meinem Schriftsteller zu-  
 rück. In dem vierten Abschnitte handelt er  
 von den besondern Pflichten, welche die Geist-  
 lichen, in Betrachtung der Verderbniß des  
 Staats, zu beobachten haben. Die Pflichten,  
 welche er ihnen auferlegt, sind eben so strenge,  
 und eben so sehr nach der Idee der vollkomme-  
 nen Natur abgemessen, als die, welche er in  
 dem vorigen Abschnitte den weltlichen Gelehrten  
 vorgeschrieben. Es ist angenehm das schö-  
 ne Ideal zu betrachten, das er den Geist-  
 lichen zur Nachahmung vorhält, ob man  
 gleich nicht begreift, warum er diese Stren-  
 ge bloß in Betrachtung der Verderbniß ei-  
 nes Staats, beobachtet wissen will. Den  
 Schluß des Gemäldes machen folgende schö-  
 ne Züge. „Es ist der Eifer eines Dieners  
 „Gottes weder schwärmerisch, noch hochmü-  
 „thig, noch trübselig. Weisheit, Klugheit,  
 „Sanftmuth und Bescheidenheit begleiten al-  
 „le desselben Bemühungen, und beleuchten  
 „alle seine Wege. Verträglich, liebevoll und  
 „menschenfreundlich, verabscheuet er alle Ge-  
 „walthatigkeit. Er hütet sich auf alle Weise,  
 „das

„daß Reich der Wahrheit durch derselben unwürdige Mittel auszubreiten. Er ist zu erleuchtet, um nicht einzusehen, daß er dieselbe dadurch auf die unwürdigste Weise entehren würde. Er weiß, allzumohl, daß ihm nichts anders ein Recht über die Gemüther geben kann, als die göttliche Kraft der Wahrheit, und der tugendhafte Wandel, der von derselben die rührendste Probe ist. Wehe demjenigen, der von diesen Grundsätzen abweicht! Er wird dadurch ein abscheulicher Verbrecher an Gott und an den Menschen.“

In den letzten Abschnitte untersucht der V. die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Verbesserung eines Staats. Er widerlegt hier das allgemeine Vorurtheil, nach welchem man alle Hoffnung zur Verbesserung gar zu leicht aufzugeben pflegt. Seine Gedanken hierüber sind bündig, und so angenehm vorgetragen, daß ich Bedenken trage, sie in einem Auszuge zu zerrütten.

3.

hätte, seine Vaterstadt beständig mit England zu vergleichen, und jeden Gedanken des Drs. den er anführt sogleich durch eine so faßliche Anwendung gleichsam zu entkräften. Der Leser weiß nicht, wie ihm geschieht, wenn er aus dem grossen und mächtigen England auf einmal in das enge Gebiet einer Kreisstadt versetzt wird. Er ist noch betäubt von dem Ungestüme des grossen Weltmeers, und soll den Uebellaut eines marmelnden Bachs bemerken, der nicht weit von seiner Quelle sein Gewässer und seinen Namen in den Strom ergießt.

Am lustigsten schien mir diese Parallele da, wo der Verfasser Dr. Browns Betrachtungen über den Zustand der englischen Kriegesmacht anführt. Ihnen muß dieser Contrast noch deutlicher in die Augen fallen, denn sie haben Gelegenheit gehabt das englische Kriegesvolk kennen zu lernen, das die bittern Vorwürfe des Doctors auf die allernachdrücklichste Weise, durch Thaten, widerlegt; und die mit diesen vergliche-

verglichene Kreistruppen? wenigstens haben Sie solche näher betrachten können, als ich.

„Der englische Soldat, sagt der Verfasser der  
 „Briefe im Namen des Britischen Schrift-  
 „stellers, obgleich sehr verdorben, führet sich  
 „war in den meisten Anlässen mit besonderer  
 „Herzhaftigkeit auf; und die Ehre seiner Rotte,  
 „seiner Compagnie und seines Regiments ist  
 „ihm noch sehr angelegen. Der Verfasser  
 „will den Leuten vom Stande und den Offi-  
 „ciers das gleiche Lob nicht zugestehen. Ihre  
 „weibische Weichlichkeit beraubet sie aller phy-  
 „sicalischen und moralischen Eigenschaften,  
 „welche nöthig sind, dasselbe zu erwerben.  
 „Ihr Unglaube und ihre Nachlässigkeit tauget  
 „zu nichts, als ihre Gemüther mit Feigheit  
 „zu erfüllen, und ihre falsche Ehre bringet  
 „keine weitere Früchte, als etwa die prahlende  
 „Bermegenheit, die zu einem Zweykampfe  
 „erfordert wird. Eine überzeugende Probe  
 „des Mangels der Tapferkeit hat sich bey dem  
 „letzten Auftruhre gezeigt. Alles zitterte, alles  
 „floh damals vor einer Handvoll armseliger

„Vergleute. Jedermann wollte für die  
 „gemeine Sache Geld hergeben, so viel  
 „man verlangen konnte; aber dem Feinde  
 „die Spitze bieten, wollten wenige. Der  
 „Selbstmord, den man zu einem so kräf-  
 „tigen Beweise der englischen Herzhastig-  
 „keit machen will, ist im Grunde nichts  
 „anders, als eine Freigebigkeit, die Schande  
 „zu ertragen, die man aus dem Verlust  
 „der Reichthümer, des Ueberflusses, der  
 „Maitressen und anderer solchen Armseelig-  
 „keiten befürchtet, welche die Eitelkeit und  
 „Weichlichkeit für die höchsten Güter ansehen.  
 „Der Verfasser tadelt hier sein Vaterland  
 „insbesondere wegen Mangel der Stiftungen,  
 „vermittels derer jungen Leuten der wahre  
 „kriegerische Geist und die dazu erforderliche  
 „Geschicklichkeit beygebracht werden könnten.  
 „Die brittische Jugend wird denselben weder  
 „bey ihrer elenden Aufzucht, noch bey der  
 „verderblichen Lebensart der Officiers im Frie-  
 „den, und ihrer eigennützigen Aufführung im  
 „Kriege ergreifen.



So kühn, so freymüthig tadelte der Dritte, als die Umstände seinen Tadel noch zu rechtfertigen schienen, und die großmüthige Nation nahm seine Züchtigung mit Danke an. Vielleicht läßt er ihr nunmehr die Gegengerechtigkeit widerfahren, seine Vorwürfe in einer Palinodie zu widerrufen. — — Der Verf. der Briefe, der wohl sah, was hier seine Vergleichung für eine Figur machen werde, sehet ziemlich klein laut hinein: „Was soll ich hier von uns sagen, mein Freund! Wir haben schon lange fast alle Gedanken von Vertheidigung fahren lassen; und wie schön die Verfassung unsers ganzen Reiches sey, erhellet aus den Begriffen, den man sich macht, so bald man nur das Wort Reichstruppen erschallen höret.“

Der fünfte Versuch enthält Ermahnungen eines Eidgenossen an seinen Sohn, die der Denkungsart ihres Verfassers Ehre machen, doch ich eile zu den Gedanken über die Rechtmäßigkeit des fremden Kriegesdienstes, die den Beschluß des Bändchens

aus-

ausmachen. — Die Mode erlaubt den Eintritt in fremde Kriegesdienste ohne die geringste Bedenklichkeit. Der vernünftige Mann der zum Kriege Neigung hat, nimmt keinen Anstand, wenn sein Vaterland im Frieden begriffen ist, sein Glück, wie man es zu nennen pflegt, in fremden Diensten zu suchen. Ob die Sache des Fürsten, den ich diene, gerecht sey, spricht man, mag er beantworten. Ich thue meine Pflicht, indem ich seinem Befehle gehorche. — Allein man bedenkt nicht, daß dieses einzig und allein für die Unterthanen der kriegsführenden Mächte, eine gültige Entschuldigung sey. Diesen kömmt es freylich nicht zu, von der Rechtmäßigkeit des von ihrem Oberhaupte unternommenen Krieges zu urtheilen, und nach diesem Urtheile zu handeln. Ein Fremder aber, der freywillig in eines andern Fürsten Kriegesdienst tritt, was für Bedenklichkeiten legt diesen die Vernunft, und sein eigen Gewissen nicht auf, ehe er diesen Schritt that? — Der Verfasser untersucht diese Frage kurz und gründlich.

„Der

„Der Eintritt eines Particularen in fremde  
 „Kriegsdienste, spricht er, ist nichts anders  
 „als eine Verabkommniß, vermittelt welcher  
 „dieser einem fremden Fürsten verspricht, ihm  
 „mit allen seinen Leibeskräften und aller seiner  
 „Geschicklichkeit und Einsicht in das Kriegs-  
 „wesen, wider seine Feinde behülflich zu  
 „seyn.“ — Zur Rechtmäßigkeit dieses Ver-  
 trages, gehören nach dem Urtheile des Verf.  
 so viel und so selten vereinigte Bedingungen,  
 daß er es fast für eine Unmöglichkeit hält,  
 dasselbe beisammen anzutreffen. Erstlich  
 muß derjenige, der in solche Kriegsdienste  
 tritt, sein eigener Herr, oder durch die Erlaub-  
 nis seines Oberherrn zu einer solchen Hand-  
 lung befugt seyn. „Zweitens, spricht der  
 „Verf. weiß ein solcher, daß der Herr, dem  
 „er dienen soll, eine rechtmäßige Sache; oder  
 „er weiß, daß sie unrechtmäßig ist, oder er  
 „zweifelt noch daran. In den zweien letztern  
 „Fällen verbindet ihn keine Pflichten gegen  
 „Gott, gegen die Gesellschaft, und gegen sich  
 „selbst, sich eines solchen Dienstes zu enthal-  
 „ten. Die Ehrlichkeit verbietet ihm, sich zu  
 „einem

„einem Berthenge der Laster zu verkaufen.  
 „Eine solche Niederträchtigkeit ist allen Grund-  
 „sätzen der Tugend und der Religion zuwi-  
 „der und eine unbedingte Knechtschaft, die  
 „so sehr die Würde und Hoheit des Menschen  
 „entehrt, als sie die Gesetze der Gottheit ver-  
 „lehet. Sie machet eine jede schändliche  
 „Handlung, die man darinne begehet, zu eben  
 „so hassenswürdigen Uebelthaten, als die Ver-  
 „brechen eines Mörders und Straßenräubers  
 „sind. In dem ersten Falle hingegen kann  
 „ein Mensch ohne die heiligen Gesetze im ge-  
 „ringsten zu verletzen, und auch nach Beschaf-  
 „senheit der Umstände auf edlen, tugendhaf-  
 „ten und großmüthigen Absichten in eines  
 „fremden Fürsten Kriegesdienste treten.“

Mit der Rechtmäßigkeit der Sache des Für-  
 sten, behauptet der Verf. sey es allein nicht  
 genug. Der Freywillige, der sich in dessen  
 Dienste begiebt, soll auch überzeugt seyn, daß  
 dieser Herr seine gerechte Sache auf eine solche  
 Weise und durch solche Mittel auszuführen  
 suche, die den ewigen Gesetzen der Natur und  
 den Grundsätzen der Menschlichkeit gemäß sind,  
 und

und daß er thut, nicht zu einem Werkzeuge solcher Handlungen machen werde, die ungerecht, grausam und unmenschlich sind. „Es ist un-  
 „streitig, spricht er, daß wir sträflich sind,  
 „wenn wir uns zu solchen Handlungen gebrau-  
 „chen lassen; und das wir uns weder vor Gott,  
 „noch vor dem Menschen, noch vor unserm  
 „eigenen Gewissen deshalb werden rechtfer-  
 „tigen können. Die Religion und die Mensch-  
 „heit finden es gleich verdamulich, sich so  
 „dringenden Gefahren, seine heiligste Pflichten  
 „zu verletzen, bloß zu stellen.“ Er setzt die-  
 se unstreitige Grundsätze in der Folge deutli-  
 cher auseinander, wendet sie auch auf die Auf-  
 führung hilfseleistender Nationen an, und be-  
 schließt mit folgenden freymüthigen Anmer-  
 kungen.

„Freylieh wird nach diesen Grundsätzen die  
 „Aufführung unserer so gepriesenen eydsögenos-  
 „sischen Altkoorden nicht in allen Stücken ge-  
 „rechtfertigt werden können; und wer weiß,  
 „wie wir bestehen würden, wenn wir diesel-  
 „be zum Probiiersteine unserer dermaligen  
 „Weise zu handeln, nehmen sollten? — Ich  
 „muß

„muss indessen zu Ehren unsers Vaterlandes  
„noch eine Anmerkung hinzufügen: wenn  
„schon unser Betragen in dem einen und an-  
„dern mit den strengsten Gesetzen der Gerech-  
„tigkeit und der Weisheit nicht übereinstimmt;  
„so ist es noch von der Härte, und man  
„darf wohl sagen, Tyranney derjenigen Lan-  
„desherren weit unterschieden, welche ihre  
„Landeskinder, denen sie doch auch Vaterland  
„geschworen haben, um einige geringfügige  
„Hilfsgelder zu ihrer Ueppigkeit und verderb-  
„lichen Praht zu erhalten, in fremde Dienste  
„zwingen, und bald wie Sklaven verkaufen.“

Ein weiser Republikaner kann bey uns die  
Stelle der Nachwelt vertreten. Sie, die so  
wenig als er, die Tyranney zu  
sehen hat, wird vermuthlich auch so urtheilen  
wie er.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

XXV. Den 15. Januar. 1761.

---

## Hundert und vierzigster Brief.

Oben wollte ich Ihnen die Ode auf ein Geschütz als eine Anekdote übersenden, und eben bringet man sie mir gedruckt. Dies erspart mir die Mühe des Abschreibens, wenn es anders eine Mühe ist, eine so treffliche Ode abzuschreiben, die den Leser allezeit, mehr reizet, je mehr er sie liest. — Eine wahre Ode! in dem wahren horazischen Schwunge ohne Cramerische Schwafhaftigkeit, fragen Sie ohne Fehl mit Begierde, von wem ist die? Deutschland hatte einen Uiz, aber dieser grosse Dichter

— — crown'd

- \* Ode auf ein Geschütz, wodurch am Tage der Belagerung Berlins eine Kugel bis mitten in die Stadt getrieben wurde. Berlin den 3ten October 1760. in 4to.

Achter Theil.

Bb.

— — crown'd with laurels fairly won  
 His smiling at the Goal while others run  
 He will not write and more provoking still  
 Ye Gods he will not write and G - - d will,

— will nicht schreiben. Oden nämlich will er nicht schreiben; denn daß er Lebrgedichte schreibt, rechne ich ihm so wenig an, als Klopstocken, daß er Lieder macht.

Ja mein lieber Freund, Sie werden in dieser Ode den wahren horazischen Schwung antreffen, aber dabei noch die feine Nettigkeit des Ausdrucks, die Spuren der Feile, die in Deutschland, (ich nehme verschiedene Oden von Ugen aus,) fast nur ein Dichter ohne Schaden des Schwunges anzuwenden weiß. O, ganz gewiß fällt ihnen bey dieser Beschreibung der Verfasser der Oden an die Stadt Berlin und an die Feinde des Königs ein, und wer könnte Ihnen auch sonst einfallen?

Wünschen Sie ihm nur bald die glückliche Gelegenheit die er sich weissaget, wenn er singt:

Dem



Denn ich soll noch die Laute stärker schlagen  
 Wenn er durch Weibrauchswolken leucht,  
 Die Kriegesfurie gefesselt an dem Wagen  
 Des Ueberwinders leucht;

Wann er auf einem Thronge von Trophäen  
 Rund um sich her der Künste Kranz,  
 Und wir im Mäusentempel seine Siege sehen,  
 Versteckt in Spiel und Tanz.

Wann Er ein Gott Osir! durch unsre Fluren  
 Im höchsten Olymphe fährt.  
 Indes der Irrfluss auf jede seiner Spuren  
 Ein ganzes Jüthben leert.

Ich muß Ihnen noch eine Kleinigkeit anzeigen,  
 die ich nicht eher bemerkt habe, als  
 bis ich nach östern Lesen Zeit gewann, mich  
 umzusehen, ob auch die Kritik hier einigen  
 Platz finde. Der Dichter sagt: wenn er in den  
 elyischen Feldern, in dem Zelte des Großen  
 Friedrich Wilhelms, die jüngste That  
 Friedrichs besungen hätte:

— — wie brausend  
 Ein Meer von Feinden Ihn umring,  
 Er aber seinen Weg hindurch auf zehntausend  
 Zertretenen Schädeln ging.

Alcand würde jetzt mein Lied beneiden;  
 Schon sah ich Cäsarn lauschend nah,  
 Mit ihm des weisen Antonin, und den von  
 beyden

Gefehrten Julian.

Dieser letzte Ausdruck gehöret wohl zu den  
 Dingen quas incuria facit.

Noch bekommen\* Sie hiebey eine Ode an  
 dem Sabing. \* — Zwar was sagt ich, nicht  
 eine Ode, sondern ein recht artiges, schönes  
 und sinnreiches Gedichtchen; das Sie gewiß  
 auch selbst gern wünschen würden gemacht zu  
 haben; wann es nicht zu heissend wider einen  
 großen Feldherrn wäre: Dann ich weiß, daß  
 ein Soldat am gereiztesten ist, auch seinem  
 Feinde Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.  
 Dieses Gedichtchen, so artig es ist, hat doch  
 mit der vorigen Ode schwerlich einen Verfasser.  
 Es ist gar zu merklich, daß darinn die  
 Odentwendung, der kahne Flug der Muse  
 fehlt die

sich verirrt, doch nie verlieret.

Inzwischen ist der Verfasser ein Mann von  
 Genie. Am besten gefällt mir das Neue Lob des  
 Königs,

\* Torgau, den 3. Nov. 1760. in 4to.

**Königs, das in der folgenden Strophe  
enthalten ist:**

Wer räumt sich nun der Diener großer Staaten  
Der hohen Basen an,  
Und strast den stolzen Potentaten  
Der selbst regieren will und kann?

Wer rächt die Feldherrn die nach Ehre dürfen,  
Nach Beute lästern sind,  
An diesem wunderbaren Fürsten,  
Der seine Schlachten selbst gewinnt?

Und ach, wer rächt die Kunst der schönen Geister,  
Wenn du geschlagen bist;  
An einem Könige, der Meister  
In allen ihren Künsten ist?

Ne.

Hambert

## Hundert und ein und vierzigster Brief.

Ich weiß nicht was ich dieser ~~Blätter~~ unter meinen uneingebundenen Büchern suchte, aber ich weiß wohl, daß ich ein paar fliegende Bögen darunter fand, von denen ich nicht weiß, wie sie darunter gekommen sind. Ich weiß auch noch nicht recht was ich davon denken soll, indessen will ich Ihnen doch die Titel am Rande hersehen.\* So viel sehe ich wohl, diese Blätter müssen eine Gelegenheit gehabt haben, die ich aber nicht weiß. Was gehen unser einem auch musikalische Streitigkeiten an; ich bekümmere mich nicht darum, weil ich nichts davon verstehe, so wenig als die französischen Publicisten sich um die Rechte der Deutschen

- \* Neueste Sammlung deutscher Lieder, nebst einem Tractat von deutschen Liedern, mit Vorrede und Register. Erste Nachlese in der neuesten Sammlung von deutschen Liedern und dem Tractate von deutschen Liedern, nebst Vorbericht und Anstreich und einem musikalischen Intelligenzblatte.

deutschen altwelfürstlichen Häuser Bibliotheken;  
 bloß weil sie sich auch nicht — verstehen.

Aber es mag zu diesen Blättern Gelegen-  
 heit gegeben haben, was da will, so weiß  
 ich doch, daß mir dieselbe im Durchlesen  
 Vergnügen gemacht haben, und die ist Ur-  
 sache genug, Ihnen davon Nachricht zu geben.

Der Tractat von den deutschen Liedern,  
 welcher den meisten Liedern die zu dieser Samm-  
 lung gehören haben, sind, wie der Vorbericht  
 sagt, verloren gegangen; und es sind nur,  
 außer einigen recht artigen Liedern, die hier  
 bekannt gemacht worden, bloß Vorrede und  
 Register, nebst einigen Allotriis und, einem  
 Stücke von einem musikalischen Intelligenzblatt  
 gerettet worden; man macht auch Hoffnung,  
 daß vielleicht noch einmal möchten die Errata  
 dieses Werks aufgefunden werden.

Es wenig ich auch von der Kunst verstand,  
 so kann ich doch nicht umhin den Verlust die-  
 ses Tractats von deutschen Liedern zu  
 bedauern, es müssen darin gar vortrefliche

Sachen abgehandelt worden seyn, wie man aus dem noch übriggebliebenen kurzem Register abnehmen kann; ich will Ihnen nur einen und andern Artikel hersehen, von welchem sie auf die Wichtigkeit des Werkes schließen können:

*Adagio*, ob es erlaubt sey, bey einem *Adagio* zu plaudern. S. 23

*Allegro di molto*, ob man solches nach Noten oder nach dem Gehör accompagniren müsse. 100

Amen, wird gesungen. 67

ist länger als wenn es gesprochen wird. 87

*Bravo*, wird nach der Cadenz gesagt. 17

Gedanken, sind toll frey, s. *Bravo*.

Liedet, werden um der Noten willen gesungen, s. *Paragone* &c.

Musik der Alten, hat niemand gehört. 439

Will mancher hören. 435

Sinfonie, kann ein jeder mitspielen. S. 402

Viola, ist im Concert überflüssig. 31

Virtuosen schämen sich Ripienstimmen zu spielen. 666

Violinisten stimmen allemal rein. 365

Spieleu enharmonisch. 444

Nur noch ein Wort von dem musikalischen Intelligenzblatte; die Allotria bleiben Allotria und gehören nur für die, so sie angehen.

Sachen so zu verkaufen, so beweg- als unbeweglich.

Es sind wohlfeilergestric. Brillen für diejenigen, welche die Vorzeichnungen, die Punkte, und das Piano und Forte, poco piano und poco forte, pianissimo, fortissimo öfters nicht zu sehen bekommen. Bey dem berühmten Künstler, Herrn Neumann, ist gemäßer Preis zu haben.

Sachen

## Sachen so gestohlen worden.

Es sind am — sechs Latins aus der Arie des des Capellmeisters — durch Herrn Beise entwandt, und sogar öffentlich unter einem andern, doch unbekanten Namen debitirt worden. Wer den Thäter weiß, beliebe solches gehörigen Orts anzuzeigen.

Ich möchte wohl, daß jemand ein solches Intelligenzblatt für die Schriftsteller herausgebe, ich glaube es würden viel Avertissementer von gelösten Gedanken, von Lobeserhebungen die zu vermeiden sind, von Personen die ihre Dienste antragen, u. d. gl. herkommen können.

Wenn Sie übrigens etwa wegen der beygefüigten Lieder auf die Gedanken kommen sollten, daß der berühmte Herr Marpurg der Verfasser dieser Blätter sey, so muß ich Sie des Gegentheils belehren. Dann ob

wohl



wohl Herr M. auch ein witziger Kopf ist, so  
siehet doch jedermann leicht, daß weder die  
Composition der Lieder, noch die Schreibart, in  
seinem Geschmacke ist. Seine Feder pflegt sich  
obnedem nicht zur Belustigung, sondern nur bloß  
zum Unterrichte des Publici zu bemühen; wie  
solches sonderlich aus seinen gründlichen Streit-  
schriften wider den Herrn Sorge erhellet, von  
denen nun die musikalische Welt immer mehr er-  
bauet wird. Ich glaube also nicht daß ihn jemand  
wegen dieser Bogen in Verdacht haben kann.

L.

Bey

Bev dem Verleger ist zu haben.

**D**oris, oder die ärtliche Schifferin, ein Schiffs-  
spiel 8. Dresden, Gröhl 1759. 8 Gr.

**Storck's A.** Abhandlung von den Schierling, oder  
Cicuta 8. Frst. und Leipzig, 1760. 4 Gr.

**Schulzen C. J.** Betrachtung der verfeinerten See-  
sterne und ihrer Theile, 4. Dresden, Gröhl  
1760. 8 Gr.

**Grenz H.** drey Worte in der Noth, in drey ver-  
schiedenen Entschloßungen vor Gott und seiner  
Gemeinde gesprochen, 4. Dresden, Gröhl  
1760. 6 Gr.

**Nichters J. T.** theoretische und practische Abhand-  
lung von venerischen Krankheiten, 8. Dresden,  
Gröhl 1760. 5 Gr.

**Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand,**  
par l'Auteur de l'histoire de Charles XII, Tom. I.  
8. Leipzig Leuckischens 1760. 1 Rthlr.

Briefe,  
die  
Neueste Litteratur  
bestehen.



---

X<sup>ter</sup> Theil.

---

Berlin, 1763.  
bey Friedrich Nicolai.

Bei dem Verleger ist zu haben.

- D**oris, oder die jüdtliche Schifferin, ein Schäferspiel 8. Dresden, Gröhl 1759. 8 Gr.
- Storck's A.** Abhandlung von den Schierling, oder Cicuta 8. Frst. und Leipzig, 1760. 4 Gr.
- Schulzen C. J.** Betrachtung der verfeinerten Seeskerne und ihrer Theile, 4. Dresden, Gröhl 1760. 8 Gr.
- Grenz H.** drey Worte in der Noth, in drey verschiedenen Entschlüssen vor Gott und seiner Gemeinde gesprochen, 4. Dresden, Gröhl 1760. 6 Gr.
- Richters J. T.** theoretische und practische Abhandlung von venerischen Krankheiten, 8. Dresden, Gröhl 1760. 5 Gr.
- Histoire de l'Empire de Russie sous Pierre le Grand, par l'Auteur de l'histoire de Charles XII, Tom. I.** 8. Leipzig Leuckischens 1760. 1 Rthlr.
-

Briefe,  
die  
Neueste Literatur  
betreffen.



---

IX<sup>ter</sup> Theil.

---

Berlin, 1763.  
bey Friedrich Nicolai.



## Inhalt der Briefe des neunten Theils.

- Hundert und zwey und vierzigster Brief. Beurtheilung der geistlichen Cantaten des Hrn. Kammerer, insbesondere der Veränderungen in der Cantate der Tod Jesu. S. 4
- Hundert und drey und vierzigster Brief. Anpreisung der neuen Auflage, der Abhandlung des Hrn. Zimmermann, vom Nationalstolze. Gelegentlich wird eine schöne Stelle aus einer Ode von A. L. Karchim angeführt. S. 21
- Hundert und vier und vierzigster Brief. Beurtheilung der Einfälle und Begebenheiten des Hrn. Professor Hommel. S. 26
- Hundert und fünf und vierzigster Brief. Beweis aus des Dionysius Leben des Homer, daß die Alten die vollkommenen tugendhafte Charaktere in ihren Gedichten nicht aus Mangel moralischer Einsichten, sondern mit Vorbedacht vermieden haben. Pops Uebersetzung einer Stelle des Homer wird getadelt. S. 50
- Hundert und sechs und vierzigster Brief. Beurtheilung der Abhandlung des Hrn. Curtius vom Erhabenen, desselben kritischen Abhandlungen und Geschichten. S. 57
- Hundert und sieben und vierzigster Brief. Longin wird ferner wider Curtius vertheidiget. Homer, Plato, Shakespear, werden gelegentlich gegen die Angriffe eben dieses Schriftstellers gewertet. S. 65
- Hundert und acht und vierzigster Brief. Beurtheilung des Buchs Mores Eruditorum. S. 81
- Hundert und neun und vierzigster Brief. Beurtheilung der Geschichte der Jesuiten des Herrn Probst Larenbergs. Von der possirlichen und abgeschmackten Schreibart dieses Schriftstellers. S. 98
- Hundert

---

**Hundert und funfzigster Brief.** Von der verbrieflichen und lächerlichen Unordnung in diesem Werke. S. 119

**Hundert und ein und funfzigster Brief.** Anmerkungen über den wahren Begriff einer pragmatischen Geschichte. S. 118

**Hundert und zwey und funfzigster Brief.** Vorschlag für junge Mitglieder deutscher Gesellschaften, sich in der historischen Schreibart zu üben. Eine seltsame Stelle aus der Ode eines Mitglieds der Altdorfschen deutschen Gesellschaft. S. 126

**Hundert und drey und funfzigster Brief.** Beurtheilung der in Quedlinburg gedruckten Schillerungen. S. 131

**Hundert und vier und funfzigster Brief.** Von der seltsamen Belesenheit dieses elenden Schriftstellers. S. 142

**Hundert und fünf und funfzigster Brief.** Gedanken, daß eben dieser Schriftsteller sein Werk als eine moralische Wochenschrift betrachtete. S. 149  
Nachschrift: Lied der Nymphe Persantlis; von zwey Briefen Gellerts und Rabeners. S. 153

**Hundert und sechs und funfzigster Brief.** Von den Veränderungen der neuen Auflage der Lesebeleyen. S. 161

**Hundert und sieben und funfzigster Brief.** Von Herrn Currius Abhandlung von Metaphern und von dessen Lebegedichten. S. 172

---



**B r i e f e,**  
**die neueste Litteratur betreffend.**

---

**Neunter Theil.**

073110

073110 073110 073110

073110

# B r i e f e

die neueste Litteratur betreffend.

---

I. Den 29. Januar. 1761.

---

## Hundert und zwey und vierzigster Brief.

**W**arum wir viele so gar schlechte Schriftsteller in Deutschland haben? — Aus allerhand Ursachen, unter denen gewiß nicht eine die geringste ist, daß ein jeder angehender Schriftsteller, so oft er nur ein Paar unreife Gedanken zu Papiere gebracht, gleich damit hervorstreicht, und sie der Welt vorlegt. Daher kommt die entsetzliche Menge von Schriften, die alle in einer Messe gedruckt werden, und ehe die andere kommt, schon so sehr vergessen sind, daß man sie nicht einmal den Namen nach kennt. Gleichwohl meynt der junge Autor, er sey ein rechter Mann, nachdem er gedruckt worden ist; die Welt hingegen, die seine erste Früchte mit der größten Gleich

A 2

Gleichgültigkeit aufgenommen hat, bezeuget schon ein widriges Vorurtheil wider ihn, wann er mit einer neuen Arbeit hervortritt, die auch etwas mehr zu versprechen scheint. Ich gestehe es, daß diese Art zu urtheilen nicht allzubillig ist. Niemand wird auf einmal ganz vollkommen, jedermann muß erst Lehrlingsstücke machen, und selbst die größten Geister sind hievon gar nicht angenommen. Dahero scheint es unbillig zu seyn, jemanden seine erstere unausgearbeitete Stücke zur Last zu legen. — Dennoch thut es das Publikum. Auch in Deutschland wird alle Tage noch die Anmerkung des Dübos bestätigt, daß es dem Ruhme eines Schriftstellers sehr zuträglich ist, wann er seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt zu verbergen, und sie mit einemmale durch ein Meisterstück zu überraschen weiß. Es zeigt in der That viel Selbsterkenntnis an, wann ein Schriftsteller seine Geburten noch zu unreif befindet, als daß er sich getraute sie der Welt vorzulegen; und eben diese Selbsterkenntnis macht, daß, wann er sich hernach entschläßet öffentlich hervor zu treten, das allgemeine Plaudere nie zu fehlen

---

fehlen pflegt. Ein Schriftsteller der seinen Namen zum erstenmale bey einem Buche nennet, das von der Welt gleichgültig ist aufgenommen worden, und der auch endlich wohl selbst einsieht, daß die Welt nicht unrecht gehabt habe, wird wegen dieses mißlungenen Versuchs gewiß mehr zittern, wenn er mit einem neuen Werke hervortritt; er hat gleichsam kein gutes Gewissen, er sagt in der Vorrede: „Diese und jene Arbeit von ihm sey günstig aufgenommen worden, ob er gleich derselben Unvollkommenheit wohl einsehe,“ und was dergleichen *captationes benevolentiae* mehr sind. Er sucht den Beyfall der Welt — und erhält ihn vielleicht nicht.

Ganz anders ist es mit einem Schriftsteller, der Einsicht genug hat seine Werke bey sich selbst zur Reife kommen zu lassen, und sich das demüthigende Bekenntnis zu sparen, daß er der Welt einmal etwas schlechtes vorgeleget habe. Er tritt auf, unbekümmert um seinen Ruhm; er darf sich um zeigen, so rauschet ihm schon Beyfall entgegen.

Baumgarten hatte nichts geschrieben, als er seine Metaphisik heraus gab, und dieses Werk wird hinreichen, seinen Ruhm auch bey den Nachkommen zu befestigen. Wer kannte den Namen Rabener, als derselbe zuerst bey dem Werke Satyren erschien, und wer würde sich einige Zeit darauf nicht geschämt haben, wann ihm dieser Name hätte unbekannt seyn sollen. Kleist gab ohne seinen Namen den Frühling heraus, und dennoch war sein Name sogleich in jedes Munde. Wem sind die Namen Uz oder Klopstock unbekannt, und haben sich diese Dichter wohl Mühe gegeben, den Beyfall der Welt zu erschmeicheln?

Eben so wenig hat es Herr Kamler gethan — Vor einigen Jahren, ohne die Welt durch das geringste Probestück vorzubereiten, zeigte er sich in seinem deutschen Bateau, als einem einsichtsvollen und sehr feinen Kunstrichter. Es schien, daß ihn der Beyfall der Welt zu mehreren Unternehmungen von dieser Art hätte aufmuntern sollen. Aber, nachdem er sich einige Zeit ausgeruhet

ruhet hat, so zeigt er sich mit einemmale in einem ganz andern Felde, nämlich in dem Felde der Dichtkunst, und zwar wieder mit Stücken, die ganz unstreitige Verdienste haben, und verbirget wieder mit der Klugheit, die Dubos allen Schriftstellern rath, seine Lehrlingsstücke von den Augen der Welt.

Ich habe Ihnen neulich von einer von seinen Oden Nachricht gegeben. Jetzt muß ich ihnen seine geistliche Cantaten \* anzeigen, die er vor ein Paar Wochen hat drucken lassen. Es sind in diesem Bündchen drey Stücke enthalten: Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem; der Tod Jesu und die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu. Sie sind allseits von grossen Meistern componirt, in Berlin aufgeführt worden. Das zweyte Stück besonders, nachdem es nach der Composition des verewigten Graun zuerst vor sechs Jahren, in der Domkirche mit einer ungewöhnlichen starken und vortreflichen

\* Berlin, bey Bop 1769. in Octav.

**Begleitung von Instrumenten aufgeführt werden,**  
hat seitdem jährlich alle Einwohner dieser Haupt-  
stadt erbauet und entzückt, die nicht zu allen Em-  
pfindungen musikalischer und poetischer Schönhei-  
ten verwahrloset sind. Der vorzügliche Beyfall  
den dieses Stück allenthalben erhalten hat, schen-  
ket auch die Ursache zu seyn, warum sich Hr. K.  
bey diesem öffentlichen Abdrucke besonders hat  
bemühen wollen, es noch vollkommner zu machen  
als es war, so, daß es jetzt an vielen Stellen  
gänzlich verändert worden.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich gar nicht da-  
mit zufrieden bin, daß Herr K. diese Verände-  
rungen vorgenommen hat. Ich zweifle zwar nicht,  
daß er dazu einige Ursachen mag gehabt haben.  
Da aber dieses Gedicht zur Musik gemacht wor-  
den, so hat es ja wohl den Zweck seiner Bestim-  
mung vollkommen erreicht, nachdem es von  
Meyern der größten Componisten in Deutschland,  
von einem Graun und Telemann, wirklich in  
die Musik gesetzt worden. Da ferner diese Can-  
tate nicht allein in Berlin und Hamburg, sondern  
auch



auch fast in allen grossen Städten Deutschlands aufgeführt, und sogar mit der Graunischen Musik gedruckt worden, folglich allenthalben bekannt ist; so wäre es wohl besser, wenn dieselbe so wäre gelassen worden, wie sie war, anstatt daß nunmehr weder die Musik zum Gedichte, noch das Gedicht zur Musik zu gebrauchen ist.

Was die Veränderungen selbst betrifft, so möchte ich fast zweifeln, ob dieselben zu der mehreren Vollkommenheit des Gedichts etwas beitragen. Ich habe an vielen Stellen die weggelassene Verse bedauert. An vielen Stellen habe ich die Ursachen der Veränderung nicht einsehen können. Ich weiß zwar wohl, daß Herr Ramler unter andern eine sehr feine Empfindung in Absicht des Wohlklangs und der dahin gehörigen Anordnungen besitzt; und es könnte vielleicht seyn, daß mir einige feine Bemerkungen entwischt wären, die er in dieser Absicht über seine Gedichte gemacht hat, aber dennoch — — Doch ich will Sie selbst über einige Veränderungen urtheilen lassen, ich weiß ohnedem, daß diese Cantate von

Anfang an, einen so heftigen Eindruck in Sie gemacht hat, daß Sie die Poesie beynahe auswendig wissen, und sich die Graunische Musik auch ohne Fehlbar noch sehr deutlich vorstellen. Wenigstens erinnern Sie sich gewiß noch des ersten Recitativs, wo die Sängerin, nachdem die Gemüther der Zuhörer durch ein rührendes Chor waren vorbereitet worden, in einem fliegenden Ton langsam anhebt:

Gethsemane! — Gethsemane!

Wen hören deine Klagen

So bange, so verlassen trauern?

Wer ist der peinlich langsam sterbende? —

Empfinden Sie noch eben die Rührung, wenn Sie folgende veränderte Zeilen lesen?

Ihr Palmen in Gethsemane

Wen hört ihr so verlassen trauern

Wer ist der ängstlich sterbende? —

Anfang der ersten Arie:

Du Held auf den die Röcher

Des Todes ausgeleert,

Du hörst den der schwächer

Am Grabe Trost begehrt,

Du willst, du kannst sein Schutzgott seyn.

Lauter

Lautet in der Veränderung folgender maßen:

Held! auf den der Tod den Röcher  
Ausgeleert,  
Hör am Grabe den der schwächer,  
Trost begehrt.  
Gottmensch nimm dich seiner an.

Merken Sie, daß die Abänderung, der Versart nicht zu gedenken, dasjenige, was vorher eine zuversichtliche Anrede war, nunmehr in eine schwachtende Bitte verwandelt worden. Und diese Bitte hängt, wie mich dünkt, nunmehr weder mit dem vorigen noch mit dem nachfolgenden vollkommen zusammen: in den vorhergehenden Recitativ war der Todestampf Christi in Gethsemane beschrieben worden. Die gläubige Seele zieht in der Urie dieses auf sich, und redet den Heiland an:

„Weil auf dich selbst die Röcher des Todes  
ausgeleeret worden, so nimmst du dich des  
„Sterbenden an, der Trost begehret.“

Dann dieser Nachdruck lieget in der Anrede, so wie sie erst war, verborgen, dahingegen man  
bey

bey der Bitte, hör am Grabe, diesen Nachdruck nicht empfindet.

Der zweyte Theil der Urie erkläret dieses noch ferner, denn darinn ziehet der Singende in eine Frage, was im ersten Theile von jedem Sterbenden, der Trost begehrt, gesagt worden, noch näher auf sich selbst.

Wann ich am Rande dieses Lebens

Abgründe sehe wo vergebens

Mein Geist zurücke strebt;

Wann ich den Richter kommen höre,

Mit Wag und Donner, und die Sphäre

Von seinem Fußtritt bebt,

Wer wird alsdann mein Schutzgott seyn?

Und antwortet sich selbst im Da Capo mit der größten Zuversicht:

Du Held 2c.

Bei der Veränderung hingegen, scheint der zweyte Theil nicht sowohl eine Frage, sondern ein ängstliches Zweifeln zu seyn, indem keine Antwort folgt, sondern nur die Bitte:

Held — hör am Grabe 2c.

Ich muß bey dieser Veränderung noch ein Paar Anmerkungen machen, die zwar wirklich Kleinigkeiten

ken betreffen, aber ich weiß, daß sonst dem Hrn. K. auch Kleinigkeiten nicht gleichgültig zu seyn pflegen, er pflegt vielmehr, sonderlich wann er etwas zu verbessern sucht, auch darin äusserst genau zu seyn; und dadurch gibt er seinen Gedichten die Nettigkeit, das Aussehen der Vollendung (fini) weswegen man sie mit einem Vanderwerf vergleichen möchte.

In den beyden Versen.

Hör am Grabe, den der schwächer,  
Trost begehrt.

ist die Construction etwas verworfen und undeutlich. Dies sollte in Versen, die zum Singen gemacht sind, am wenigsten Statt finden. Man unterscheidet bey dem ersten Anhören nicht deutlich, ob am Grabe auf Feld, oder auf dem der schwächer gehet. Diese beyde versetzte Worte am Grabe, verursachen ausserdem noch eine andere Unbequemlichkeit. Der Componist kann wegen des Verstandes, die Wörter schwächer und Trost schwerlich durch eine ausdrückliche Pause von einander trennen; wann sie nun der Sänger nacheinander aussprechen soll, und sich nicht besonders

sonders wohl in acht nimmt, daß er das Comma in der Aussprache deutlich unterscheidet, so wird der Zuhörer glauben er höre:

Der schwächern Trost begehrt.

Das Wort Gottmensch wird zwar einem eifrigen Theologen gefallen, ich habe auch an sich selbst nichts daran auszusetzen; aber mich dünkt es ist wegen der vielen Mitlauter in einem musikalischen Gedichte nicht wohl zu leiden. Nehmen Sie dazu, daß auf dieses Wort, das sich mit viertelhalb Mitlautern endigt, ein einsilbiges Wort folgt, das noch dazu auch mit einem Mitlauter anfängt, und zwey andere bey sich führt. Jedermann wird leicht empfinden, daß Gottmensch nicht wohl klingenet.

Ich mag es betrachten, wie ich will, so wünsche ich, daß diese Urie so geblieben wäre, wie sie war. — Das erste Recitativ endigte sich sonst mit dem Anrufe:

C... Betrübt ist meine Seele

Bis in den Tod. —

Hierzu hat Herr K. folgende Worte gezogen, die sonst im zweyten Recitativ standen:

Gaß

**Laß Vater diese Stunde —**

**Laß sie vorüber gehn;**

**Nimm weg den bittern Kelch von meinem Munde!**

**Du nimmst ihn nicht — wohlan dein Wille soll  
geschehn.**

Er hat dazu Grund gehabt; dann sie gehören  
zur Beschreibung des Todeskampfes Jesu, und ste-  
hen hier besser. Nur schade daß Herr K. und  
dabey folgende vortrefliche Verse entziehet.

**Ach mein Immanuel! da liegt er tief gebückt  
Im Staube, ringt den Tod entgegen, blickt  
Gen Himmel, jammert laut.**

Sie hätten doch, meines Erachtens, sehr leicht  
können beybehalten werden, nach dem Worten  
im ersten Recitative:

**Sein Herz in Arbeit klagt aus seiner Höhle;  
Sein Schweiß rollt purpurroth die Schläf herab —  
Ach mein Immanuel, da liegt er tief gebückt  
Im Staube, ringt den Tod entgegen, blickt  
Gen Himmel, jammert laut: betrübt ist meine  
Seele 2c.**

Ein aufmerksamer Leser würde auch alsdann  
dem Dichter für die ungesuchte Steigerung: Es

sagt gleich dem Sünder — Er sinkt befaßt — Er liegt tief gebückt im Staube, ohnfehlbar Dank gewußt haben. Der kleine Uebelstand, daß bey diesem Vorschlage drey männliche Ausgänge zusammen kommen, von denen nur zwey reimen, wäre wohl mit leichter Mühe zu heben.

Der Beschluß folgt.



# St i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 5. Februar 1761.

Beschluß des hundert und zwey und vierzigsten Briefes.

**D**a nun also die Beschreibung des Todes-  
kampfs Jesu in das erste Recitativ ein-  
geschlossen ist, so fängt sich nach der Arie und  
dem Choral des zweyte Recitativ auf eine wür-  
dige Weise an:

Erheitert steht er auf von der erstaunten Erde,

Gestärkt durch eines Engels Hand. —

Doch halt — was schreibe ich da aus dem  
Kopfe hin, so hieß es sonst; jetzt aber finde ich  
im Buche:

Der Held erhebt sich von der Erde,

An seines Engels Hand.

und bin verdrüssig über diese Darstellung. Wie

da! wach Herr K. auch etwa das Schwört er-

staunt, nicht recht angemessen gefunden hätte;

warum will er uns verbergen, daß Jesus erhei-

teunter Theil.

B

tert

tert war, weil er durch einen Engel gestärkt worden. Ja, wird er vielleicht sagen, daß Er mußte sich auf ein Antwort beziehen, und konnte schamöglich bis aufs vorige Recitativ zurückdeuten, sobald ich also sagte: Der Held — aber mein Herr K. warum setzen Sie der Held. Das Wort paßt sich auch nicht recht, lieber doch der Seiland. — Nicht doch! der Seiland hebt, das wären ein paar heftliche H. H. hintereinander. — Ich ziehe mich zurück, warum unternehme ich auch Verbesserungen, da, wo sie selbst einem Kamler nicht recht gelingen wollen. Doch genug von diesen Kleinigkeiten.

Herr Kamler hat noch andere wesentliche Veränderungen in der Anordnung seines Gedichtes vorgenommen. Anstatt der Urie: Ein Gebet um neue Stärke &c. finde ich ein Terzett, nebst einem Chore. Nach dem Chore: Unsere Seele ist gebeuget &c. ist das Choral ausgelassen. Jungleiches ist das Chor: Christus hat uns ein Vorbild gelassen &c. ganz weg gelassen. Das Duett: Feinde die ihr mich betrübt &c. ist etwas verändert. Das Chor: Freuet euch alle ihr

Ihr Frommen &c. ist nebst dem Choral: Wie herrlich ist die neue Welt, weg geblieben, und an die Stelle ein Doppelchor gesetzt worden; andere kleine Veränderungen in einzelnen Versen zu geschweigen.

Ich will es einen Tonkünstler überlassen zu beurtheilen, ob das Gedicht, so wie es jetzt beschaffen ist, einer vollkommenern musikalischen Ausführung fähig seyn werde, als vorher. Ich zweifle nur, daß sich ein Tonkünstler finden werde, der es wagen sollte, nach einem Braun und Telemann, dieses Stück nochmahls zu componiren.

Von der Cantate: die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, die Ihnen vielleicht noch nicht so bekannt seyn wird, will ich Ihnen ein Recitativ zur Probe hersetzen:

Judäa zittert; seine Berge beben,

Der Jordan flieht den Strand —

Was zitterst du Judäens Land;

Ihr Berge warum hebt ihr so?

Was war dir Jordan, daß dein Strom zurück floß?

Der Herr der Erde steigt

Empor aus ihrem Schoos, tritt auf den Fels und zeigt

B 2

Der

~~Der kammenden Natur sein Leben~~

Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft

Kings um ihn her; und Cherub Michael fährt  
nieder

Und rollt des vorgeworfenen Steines Last

Hinweg von seines Königs Brust.

Sein Antlitz flammt, sein Woge glühet;

Die Schwärz der Ränne flüßt erbläst

Auf ihre Schilde; flieht ihr Drücker!

„Der Götter Rache trifft uns! flühet!

Welches Feuer! welche Einbildungskraft!

Welch ein Vergnügen ist es doch, wenn man  
Werke beurtheilet, wo die Schönheiten, die man  
auf jeder Seite antrifft, uns so angenehm unter-  
halten, daß man Mühe hat, nach den Stellen  
wieder zurück zu kommen, bey denen etwa einige  
Anmerkungen zu machen sind. Wie weit anders  
ist es doch, wann man einem Schilderer oder  
Empfinder seine Exercitia corrigiren muß! und  
doch muß man dieses öfters thun, als man jenes  
thun kann.

S.

Hundert

**Hundert und drey und vierzigster  
Brief.**

Sie fragen, welches dann der schweizerische  
Schriftsteller sey, der unter den Deutschen zuerst  
angefangen, die Menschen in der großen politischen  
Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu  
betrachten. Ich glaube Ihnen die Namen Voller  
und Zimmermann mehr als einmal genennet zu  
haben, die in diesem Felde, unter uns die ersten  
Früchte gezogen. Die philosophische und pa-  
triotische Erdumte des erstern, und der Nationa-  
listolz des letztern, verdienen den Beyfall voll-  
kommen, denn sie durchgehends erhalten haben.  
Vom Nationalistolz ist letzthin in Zürich eine  
verbesserte Auflage herausgekommen, die von der  
ersten merklich unterschieden ist. Der Verf. hat  
seine zerstreute Anmerkungen in Ordnung gebracht  
und mit mehr als schweizerischer Redensart  
als die wichtigsten Gedanken und herabgesetzten Stellen  
weggelassen, die ihm mehr zu schmerzen, als zu  
unterrichten schienen. Der Vortrag hat dadurch  
B. 3 1760. in 8vo.  
Bey Heidegger und Compagnie. 1760. in 8vo.

etwas von seinem vorigen Feuer, und das Werk  
 gen ziemlich von seiner vorigen Masse verlohren,  
 allein zu seinem Vortheile. Durch die abgemessene  
 Ordnung und Kürze, die der Verf. hienzu  
 zu bringen gewußt, ist es eines der feinsten Aus-  
 arbeitungen geworden, die wir im Deutschen ha-  
 ben. Die Schreibart ist beneidenswerth, und  
 wäre unverbesserlich, wenn nicht an einigen Stel-  
 len die Nähe allzu merklich wäre, die sich der  
 Verfasser gegeben, die ihm fremde hochdeutsche  
 Mundart zu errathen. Er sucht öfters Redens-  
 arten, die nicht gesucht, sondern durch den Um-  
 gang eingeßogen werden müssen, und verfehlt da-  
 durch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Er  
 verläugnet seine Provinzialsprache sehr glücklich;  
 aber man merkt es, daß ihm diese Verläugnung  
 sauer gerieben. — Seine Beispiele sind die aus-  
 gesuchtesten; und seine Denkungsart ist edel und  
 philosophisch. Der Weitläufigkeit feind, begnügt  
 er sich das Wesentliche zu sagen, so zu sagen, daß  
 der Leser das übrige mit Vergnügen hinzudenkt;  
 und wundert der unermüdeten Schriftsteller, die  
 sich mit ihren Lesern nie einlassen, ohne ihm alles

zu sagen, was sie nur wissen. „Die Prosaschrei-  
 ber, spricht er bey Gelegenheit der Verachtung  
 der Menschen gegen einander; die Prosaschrei-  
 ber verachten sich untereinander. Manche sind  
 „auf ihre Weitläufigkeit, manche auf ihren Ver-  
 stand stolz. Jene schreiben alles was sie wissen;  
 „diese nur was wissenschaftlich ist. Jene schlep-  
 pen auf Ratten in ihren Werken zusammen,  
 „was man von der Sündfluth an, ohne sie ge-  
 „wußt hat. Sie werden des Schleppens nicht  
 „matt, sie reißen ihren Gegenstand mit den Zäh-  
 „nen herum, sie leiren auf ihre Weitläufigkeit  
 „stolz, ihr unüberwindliches Geschwätz dahin,  
 „bis ein sanfter Schlaf den Leser überfällt, und  
 „sie hören noch. Der Verfasser eines Folianten  
 „scheint ihnen ein riesenmäßiger Geist, der Ver-  
 „fasser eines Duodezbandchens ein Ercl. Es  
 „ist in ihren Augen Unfug, wenn man nur  
 „von dem Wesentlichen gerührt, nicht mehr sagt,  
 „als gesagt zu werden verdienet. Sie heißen  
 „ungelehrtes, tändelhaftes, leichtes und flüchti-  
 „ges Zeug, was mit Wah!, mit Richtigkeit und  
 „Hummth geschrieben ist. Sie verwerfen, was

„sie nicht fassen, die Sorge für die Schach-  
part, und die Buchführung. Sie verwerfen den  
„Witz, weil sie keinen haben. Der geistliche Herr-  
„se nennt die Klasse, den Verstand hat, die  
„Klasse der Reichswäster. Die Klasse, die Ver-  
„stand hat, nennt den Kaiserlicher Sieger die  
„Klasse der Behaupten, weil eine Mensch, der  
„ohne Verstand auf rückenwärtigen Markt von  
„Gelehrsamkeit steht, ist, ein Behaupter.“

In der ersten Auflage finden Herr Brummen-  
mann noch den frommen Staatsmann einen Schatz auf  
ihre Regimentsgüter zu erlangen, und dieses Schatz  
von einem Republikaner zu vermindern. Allen  
die glänzende Rolle, die jetzt unser republikanischer  
Staat vor den Augen der Nachwelt spielt, und  
die des edlen Staats so wichtig ist, als alles  
was die Geschichte von Republiken erzählt, hat  
ihn auf andere Gedanken gebracht. Er nimmt  
in der zweiten Auflage den Schatz, der in Mo-  
narchien Platz hat, ein besonderes Hauptstück,  
und Sie werden leicht erkennen, welche Monar-  
chie hier sein einziges Beispiel ist. „Der Schatz  
„der



„der in Monarchen Platz hat, spricht es, ist die  
 „Schubenhirt, die der Monarch hält, wenn er  
 „sich durch die Person seines Monarchen voll  
 „möglich beglückt sieht. Dasselbe Manne  
 „schmucksgesicht, welches der Kaiser des Orients  
 „sich anseht, den Kopf gegen die Schuppen  
 „zu krümmen, weil der Kopf des Kaisers so groß  
 „ist, daß der Kopf der Unterthanen groß  
 „ist, wenn der Kopf des Monarchen groß ist.“  
 Der Kaiser ist glänzend, aber falsch. Bei den  
 Hofleuten des Kaisers war es nicht Nach-  
 ahmungsgesicht, sondern Schmeichelei, daß sie  
 einen Naturspiegel ihres Monarchen nachahmten,  
 aber die Größe des Geistes läßt sich von keinem  
 Schmeichler annehmen. Dem Faun aus Venedig  
 trägt die Kopf schwarzes Schminke, aber  
 nicht den Kopf erheben. Und warum sollen  
 wir von der andern Seite den Fall mit der Nach-  
 ahmungsgesicht vergleichen, wenn man durch ein  
 großes Verstandesauge, die wahre Geistes-  
 größe lernen, und sich darnach richten  
 lernt? Ist dieses Nachahmung, oder ist es nicht  
 vielmehr die uns angebohrne Liebe zum Erhaben

nen, die jetzt durch die Macht des Beispiels einen neuen Trieb bekommen? In dieser Betrachtung läßt sich mit Recht hoffen, der große Geist des Monarchen werde den Geist der Nation in der That vorleben und nicht bloß zur Nachahmungssucht reizen. Herr J. selbst tritt in der Folge diese köstliche Nachweisung von einer edlern Quelle her. „Das Reich, spricht er, das „in Europa seine Augen am meisten auf seinen „König heftet, wird so oft alle andre Stelle der „Erde übersteigen, als sein König das ist, was „er seyn soll. Alles kommt auf die Person des „Monarchen an. Der beste Kenner der alten „und neuen Staatsverfassungen hat gesagt: die „Sitten des Monarchen tragen in der Freiheit „so viel bey, als die Gesetze; er könne aus Men- „schen Thiere, und aus Thiere Menschen machen; „er werde Unterthanen haben, wenn er freie „Seelen liebe, er werde Sklaven haben, wenn „er keine Seelen liebe. Die erhabensten Fähigkeiten bleiben verborgen, wenn sie der Fürst nicht „hervor ruft.

„Ein

„Einigkeit der Ungleichheit der Macht und den Willen  
 „hat seine Unterthanen glücklich zu machen, ein  
 „Fürst den bey seinem Leben sein Volk als einen  
 „Gott verehrt, und bey seinem Tode als einen  
 „Vater beweint, theilt seine Größe mit seinem  
 „Volke. Die Majestät des Thrones ist ein Licht,  
 „das von dem Monarchen auf das Volk, und  
 „von dem Volke auf den Thron fällt.“

Hierauf folgt eine Beschreibung des Fürsten,  
 auf welchen die Nation stolz zu seyn Ursache hat.  
 Diese geht uns so nahe an, daß ich mir ein  
 Vergnügen mache, sie ganz abzuschreiben. Sie  
 schwachelt unserer Eigenliebe auf die angenehmste  
 Weise, indem sie uns berechtigt, an der Größe  
 eines Monarchen Theil zu nehmen, da andere sich  
 begnügen müssen, sie in der Ferne zu bewundern.

„Der Unterthan würde den gerechtesten Stolz  
 „empfinden, wenn der Monarch die Tage seiner  
 „Jugend in der Einsamkeit zugebracht, in den  
 „Jahren der Vollkraft das Unglück gekannt, und  
 „in dem Alter der Freuden gelernt hätte, ein  
 „König zu seyn.“

„Der

„Der Geist der Nation nahm einen neuen  
 „Schwung; alle Künste beglückten die Sinne,  
 „alle Wissenschaften reigten den Verstand, wenn  
 „dieser König auf dem Throne, ein Philosoph,  
 „ein Gesetzgeber, ein Freund der Künste, des  
 „Friedens, der Wissenschaften, und der Weis-  
 „sheit wäre. — —

„Der gegründetste Stolz würde die Armen  
 „dieses Königs ermuntern, wenn er im Kriege  
 „so groß als im Frieden die Beschwerden der  
 „Märsche, die Unbequemlichkeiten der Jahrs-  
 „zeiten, den Mangel aller Bedürfnisse des Lebens  
 „mit den Soldaten theilte; wenn er mitten  
 „unter ihre Haufen wäre, wenn er in ihre Zelt-  
 „e ginge, mit jedem spräche, mit den Wundten  
 „fröhlich, mit den Unglücklichen betrübte, Del in  
 „ihre Wunden und Linderung in ihre Schmer-  
 „zen brächte; wenn er ihre Ungeduld in ihren  
 „Schwachheiten, und ihren Selbstenmuth im  
 „Tode untersuchte? Wenn er, vor dem Heerde,  
 „mit den Eigenschaften des größten und des  
 „klügsten der Helden, das Künftige durch das  
 „Vergangene vorhersähe, und immer das Gegen-  
 „wärtige

„wärtige mit Adlonblicken überhauet den  
„kurzen, den entscheidenden Augenblick erwarte:  
„wenn er mit der Todesfahne in der Hand vor  
„seinen Völkern herführe, und mitten in den  
„Flammen der Schlacht, mit überschütteter  
„Gegenwart des Geistes auf einmal, Noth und  
„Errettung bemerke.

„Die Unterthanen dieses Königs sahen, aus  
„unendlichen Gefahren, die Tage seiner Entse-  
„nähren, wenn die gewaltigsten und zum Streite  
„für die Oberherrschaft der Welt gewählten Völ-  
„ker wieder ihn aufständen. Sie sagten mit  
„einem ihrer schönsten Genien: die unüberwind-  
„liche Standhaftigkeit, der gefesteste Muth,  
„die keine Ermüdung kennende Thätigkeit, und  
„die weit über die gemeine Schranken gehende  
„Weisheit unsers Beschützers sind uns Bürgen der  
„göttlichen Hülfe. Die kleinen macedonischen  
„Haufen stürzten sich mit der Ueberzeugung in  
„die mächtige Heere der Feinde: Wir sind Ge-  
„schöpfe einer höhern Ordnung, weil die Seele  
„unserer Armee ein Geschöpf von höherer Ord-  
„nung ist.

„Jede

„Jede Seele würde groß, wenn der Monarch  
 „durch die Geschwindigkeit und die Menge noch  
 „nie erhörter Thaten, von Freunden und Fein-  
 „den bewundert, die Augen aller Völker auf  
 „sich zog;“ wenn er bald durch die Natur,  
 „bald durch die Zahl, bald durch Helden, die  
 „er siegen gelehrt, überwältigte, immer Hilfe in  
 „der Noth, immer Errettung am Rande des  
 „Abgrundes, nach jedem Verluste neue Siege  
 „erstritte, und niemand ähnlich als sich selbst,  
 „in Glück und Unglück groß, bald seine Feinde,  
 „bald sein Unglück besiegte.

„Jede Seele würde groß, wenn endlich, über  
 „den weiten Grabe der Uebertundenen und der  
 „Uebervinder der Friede zu leuchten anfänge;  
 „wenn über den Helden der Philosoph, über  
 „den Rächer der Menschenfreund, wenn der  
 „Monarch über sich selbst triumphirend, der  
 „müden Welt zurief: es ist genug!“ — So  
 „sagt Zimmermann.

**Ein Dichterin, die den Sieg des Königs  
bey Torgau \* besungen, prophezeit uns  
diesen glücklichen Tag in folgenden schönen  
Strophen;**

**Schubengel, die als Er gewonnen,  
Unsichtbar um Ihn her geschwebt,  
Trolacken laut, daselbst, wo über tausend Sonnen  
Die Gottheit ihren Stuhl erhebt;  
Sie warfen sich aufs Antlitz nieder,  
Und seine Stimme hieß sie gehn;  
Um künftig mit bedeckenden Gefieder.  
Noch meinem König beyzustehn.**

**Sie lagen noch und baten Friede  
Von den, der auf dem Stule saß,  
Erhörung redete herab in einem Liede  
Zu heilig für das Sylbenmaaß,  
Sanft thönten in die goldne Harfen  
Accente der Erbarmung ein,  
Und Väter, die zum Thron die Kronen warfen,  
Bernahmen, bald solle Friede seyn.**

**Der**

**\* Den Sieg des Königs bey Torgau, beschrieb An-  
na Louisa Karschin, geborne Dörbachin.  
Glogau 1760.**

~~Der Heldentum und Freundschaft heilig~~  
Sind meines Helden Tage dann.  
Kommt frohe Stunden, kommt, seyd ungewohnt  
lich eilig!

Euch lächelt Er von fern her an;

Dann zieht der Schlachten, die entscheiden,

Der Philosoph der Eins. Soes.

Die Kunst vor, wo sich die Heerden weiden,  
Und wie Horaz, so singt Er sie.

Der Beschluß folgt.

~~Der Beschluß folgt.~~



# B r i e f,

die neueste Litteratur betreffend.

---

III. Den 12. Februar. 1761.

---

Beschluß des hundert und drey und vierzigsten Briefes.

**W**as dünkt Ihnen von vorerwehnten Zeilen? Sie werden vermuthlich Lust bekommen, das Gedicht ganz zu lesen, aus welchen sie genommen sind? Alle Strophen sind zwar nicht von gleicher Stärke, allein aus einigen leuchtet eine männliche, und fast etwas wilde Imagination herfür, die ganz untrüglich ein ungemeines Genie verräth. Wenn die Dichterin, wie man sagt, bisher in einem Stande gelebt, da sie weder Erziehung, noch Unterricht, weder Anleitung, noch Aufmunterung genießen können; so sind ihr die Fehler desto leichter zu verzeihen, und die Züge des Genies gereichen ihr zu desto grösserer Ehre. Urtheilen Sie aus folgenden Stellen!

Neunter Theil.

E

D. Mus

O Muse! die mit kühnen Fluge  
 Bis ins Gemüth der Feldschlacht dringt,  
 Dem Held zum Streite folgt, und seines Heeres Zuge  
 Rad schreht, und grösse Thaten singt,  
 Trag meine Phantasie auf Flügeln  
 Hin, wo die Elb ans Ufer trat,  
 Zu sehen, wie auf nachbarlichen Hügeln  
 Mein König grosse Dinge that.

Dann hielt an Zuversicht gelebt.  
 Den Degen in der Hand, und sah  
 Sein unabsehnlich Heer am Strom weit ausgedehnt,  
 Stolz auf sein Lager stand er da  
 Und zählte seiner Wagen Menge,  
 Gemacht um Feuer anzusperrn,  
 Schon dacht er sich gerühmt durch Siegs-Gefänge,  
 Schon sah er Wien lusttaumelnd seyn.

Hohnschallend von Berlin gekommen,  
 Breitet sich mit ihm Lascy.  
 Und vom strechten Born des Helden eingenommen,  
 Drang ist der König gegen sie;  
 So kragt ein Adler auf die Schlange,  
 Die sicher zwischen Felsen liegt,  
 Schlau auf der Hut, entwischt sie ihm lange,  
 Er überrascht die List, und siegt. —

Der König winkt, die Reuter falten  
 Ernsthaft die Stirnen, und ihr Arm  
 Wird ihren Feinden schwehr. O schwungne Säbel  
 spalten

Den Kopf, und vom Gehirn noch warm  
 Zerfleischt das Schwerdt die Eingeweide. —

Welches Gemälde! Sagen Sie mir doch, ob  
 es wahr ist, daß die Reuter die Stirnen falten,  
 wenn sie einhauen! Der Zug ist erhaben, und so  
 viel ich weiß, noch ungebraucht. Ich begreife  
 nicht, wie ein unfriegerisches Frauenzimmer auf  
 diese Bemerkung hat zuerst kommen können!

3.

## Hundert und vier und vierzigster Brief.

Die Einfälle und Begebenheiten die mit einer gratessten Wignette gezieret, ohne Benennung des Orts heraus gekommen, sind ein anmuthiges Allerley von lustigen und ernsthaften, satyrischen, kritischen und philosophischen Gedanken, in deren Gesellschaft sich auch manche Pößchen und Wortspiele einschleichen. Der Verf. will sich folgende Grabchrift setzen lassen:

Ci git H . . . jureconsulte malgré lui.

und sagt am Ende des Büchelchens: „Ich baue  
 „einen Garten, wo keine Blumen wachsen. Die  
 „silbernen Bäche, für den Narcissus gefährlich,  
 „deren sanftes Murmeln die Dichter verstehen,  
 „fliessen weit, ach leider! weit davon. Kein  
 „Schäfer besucht diese Gegend, und Philomele  
 „kennet sie nicht. Ein Feld mit traurigen Dor-  
 „nen ist mir zum Erbtheil geworden. In diesem  
 „sitze ich einsam die ganze Lebenszeit und löse Kno-  
 „ten auf, welche Verschlagenheit künstlich geknüpft  
 „hat. Vergebet mir also, ihr Richter des guten  
 „Ge-

„Geschmackes! wenn meine Schreibart herbe  
 „und je zuweilen nach Acten schmeckt..

Unter den lustigen Einfällen haben mir folgende  
 vorzüglich gefallen: „Als ich Doctor wurde, er-  
 „zehlt der Verf., hatte ich mit einem Kaufmanne  
 „Bekannthschaft, der scherzhaft zu mir sagte, ich  
 „würde ihm doch auch eine Disputation überbrin-  
 „gen. Das that ich. Als er die vielen Allegata  
 „sah, fragte er, was die \* \* und † † nebst bey-  
 „geschriebenen Namen verschiedener Schriftsteller  
 „bedeutete? Es sind Tratten, sagete ich, denn  
 „weil ich einige Sätze vor wahr annahme, daran  
 „vielleicht der Leser zweifelt; so sollte ich selbige  
 „beweisen; aber der Kürze halber thue ich Anwei-  
 „sung, und nenne diejenigen, wo er disfalls seine  
 „Zahlung erhalten kann. Wenn man aber falsch  
 „allegiret, kommen sie mit Protest zurück, und  
 „als ein Kaufmann wissen sie, was disfalls der  
 „Trasirer zu gewarten hat. —

„Andreas Rüdiger, welchen man einige Zeit  
 „lang den Leipziger Philosophen genennet, hatte  
 „gefunden, daß aus seinen Namen Andreas  
 „Ruidigerus durch Versetzung der Buchstaben

„arare rus dei dignus heraus gebracht wurde.  
 „Es ist das allerrcinstc Anagramma. Dieser  
 „Weltweise lernetc anfänglich die Gottesgelarheit,  
 „und wat in Halle bey Christian Thomafen  
 „wohl gelitten, dessen Kinder er unterrichtete.  
 „Es suchte ihn aber Thomafius von der Gottes-  
 „gelarheit abzubringen, und sagte, daß er sich  
 „besser zur Arzeneykunst schielte. Rüdiger ant-  
 „wortete, er verspühre selbst bey sich mehr Nei-  
 „gung ein Arzt zu werden, trüge aber Bedenken,  
 „solches zu thun, weil er zur Theologie einen gött-  
 „lichen Beruf in seinem Namen führe; denn er  
 „sey arare rus dei dignus. Narrenspossen,  
 „sagte Thomafius, das ist eben der göttliche  
 „Beruf ein Arzt zu werden, denn dei rus heißt  
 „der Gottesacker.„

Herr S. wagt auch manche kleine Streisereyen  
 in das Gebüthe der Metaphysik, vermuthlich  
 mehr in Absicht die Einwohner zu erschrecken, als  
 zu betriegen. Die Metaphysiker sind ein schwehr-  
 fälliger Trupp, der von dem leichtcn Geschwader  
 des Witzes überfallen und beunruhiget, aber nicht  
 verdrungen werden kann. Ich weiß nicht zu we-  
 cher

Her Parthey ich mich zehlen soll; allein Sie mögen urtheilen!

§. 14. will Herr S. der Vernunft ihre so lange behauptete Oberherrschaft streitig machen. „Ein Vorurtheil ist, spricht er, welches kein Weltweiser auszumurzeln vermag, nemlich, daß der Mensch glaubt, es sey nichts vortheilhafteres, als Vernunft zu haben. Man verstehe mich recht. Die Vernunft ist unser schönstes und herrlichstes Kleinod, das gebe ich zu. Menschen können sich nichts göttlicheres vorstellen, das ist vollkommen richtig. Aber ich behaupte meinen Satz folgendermassen: die Vernunft sagt ich, ist das höchste Kleinod des Menschen, aber sie ist nicht das höchste Kleinod überhaupt. Es giebt vielleicht in der Unendlichkeit der Dinge und in andern Welten höhere Wesen, für welche die Vernunft ein gar zu geringer Vorzug wäre.. Vielleicht, spricht der Widersacher der Vernunft, und ihre Sachwalter antworten; unmöglich. Man verstehe uns recht. Wir begreifen unter dem Worte Vernunft, sowohl vernünftig denken, als vernünftig handeln; dasjenige, was

bey Gott im allerhöchsten Grade, Allwissenheit  
 und Schöpfungskraft genannt wird. Nun las-  
 set eure Wesen in andere Welten seyn, was sie  
 wollen; so muß ihr vermeinter Vorzug, der mehr  
 als die Vernunft gelten soll, in einem innern Ver-  
 mögen bestehen, das ihnen zukommt. Dieses  
 Vermögen muß, als ein wahrer Vorzug, eine  
 Vollkommenheit seyn, und auch vollkommene Fol-  
 gen haben. Ich nenne sie Folgen, und nicht Wir-  
 kungen, aus einer vielleicht unnöthigen Vorsichti-  
 gkeit, weil die Vorstellungen Gottes nicht Wirkun-  
 gen, sondern Folgen seiner allerhöchsten Vernunft  
 genannt werden können. Doch da von endlichen  
 Wesen die Rede ist, kann ich immer sagen, ein  
 jedes Vermögen, das ihnen zukommt, muß, wenn  
 es vollkommen seyn soll, vollkommene Wirkungen  
 hervor bringen. Diese Wirkungen sind entweder  
 Gedanken oder Handlungen; und als vollkommene  
 Wirkungen, entweder vollkommene Gedanken  
 oder vollkommene Handlungen; oder giebt es noch  
 ein drittes? Unmöglich! denn es sind entweder  
 innerliche oder äußerliche Wirkungen; die inner-  
 lichen, sind Gedanken, die äußerlichen, Handlungen.

Wie



Wie weit sind wir nun? — Der übereinstimmige  
 Vorzug des Hrn. S. kann nichts anders seyn, als  
 etwa ein Vermögen vollkommen zu denken, oder  
 vollkommen zu handeln. Was meinen Sie? Sollte  
 Herr S. nicht erlauben, dafür zu setzen, ver-  
 nünftig zu denken, oder vernünftig zu handeln?  
 Ich sollte nicht zweifeln; denn vernünftig denken  
 und handeln, heißt nichts anders, als nach der  
 Regel der Vollkommenheit denken und handeln.  
 Aber wie steht es nun um das vorige vielleicht?  
 Kann man wohl noch zweifeln, ob es einen höhe-  
 ren Vorzug gebe, als das Vermögen, vollkom-  
 men zu denken, oder vollkommen zu handeln,  
 Realitäten sich vorzustellen, oder ausser sich wirk-  
 lich werden zu lassen? — Die Vernunft entschei-  
 det also den Fall zu ihrem Vortheile. Es kann  
 seyn, daß sie in ihrer eigenen Sache partyisch ist;  
 allein so gehets, wenn man mit einem Gegner zu  
 thun hat, den man zuletzt für seinen Richter er-  
 kennen muß.

§. 49. heißt es: „Kann man wohl bey sich  
 „in der Stille etwas ohne Worte denken? Doctor  
 „Löschner hat behauptet, daß dem ersten Menschen

„Wörter anerschaffen wären, und es gehe gang  
 „und gar nicht an, daß, ohne sich an Worte zu  
 „halten, etwas gedacht werden könne. Meisten-  
 „theils freylich denken wir auch vor uns stillschwei-  
 „gend mit Worten, das machet, weil wir von  
 „Jugend auf durch beständiges Reden und Schrei-  
 „ben mit ihnen allgemeyn werden. Allein es  
 „ereignen sich demohntrachtet häufige Gedanken  
 „der Seele, ohne daß ihnen die Einbildungskraft  
 „ein Zeichen oder Wort vormallet. Die Menschen  
 „haben gedacht, ehe die Sprachen erfunden wor-  
 „den, und ein Taubgebohrner urtheilet, schließt,  
 „und hat so gar von Tugenden und Lastern, deren  
 „Namen er niemals gehört, gute Begriffe. Solt-  
 „ten wohl die Engel, weil ihnen die Zunge fehlet,  
 „ohne Gedanken seyn? „Es ereignen sich häufige  
 Gedanken der Seele, sagt Herr S. ohne daß die  
 Einbildungskraft ein Zeichen, oder Wort vormah-  
 let? Ich gestehe es, daß meine Seele sich verge-  
 bens bemühet, es so weit zu bringen. Ohne Zei-  
 chen oder Worte kann sie kaum die ersten Elemente  
 der Gedanken, die Absonderungen gehörig fassen.  
 Ich bin nicht einmal im Stande die rosenrothe  
 Farbe

Farbe zu denken, ohne mir die Rose oder sonst einen so gefärbten Gegenstand, mit vorzustellen, wenn ich die Sache selbst und nicht die Worte, oder Zeichen derselben denken will. Was die Menschen gethan, ehe die Sprachen erfunden worden, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ein Taubgebohrner seine Begriffe zwar nicht mit articulirten Tönen, aber doch mit andern Zeichen verbindet, und daß er ohne dieses Hülfsmittel nimmermehr Begriffe von Tugenden oder Lastern bekommen würde. Die Engel beweisen noch weniger, denn erstlich weiß ja Herr S. nicht, ob sie nicht auch ihre Zeichen haben, die ihnen Hülfsmittel der Gedanken sind; und zudem, wer hat denn gesagt, daß es schlechterdings unmöglich sey, ohne Zeichen oder Worte zu denken?

Noch einen Einfall muß ich Ihnen anführen, den Herr S. vielleicht zum Spaß, meine ganze Logik nennet. „§. 56. Alle Beweise laufen da „hinaus, daß zwey Dinge, von welchen die Rede „ist, einander in gewissen Stücken ähnlich sind. „Denn was die Vernunftlehre einen Schluß nennet, was ist dieses anders, als daß gewiesen „wird,

„wird, es komme Subjectum mit dem Predicats  
 „überein, deswegen, weil beyde einem dritten  
 „gleich. Wenn aber zwey Dinge einem drit-  
 „ten ähnlich sind, so sind sie einander selbst ähn-  
 „lich; als, ich soll beweisen, daß die Tugend  
 „schön sey. Dieses muß durch einen Schluß her-  
 „ausgebracht werden. Ich muß das dritte fin-  
 „den, welchen sowohl die Tugend als die Schön-  
 „heit gleichet; habe ich dieses gefunden, so kann  
 „ich sagen, daß auch beyde einander ähnlich sind.  
 „Wolan! ich will diesen Beweis antreten. Schön  
 „nennet man dasjenige, so den Leuten gefällt.  
 „Tugend aber ist, wenn jemand seinen Vortheil  
 „dem Vortheile anderer nachsetzet. Dieses nun  
 „gefällt den Menschen, und wird von ihnen gelie-  
 „bet. Also ist die Tugend schön, denn sie kommt  
 „mit den Begriffen der Schönheit darinnen über-  
 „ein, daß sie beyde gefallen, und gelobt werden.  
 „Da haben Sie die Logik unvergleichlich ins Feine  
 „getrieben! Begreifen Sie, was Herr Z. hiermit  
 „sagen will? Sein Ernst kann es unmöglich seyn,  
 „und zum Scherze sollten ihm billig Vernunftschluß,  
 „Schönheit und Tugend alluehrwürdige Namen  
 seyn.

seyn. Was für Begriffe! schön ist, was den Leuten gefällt; Tugend ist, wenn man seinen Vortheil anderer nachsetzt! Man sieht wohl, daß in der kurzen Logik des Herrn S. das Capitel von den Erklärungen keinen Platz gefunden. — Und ein Vernunftschluß ist ihm nichts anders, als ein Beweis, daß das Subject dem Prädicat ähnlich ist, weil sie beyde einem dritten ähnlich sind? Wenn dieser Begriff erträglich seyn soll; so muß man alle mögliche Arten von Uebereinkommen der Subjects mit dem Prädicat, für Aehnlichkeiten annehmen, und also mit dem Worte ähnlich seyn, einen ganz unerhörten Verstand verbinden. Ich möchte den Herrn S. folgenden Schluß in seine Form bringen sehen: die Logik lehret uns richtig schließen; also verdient sie unsere Hochachtung. Wo wird er wohl hier sein absehend seyn hinsehen. — Jedoch seine ganze Logik ist, denkt mich, einem wißigen Einsalle ähnlich; und was einem wißigen Einsalle ähnlich ist, ist nicht immer der Wahrheit ähnlich.

Aber gleichwohl siehet man an andern Stellen, daß Hr. S. sehr gute philosophische Einsichten hat.

Seine

Seine metaphysische Fabel (§. 18.) ist vortreflich, seine Gedanken von den Sinnen (§. 70.) überaus lesenswerth, und sein Schattenspiel der Welt (§. 84.) wird Ihnen gefallen. Er nennet das letztere eine Parodie der Leibnizschen vorherbestimmten Uebereinstimmung, und man kennet das Schicksal der Parodien. Sie vergnügen den Leser durch die Nachäffung, allein es gelingt ihm selten, das parodirte Werk von seinem Werthe herunter zu setzen. Herr Z. der in seinem traurigen Felde so viel Knoten aufzulösen hat, scheint in seinen Erholungsstunden gerne neue Knoten zu schlagen, um sie den Weltweisen aufzulösen zu geben. Er will die Vernunft entgelten lassen, was ihm die Verschlagenheit Leibes zugefüget hat.

Einige wichtige Aufsätze, z. B. der Austritt aus einem Lustspiele der böse Advocat (§. 25.) und das Lomberspiel (§. 65.) haben mich bedauern lassen, daß der Verfasser nicht seine glücklichsten Stunden den schönen Wissenschaften widmen kann. So gehet es leider! unsern besten Köpfen. Ihr Genie verzehrt sich unter der Last einer trockenen und undankbaren Arbeit, und in Nebenstunden sollen

sollen sie mit den Ausländern wetzeln, die das Glück haben, ihre ganze Lebenszeit den Mäusen widmen zu können! Daher sind unsere besten Werke des Witzes mehrentheils Jugendproben glücklicher Köpfe, denn wenn das Alter der Vernunft kömmt; so fliehet gemeiniglich die Muse. Doch dieses sind bekannte Klagen, mit welchen ich das Blatt nicht verderben will. Lieber will ich Ihnen aus dem Büchselgen, das ich vor mir habe, einige kritische Erklärungen hersehen, die so sinnreich sind, und wenn man sie gelesen hat, so leicht und natürlich scheinen, daß sie eines Bentley würdig sind.

## 31.

„Ad rivum eundem lupus est agnus venerant  
 „Sic compulsi; superior stabat lupus,  
 „Longeque inferior agnus; tunc fauce improba,  
 „Latro incitatus, iurgii causa intulit.  
 „Wie kann der Wolf fauce improba incitatus  
 „seyn? Eine verzweifelte Stellel sagt Burmann.  
 „Anderer setzen, face improba, andere fame im-  
 „proba. Allein ich sehe keine Schwierigkeit.  
 „Man muß nur nicht wie oben stehen, die Unter-  
 „scheidungszeichen setzen, sondern also lesen:  
 — — — tunc

— — — tunc fauce improba,  
 Latro incitatus, iurgii causam intulit,  
 „daß nemlich fauce improba auf das Wort  
 „intulit“ gezogen werde.

36. „Bei dem Ovid“ steht dieser unver-  
 „ständliche Vers.

— — — ego vindice flamma  
 In domino dignosque everti recta penates.  
 „Ich nehme in domino dignosque für indignos-  
 „que domino penates, denn die Dichter tren-  
 „nen zuweilen die Wörter, wie das Beispiel des  
 „Horaz zeigt:

„Alter rixarus de lana saepe caprina

„Propugnat nugis armatis.

„Auch hier muß man nicht propugnat, sondern  
 „pro pugnat nugis (das heißt: pro nugis pu-  
 „gnat) lesen.

Eben so glückliche Erklärungen schwerer Stel-  
 len finden Sie S. 44 und 55. Doch mir fehlt  
 der Raum mehr abzuschreiben.

3.

\* Met. L. I. v. 231.



# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

IV. Den 19. Februar 1761.

---

## Hundert und fünf und vierzigster Brief.

Sie sind immer noch zweifelhaft, ob die Alten in ihren dramatischen und epischen Gedichten die vollkommensten tugendhaften Charaktere nicht mehr aus Mangel moralischer Einsichten, als mit Fleiß vermeiden? Es scheint Ihnen nicht unmöglich, daß in den damaligen unphilosophischen Zeiten Tapferkeit und Klugheit für die höchsten heroische Tugenden gehalten worden; und wenn dieses wäre, so hätte Homer freylich das, was er für die vollkommenste Tugend gehalten, im Achilles, Hector, Diomedes, Ulysses und Ajax ofte genug gefeyert und angepriesen. Er würde vielleicht vollkommenere Charaktere gewählt haben, meynen Sie, wenn seine Seele nur von der erhabenen Tugend eines Leonidas,

3<sup>ter</sup> Theil

D

Cato,

Cato, Brutus, oder von der noch göttlichern Tugend der Patriarchen den geringsten Begriff gehabt hätte. — Lord Shaftesbury, hat bey Ihnen zwar kein geringes Gewicht, und da dieser die höchste Tugend für so unpoetisch hält, daß er sagt: „In einem jeden Gedichte (es sey episch oder dramatisch) sey ein vollkommener Charakter das größte Ungeheuer, und unter allen Erdichtungen am wenigsten einnehmend, am wenigsten moralisch, und am wenigsten bequem die Sitten zu verbessern;“ so lassen Sie der bewährten Autorität dieses grossen Kenners, und noch mehr seinen angeführten Gründen Gerechtigkeit widerfahren. Allein Sie glauben, daß der Lord die Akten vielleicht sinnreicher vertheidiget, als sie sich selbst würden vertheidiget haben. Wie käme es sonst, fragen Sie, daß sie ihren Homer, den sie fast vergöttert haben, über diesen Punkt nicht besser zu rechtfertigen gewußt, als Plutarch in der von unserm Freunde G. angeführten Stelle?

Ent,

\* Siehe den 123sten Brief.

Gut, das ich Ihnen auch hierin! genug thun kann! In dem Leben Homers, das einige dem Plutarch, andere aber mit mehrerem Rechte dem Dionysius von Halicarnasß \* zu schreiben, finde ich eine Stelle, in welcher sich der Verfasser über diesen Punkt so deutlich erkläret, als Sie nur immer wünschen können, und in wenigen Worten alles sagt, was zur Entscheidung desselben nöthig ist. Sie wissen, ich hielt, ehe ich die Stelle im Schafesbury bemerkt hatte, die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahre Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst mißfiel. \* \* Ich muß bey Ihnen nothwendig in Verdacht kommen, den griechischen Schriftsteller ausgegeschrieben zu haben, denn sie finden fast bey ihm die nehmlichen Worte. Doch unser G. weiß, ob ich eines Diebstahls zu beschuldigen

D 2

schuldigen

\* G. Thom. Galla in der Vorrede zu den Opusculis mythol. phys. & ethic. so 1688. zu Amsterd. herausgekommen.

\*\* Siehe den 66ten Brief.

schuldigen bin, denn er hat mir die Stelle selbst angewiesen.

„Sollte uns jemand tadlen, spricht der griechi-  
 „sche Schriftsteller zum Beschlusse seines Werks,  
 „daß wir in dem homerischen Gedichte phisikali-  
 „sche, politische und moralische Wahrheiten, wie  
 „auch verschiedene andere nützliche Kenntnisse su-  
 „chen, da doch der Grund derselben auf böse und  
 „lasterhafte Handlungen gebauet ist; so lehren  
 „wir uns hieran nicht. In einem Gedichte sind  
 „außerordentliche Handlungen und Leidenschaften,  
 „und hervorstechende Charaktere das Nothwendig-  
 „ste. Nun sind die sittlich guten Handlungen  
 „einförmig und unfruchtbar und zeigen in der  
 „poetischen Ausführung keine sonderliche Er-  
 „findung (τὰ μὲν ἀγαθὰ καὶ ἑαυτὰ, ἀπλὰ  
 „ἰσὶ καὶ μονοειδῆ, καὶ ἀκατασκευάστα); die aber  
 „zum Theil böse sind, geben Gelegenheit zu  
 „vielerley Veränderungen und mannigfaltigen Si-  
 „tuationen, woraus der Stof zu den Handlun-  
 „gen erwächst. Durch die Sünzuthuung des  
 „Bösen wird auch die Kenntnis und die  
 „Wahl des vollkommenen Guten erleichtert.

Zudem

„Audem giebt ein solcher Vorwurf dem Dichter  
 „Gelegenheit zu mancherley beweglichen Reden,  
 „die er zum Theil selbst führt, zum Theil seine  
 „eingeführte Personen halten läßt, woraus den  
 „Lesern ein vielfältiger Nutzen erwächst.“

Ich brauche nichts hinzu zuthun. Die Stelle  
 zeigt gar zu deutlich, daß den Alten nicht unbe-  
 kannt gewesen, daß es weit erhabnere Tugenden  
 giebt, als sie in ihren Gedichten ausgeführt; und  
 daß sie nicht aus Unwissenheit, sondern mit Ueber-  
 legung so vorsältig vermieden, die Tugend in  
 ihren Gedichten auf die höchste Stufe der sittli-  
 chen Vollkommenheit zu bringen. — Idome-  
 neus beschreibt beyin Homer \* den Unterschied  
 zwischen einem feigherzigen und braven Kriegs-  
 manne, wenn sie beyde in einem Hinterhalte  
 fechten sollen. Nachdem er des Feigherzigen Ver-  
 stärkung, Zittern und Klappern mit den Zähnen  
 beschrieben, spricht er:

\* Iliad, N. v. 279.

Τὸ δ' ἀγαθὸν ἔτ' ἀρετρίπεται χρώς, ὅτε τι λῆμα  
 Ταρβῆ, ἐπειδὴ πρῶτον ἐοῖζήται λόχον ἀνδρῶν,  
 Ἀρᾶται δὲ τάχιστα μεγέμεναι ἐν δαί λυγρῇ.

Das ist:

„Aber der wacker Kriegermann verändert  
 „die Farbe nicht, und zittert nicht sehr,  
 „sobald er sich einmal im Hinterhalt fichtet.  
 „Nun wünscht er nur baldigst im hitzigen  
 „Dreffen handgemein zu werden.“

Zweifeln Sie daran das Homer eingesehen, der  
 brave Kriegermann würde bewundernswürdiger  
 seyn, wenn er gar nicht zitterte. — Und gleich-  
 wohl hat er mit Vorsatz vermieden ihn über die  
 Menschlichkeit zu erheben. Er läßt ihm noch einen  
 schwachen Rest von den Empfindungen die den Men-  
 schen bey Herannahung des entscheidenden Augen-  
 blicks so natürlich sind, und sagt mit weiser Be-  
 scheidenheit: „Er zittert nicht sehr, sobald er  
 „sich einmal im Hinterhalt stellt. — Pope,  
 der grosse Pope hat dieses λῆμα und dieses  
 ἐοῖζήται nicht bemerkt oder nicht gebilliget,  
 und daher die Standhaftigkeit des braven Man-  
 nes bewundernswürdiger abzubilden gesucht. Ur-  
 theilen

theilen Sie selbst, ob seine übertriebene Beschreibung eine bessere Wirkung thut!

Not so the brave — still dauntless, still the same,  
Unchang'd his colour, and unmov'd his frame;  
Compos'd his thought, determin'd is his eye,  
And fix'd his soul, to conquer or to die;  
If ought disturb the tenour of his breast,  
Tis but the wish to strike before the rest.

Das ist:

„So machts der Wackere nicht. — Stets  
„unerschrocken und immer sich selbst gleich,  
„mit unveränderter Farbe der Leib unerschüt-  
„tert, die Gedanken nicht verwirrt, mit ent-  
„schlossenen Blicken und standhafter Seele  
„steht er da, zu siegen oder zu sterben.  
„Wenn noch etwas sein Gemüth beunruhiget;  
„so ist es der Eifer im Gefechte der Vörderste  
„zu seyn.“

Das Gemälde ist prächtiger und moralisch er-  
habener als Homers, aber vollkommen in dem  
Geschmacke der Menern, die des Guten nie zu  
viel thun zu können glauben. Wie weit ist dies  
ses von der edlen Einsalt des Homers ent-  
fernt? — Ich könnte Ihnen aus der Uebersetzung

des Pope, der den Homer so glücklich modernisirt hat, viele dergleichen Beispiele anführen, in welchem der Unterschied des Antiken und Modernen Geschmacks so deutlich zu sehen ist. Pope giebt jedem grossen Zuge des Homers die allerfeinste Ausbildung, und jede Neigung zum Guten, verwandelt er in eine heroische Tugend. Homer vermeidet mit aller möglichen Sorgfalt das sittliche Ideal, und Pope sucht es ihm bey jeder Gelegenheit unterzuschieben. Will man auch diesen nicht tadeln; so muß man doch wenigstens jenem die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm die vollkommnen Charaktere der Neueren nicht unbekannt gewesen, und daß er sie vielmehr mit gutem Bedachte zu vermeiden gesucht hat.

D.

Hundert



## Hundert und sechs und vierzigster Brief.

Über wie? Fragen Sie, an einem andern Orte; Sind denn die höchsten Tugenden nicht erhabener, als die mittelmäßigen? O ja! Jedoch nur moralisch, nicht poetisch erhabener. So wie die Dichtkunst ihre besondere Güte hat, die weder mit der physikalischen, noch mit der moralischen Güte allezeit übereintrifft; so hat sich auch ihre besondere Erhabenheit. In der Sittenlehre ist die Fertigkeit den allerbhestigsten Begierden und Leidenschaften aus löblichen Bewegungsgründen zu widerstehen, eine erhabene Tugend, so wie die Fertigkeit trotz der löblichsten Bewegungsgründe, der mindesten dawiderstehenden Begierde nachzugeben, das niedrigste Laster ist; und eine kriechende Denkungsart verräth. In der Dichtkunst aber ist diejenige Nachahmung oder Erdichtung die erhabenste, welche die mehresten Seelenkräfte am sinnlichsten und angenehmsten beschäftigen;

Hr. Curtius, der Ihnen durch seine Uebersetzung der Aristotelischen Dichtkunst bekannt seyn wird, hat im vorigen Jahre eine Sammlung von kritischen Abhandlungen und Gedichten \* drucken lassen. In der Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunst, spricht er, „wie  
 „nennen dasjenige Erhaben, was die gewöhnlichen Begriffe übersteigt, und das menschliche Gemüth mit Bewunderung erfüllet.“  
 Diese Erklärung paßt auf das Erhabene überhaupt, allein das Erhabene in der Dichtkunst erfordert eine nähere Einschränkung, die dem Wesen der Dichtkunst gemäß ist; denn wenn wir z. B. im gemeinen Leben einen Menschen bewundern, der aus löblichen Absichten die heftigsten Leidenschaften besiegt; so geschieht dieses doch keinesweges in der Nachahmung, indem es nichts Bewundernswürdiges ist, einen solchen Charakter zu erdichten. In der Dichtkunst ist derjenige Gegenstand Erhaben, welcher fähig ist, durch die vollkommenste sinnliche Rede das Gemüth

• Hannover, verlegt Johann Christoph Richter.

müth mit Bewunderung zu erfüllen. — Die Charaktere werden in der Poesie nicht durch sittliche, sondern durch poetische Vollkommenheiten erhaben und bewundernswürdig, und daher kann der sittlich abscheulichste Charakter in der Dichtkunst vollkommen erhaben seyn.

Die vornehmsten Merkmale des Erhabenen in der Dichtkunst sind also diese: 1) Es muß Bewunderung erregen, 2) höchst sinnlich, und 3) vollkommen ausgedrückt seyn, die Bewunderung verursacht Nachdenken, fesselt die Aufmerksamkeit und macht, daß wir das Bewunderte nicht leicht vergessen. Der Charakter der Sinnlichkeit macht, daß es leicht und faßlich ist, und von jedermann, der gesunde Vernunft hat, begrieffen werden kann; durch das dritte Merkmal aber, welches die Vollkommenheit des Ausdrucks war, erlangt das Erhabene die Beschaffenheit, daß es schwerlich, oder vielmehr unmöglich besser gegeben werden kann. — Dieses sind die Kennzeichen, die Longin vom Erhabenen in der Dichtkunst angiebt. „Dasjenige ist in der That  
„erhaben“

„erhaben, spricht er in der siebenten Abtheilung  
 „seiner Schrift vom Erhabenen, welches viel  
 „Nachdenken verursacht, welches man schwer-  
 „lich oder vielmehr unmöglich besser geben  
 „kann, welches fast im Gedächtnisse bleibt  
 „und nicht sobald vergessen wir. Ueberhaupt,  
 „setzt Longin hinzu, ist dasjenige wahrhaftig  
 „schön und erhaben, was allemahl und allen  
 „Menschen gefällt. Denn wenn Leute von ver-  
 „schiedenen Wissenschaften, Lebensart, Neigun-  
 „gen, Alter und Einsicht, dieselbe Sache un-  
 „gleich gefällt; so ist die Vermischung und  
 „Zusammensetzung so vieler Verschiedenheiten  
 „ein grosser und ungewisselter Beweis von der  
 „Gegenwart des Wunderbaren oder Erhabenen.“

Hr Curtius macht wider diese richtige An-  
 merklungen folgende Einwürfe.

„1) Sollte alles dasjenige erhaben seyn, wel-  
 „ches viel Nachdenken verursacht, so würde  
 „der grösste Theil der geometrischen, algebraischen  
 „u. s. w. - Fälle erhaben seyn.

„2) Ein

„2) Ein Trink- oder Gassenlied, eine reizende  
 „verliebte Ode, bleibt eben so lange und länger  
 „noch im Gedächtnisse, als die vollkommenste  
 „Muster des Erhabenen.

„3) Die Verschiedenheit des einem jeden Vol-  
 „ke eigenthümlichen Nationalcharakters, des Cli-  
 „mats, der Religion, und Erziehung, tausend  
 „andere Umstände, machen fast unmöglich, daß  
 „viele Sachen allen Menschen, zu allen Zeiten,  
 „und unter allen Umständen, erhaben scheinen  
 „können. Daß Schriften vielen und verschiede-  
 „nen Leuten gefallen, ist kein Beweis des Erha-  
 „benen, sonst müßten Moliere's Lustspiele, und  
 „des Abt Coyre Satyren oder moralische Klet-  
 „tigkeiten im höchsten Grade erhaben seyn.“

Was sagen Sie zu diesen Einwürfen? Ist es  
 nicht lächerlich: Longin sagt, was alle diese  
 Merkmale besizet, ist erhaben, und Hr. Curtius  
 glaubt ihn widerlegt zu haben, wenn er beweiset,  
 daß dasjenige nicht erhaben sey, welches nur eine  
 von diesen Eigenschaften besizet. Herr C. hat  
 Recht, aber wahrhaftig Longin auch, die Lehre  
 sage

sätze der Mathematik, Gassenlieder und verliebte Oden sind nicht erhaben. Was aber so viel nachzudenken giebt, als ein mathematischer Lehrsatz, und dennoch so leicht zu fassen ist, und eben so lange im Gedächtnisse bleibt, als ein Gassenlied, oder eine verliebte Ode; was über diesen Eigenschaften noch, wie Longin' hinzusetzt, schwerlich, oder wohl gar unmöglich besser gegeben werden kann; das ist in der That erhaben, und dieses wird vermuthlich Hr. C. nicht in Abrede seyn — Sein dritter Einwurf, welchen auch schon de la Motte in seiner Antwort auf die eilfte Anmerkung des Boileau über den Longin vorbringt, und Heineke in seinen Anmerkungen gleichfalls über den Longin anführt, sagt etwas. Doch glaube ich nicht, daß es Longin so verstanden habe, das Erhabene müsse nothwendig allen Menschen, von welcher Lebensart und Erziehung sie auch sind, erhaben scheinen; sondern umgekehret, was Leuten von verschiedener Einsicht, Lebensart und Erziehung vorzüglich gefällt, davon kann man desto sicherer glauben, daß es in der That erhaben sey.

Das

Daß nicht alles, was erhaben ist, jedermann  
 gefallen muß, er siehet man aus der Abhandlung  
 des Herrn C. gar deutlich. Er spricht der be-  
 rühmten Ode der Sapho und verschiedenen vor-  
 trefflichen Stellen des Demosthenes und Plato  
 die Longin anführet, ganz ohne Bedenken die  
 Erhabenheit ab, er beruft sich feck auf seine Leser,  
 ob jemand in der Stelle des Demosthenes  
 wider den Midias etwas Erhabenes finden  
 würde, wenn nicht das Ansehen des Longin die  
 neuern Kennrichter davon überredet hätte? „Wer  
 einen schlägt, spricht Demosthenes, kann vieler-  
 ley ausüben; das der Beleidigte nicht einmal  
 „alles zu erzählen weiß, mit den Gebehrden, mit  
 „den Augen, mit der Stimme, theils als ein  
 Verwegener, theils als ein Feind, theils mit der  
 „Faust, theils ins Angesicht. Dergleichen Dinge  
 „können schon entrüsten. Einen der keine Be-  
 „schimpfungen zu ertragen gewohnt ist, können sie  
 „rasend machen. Niemand vermag bey Erzäh-  
 „lung einer solchen That, die Abscheulichkeit mit  
 „Worten sattsam abuschilbern.“

Ich berufe mich eben so sehr, als Herr Curtius auf jeden Leser von Geschmack, ob Longin und Quintilian geirret, wenn sie diese Stelle besonders im Original, wo sie noch weit feuriger ist, erhaben gefunden haben, und ob Longin nicht Recht hat zu sagen: der Redner mache es eben so, wie der, welcher schlägt; er greift das Gemüth seiner Richter mit wiederholten Eifer und von ganz verschiedenen Seiten an. Er bringt seine Gedanken mit Fleiß in eine anscheinende Unordnung, weil die Ordnung ein ruhiges Gemüth, die Unordnung aber eine Leidenschaft anzeigt, die uns angreift und in Bewegung setzt. —

D.



# B r i e f e,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

V. Den 26. Febr. 1761.

---

### Hundert und sieben und vierzigster Brief.

**W**undern Sie sich über die seltsamen Urtheile des Herrn Curtius? — Das ist noch alles nichts! Sie müssen die Abhandlung ganz durchlesen, wenn Sie den Geschmack dieses Kunstrichters recht wollen kennen lernen. — Damit seine Gedanken vom Erhabenen desto wichtiger scheinen mögen, gehet er am Ende seiner Abhandlung die Abschnitte des Longin flüchtig durch, und findet an jedem etwas auszusetzen. Er tadelt in einem so zuversichtlichen und triumphirenden Tone, aus welchem seine Leser gewiß nicht vermuthen sollten, daß er meist alle seine Critiken aus den Anmerkungen des Heinecke über den Longin zusammen geschrieben. Den bekannten unglücklichen Tabler des Longin, den Silvain

Zweiter Theil. E mit

mit allen seinen Uebereilungen, die ihm Seinecke so streng als gerecht verwiesen hat, nimmt er in seinen Schutz, und gehet mit diesem seltsamen Kunstrichter in der Verkleinerung des Longins so weit, daß er ihm nicht einmal das Verdienst lassen will, glückliche Beispiele gewählt zu haben.

Nir hat es jederzeit geschienen, daß Longin die Absicht gehabt, seinen Vorwurf mehr als Kunstverständiger, denn als ein Weltweiser zu behandeln, und diese hat er vollkommen erreicht. Ob er die Erklärung des Cæcils, dessen Schrift vom Erhabenen er zu Anfange seines Werks anführet, als bekannt voraus schickt, oder ob er sich vom Erhabenen überall keinen allgemeinen deutlichen Begriff abstrahirt, läßt sich zwar nicht so leicht ausmachen. Aber dieses ist gewiß, sein grosser Geschmack hat ihn das Erhabene in dem Werken des Geistes nie verkennen lassen, und seine richtige und seine Empfindung hat ihn allezeit auf die Spuren geführt, die zur wahren Quelle des Erhabenen leite. Seine Beispiele sind die ausgesuchtesten, und in seinen Anmerkun-  
gen

gen über diese Beispiele zergliedert er unsere feinsten Empfindungen und zeigt die wahre Mittel, durch welche diese Stellen so vortreflich geworden sind. — Er schreibt mehr für den Kunstbegierigen, der selbsterhaben werden will, als für den Weltweisen, der das Erhabene zu definiren sucht.

Seine Beurtheiler schlagen den entgegengesetzten Weg ein. Sie schicken eine willkürliche Definition vom Erhabenen zum voraus, und wenn die Exempel des Longins mit dieser willkürlichen Definition nicht übereinstimmen; so tadeln sie. Silvain erklärt das Erhabene. — Sehen Sie zu, ob Sie aus dem Geschwätze flüg werden können! — „Das Erhabene, spricht er, „ist eine Rede von einem außerordentlichen „Schwunge, welche durch die edelsten Bilder, und „durch die größten Empfindungen, deren Höhe „sie eben durch diesen außerordentlichen Schwung „bemerktlich macht, die Seele über die gewöhnliche Begriffe der Größe erhebt, und auf einmal zu denjenigen führet, was in der Natur am erhabensten ist, welche in Entzückung setzt,

„und ihr hohe Begriffe von sich selbst beybringt.“ —  
Dieses war sein Probiertestein des Erhabenen, und  
was er das Zeug nicht alle bemerken konnte, das  
war ihm zwar schön und vortreflich, aber nicht  
erhaben.

Die Erklärung des Herrn Curtius, die ich  
oben in meinem vorigen Schreiben angeführet,  
ist zwar deutlicher, aber desto unvollständiger.  
Er hat nicht bemerkt, daß sich die Grenzen des  
Schönen und Erhabenen wirklich in einander ver-  
sieren, denn der höchste Grad der Schönheit  
erregt Bewunderung, und wird; vermöge des  
Herrn C. eigenen Erklärung, dadurch selbst erha-  
ben. Die zärtlichste Empfindung wird in diesem  
Verstande erhaben, wenn sie mit so vieler Wahr-  
heit und innerlicher Nährung geschildert wird,  
daß sie die Leser mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit  
mit empfindet, und fast zweifelt, ob er Wahrheit,  
oder Erdichtung vor sich siehet. Wer die berühm-  
te Ode der Sappho auch nur in einer mittel-  
mäßigen Uebersetzung liest, der fühlet sich von dem  
sanften Feuer der Empfindung durchdrungen.  
Die

Die Gluth wühlet in seinen Adern, wie in den Adern der Sappho selbst, und wechselt mit dem kalten Schauer und mit dem Zittern ab, daß bey ihr auf die Liebestwuth folget, um bald darauf der Verzweiflung Platz zu machen. Silvain findet hier nichts Erhabenes. „Alles was man an diesen Versen bemerken kann,“ spricht er, bestehet in einer grossen Zärtlichkeit und sehr lebhafter Leidenschaft.“ Curtius gestehet noch weniger ein. „Die Ode der Sappho, sagt dieser, ist zwar voll von zärtlichen Empfindungen; ist aber weder durch die Gegenstände, noch durch die Art zu Denken, oder den Ausdruck über die gewöhnlichen Begriffe erhöht, und also nicht erhaben.“ Diese Kunstrichter leugnen lieber ihre eigene Empfindung, ehe sie von einer vorgefaßten Worterklärung abweichen wollen.

Longin giebt fünf Quellen des Erhabenen an, welche die Eintheilung seines Buchs ausmachen.

Die erste und wichtigste Quelle ist, τὸ πρὸς τὰς καύσεις ἀδριπρήβολον. Collius übersetzt diese Worte: nobilis & felix in concipiendis „grandibus & excelsibus sensibus animi magnitudo ;“ und Geinecke: eine edle Kühnheit ungemaine Gedanken glücklich hervorzubringen. Curtius sagt schlechtweg: die Grösse und Vortreflichkeit der Gedanken.

Die andere ist eine heftige enthusiastische Leidenschaft.

Diese beyde Quellen, sagt Longin, werden meistens mit uns gebohren; die drey übrigen aber rühren von der Kunst her, und bestehen in einer gewissen Unordnung der Figuren u. s. w. — Wissen Sie, was Herr C. zu dieser einsichtsvollen Eintheilung sagt? „Es könnte einer bey „geraueu und richtigem Gebrauche dieser Quellen, dennoch Reden und Gedichte machen, „welche zwar schön, aber nicht erhaben seyn „könnten. — Dieses bringt einen aufmerksamen Leser des Longins natürlicher Weise auf die Gedanken, welche Silvain geäußert, Longin habe nemlich keinen bestimmten Begriff vom „Erhabenen

„Erhabenen gehabt.“ O ja! sehr natürlich! Ich möchte wissen, was Herr C. noch vor eine sechste Disposition von Seiten des Dichters verlangt, wenn er erhaben seyn soll? Was kann ich mir von der Erhabenheit eines Homers oder eines Shakespears für einen grössern Begriff machen, als daß sie von Natur eine edle und glückliche Kühnheit in Hervorbringung grosser Gedanken und eine heftige und enthusiastische Leidenschaft besaßen, durch die Kunst aber die Gedanken, Figuren und Worte so zu ordnen gelernt haben, wie sie dem Erhabenen am vortheilhaftesten sind?

Doch ich habe hier Genies genennet, von welchen Herr C. eben keine so hohe Begriffe zu haben scheint. Von dem Engländer urtheilt er in seinem spröden und verächtlichen Tone; Shakespears Trauerspiele, und insbesondere sein „Hamlet“, sind, nach Voltaires eigenen Aussprüche, von ungeheuren Fehlern und blendenden „Schönheiten“ zusammengesetzt.“ O! hier verging mir alle Geduld. Ist das, der Ton aus

welchem man von einem der tragischsten Genies redet, die jemals gelebt haben? Seine Trauerspiele sind aus ungeheuern Fehlern und blendenden Schönheiten zusammen gesetzt! Man muß gewiß den Shakespear nur aus dem Voltaire kennen, wenn man so von ihm urtheilen darf. Und Voltaire, dieser Voltaire wird, wenn er billig seyn will, selbst gestehen, wie viel er dem Shakespear zu verdanken hat. Der Schatten der englischen Bühne, den er sich unterstanden auf das französische Theater zu bringen, hat ihm sein Glück gemacht.—

Und vom Homer urtheilet Herr C. nicht viel besser. Nirgend giebt er dem Longin so sehr recht, als in seiner Critik über die Odyssee. „Eine scharfe Critik, sagt er, welche den blinden Verehrern des Homers sehr nahe gehet, die sich aber vor dem Richterstuhle der Vernunft rechtfertiget.“ An einer andern Stelle wiederholt er, die so oft gerügte Fehler und Schwächen der homerischen Götter, und wiederholt sie so, daß man fast zweifeln sollte, ob er den Homer



mer nicht eben so wenig kenne, als den  
Shakespeare?

Ich komme zu Longins Quelle des Erhabenen zurück, Tollius, führt Heinecke im der Note an, will diese Eintheilung nicht loben. „Niemand, sagt er, ist hierinnen deutlicher und „genauer als Hermogenes, welcher im zweyten „Capitel des ersten Buchs de formis p. 246, „behauptet, eine jede Rede bestehe blosserdinges „aus der Erfindung und Ausdrückung u. s. w.“ Allein Tollius hat offenbar Unrecht. Es ist leicht zu begreifen, daß Hermogenes die Eigenschaften des Erhabenen, Longin aber die Eigenschaften des Dichters zergliedert, der das Erhabene hervorbringt. Jene lassen sich sehr natürlich in Erfindung und Ausdruck eintheilen; die Eigenschaften des erhabenen Dichters aber hat Longin von einer andern Seite betrachten müssen, von welcher seine fünf Abtheilungen am natürlichsten in die Augen fallen.

Eine Stelle des Plato, die Longin in dem zwölften Abschnitte für erhaben hält, ist dem Herrn C. ein Beweis, daß Longin selbst

keinen deutlichen Begriff vom Erhabenen gehabt  
 habe. Ich will Ihnen diese Stelle hersehen,  
 damit Sie urtheilen können. „Ich wiederhole  
 „noch einmal,“ sagt Longin, daß Plato, wie  
 „ein fließend Wasser, ohne Geräusch fortgehe,  
 „und dennoch erhaben sey. Weil du sein Buch  
 „von der Republik gelesen, wird dir auch der  
 „Ort nicht unbekannt seyn, da er sagt: Die  
 „weder Weisheit noch Tugend kennen, sondern  
 „allezeit dem Wohlleben und der Ueppigkeit er-  
 „geben sind, sinken, wie sie es verdienen, in den  
 „Abgrund, und irren allda das ganze Leben  
 „hindurch. Denn zur Wahrheit hinauf haben  
 „sie niemals geschauet, noch vielweniger nach  
 „derselben gestrebet, daher haben sie niemals  
 „ein lauterer und unschuldiges Vergnügen  
 „kosten können. Sie kriechen, wie das we-  
 „dende Vieh mit gebückten Haupte herum,  
 „und sehen beständig niederwärts auf die Er-  
 „de, und auf die Speisen, sie grasen, fühlen  
 „ihre Brunst, und da immer einer gieriger  
 „ist, als der andere; so schlagen sie um sich,  
 „stossen und beschädigen einander mit ihren  
 „Klauen

„Klaueu und eiserneu Hörnern, und zuletzt bringe  
 „gen sie aus unersättlicher Schlemmerey sich selbst  
 „um.“ Diese Stelle hat den Hrn. Curtius über-  
 zeugt, daß Longin gar nicht wisse, was erha-  
 ben sey! Es ist wahr, Curtius führet sie nach  
 Zeineckens Uebersetzung an, die mir hier selbst  
 nicht gefällt; allein, warum hat Herr Curtius  
 mehr auf den Zeinecke, als auf den Longin  
 gesehen?

Auf die nemliche Weise tadelt Hr. C. eine an-  
 dere Stelle des Plato, die Longin in dem  
 zwey und dreyßigsten Abschnitte, für göttlich  
 hält. Hr. C. spricht, sie sey schülermäßig,  
 gezwungen und frostig. Ausdrücke deren man  
 sich zu bedienen, billig scheuen sollte, wenn von  
 einer Stelle des Plato die Rede ist, die Longin  
 göttlich findet. Ich kann Ihnen diese vortrefli-  
 che Stelle nicht hersehen, denn sie ist ziemlich  
 lang, und sie enthält einige Metaphern, die sich  
 nicht wohl übersehen lassen. Zeinecke hat sie gege-  
 ben so gut er gekonnt, und was C. zur Bestät-  
 gung seines verwegenen Urtheils anführet, hat  
 er bloß im Zeinecke gelesen. — Und ein drit-  
 ter

ter Beweis, daß Longin das Erhabene nicht gekannt habe, soll dieses seyn, daß er den Geschichtschreiber Thucydides für erhaben hält. — Das hätten Sie in der That nicht geglaubt. Hören Sie aber des Hrn. C. Gründe! „Das „Erhabene ist bekanntermassen der Endzweck des „Geschichtschreibers nicht, sondern er ist schuldig, die Personen so zu schildern, wie sie „gewesen sind, und die Begebenheiten so zu erzählen, wie sie sich zugetragen haben, ohne selbige auf eine höhere Staffel der Würde zu erheben. Da nun aber die Begebenheiten in der „Welt sich größtentheils nach den gewöhnlichen „Begriffen zugetragen, so siehet man nicht, wie „eine Geschichtserzählung im Ganzen auf das „Erhabene Anspruch machen könne, ob sie gleich „einige erhabene Stellen zufälliger Weise haben „kann.“

Ich bin fast müde, dergleichen schale Urtheile zu widerlegen. Was für Begriffe von der Pflicht eines Geschichtschreibers! Als wenn ein erhabener Geist nicht die gemeinste Begebenheit mit einem ganz andern Auge betrachte.) Als wenn  
man

Man in einer wahrhaften Erzählung nicht auch Genie, und erhabenes Genie zeigen könnten Herr C. lese doch nur das Leben des Agesilaus von Xenophon, oder das Leben eines Helden vom Plutarch, und sodann eines von Pauli. Er lese den kleinen peloponesischen Krieg vom Thucydides beschrieben, und sodann die erste und beste Beschreibung des jetzigen Krieges, der an grossen Thaten und Revolutionen doch unendlich fruchtbarer ist. Er wird gar bald den Unterschied sehen, was ein erhabener, oder kriechender Geschichtschreiber sey. Jeder sucht, wie ein Adler, seine Nahrung auf der Erde, und trägt sie mit sich bis an die Sonne; und dieser süßelt die Götterkost, die ihm die Gelegenheit anbiethet, in seinen Staub herum, bis sie ihm ähnlich sieht. —

„In der fünfzehnten Abtheilung, fährt Herr  
 „Curtius fort zu recensiren, handelt Longin  
 „von dem vierten Mittel das Erhabene her-  
 „vorzubringen, nemlich von den Einbildungen  
 „oder Phantasien. Longin unterscheidet  
 „die Einbildungen in der Poesie, von ihrer  
 „Art

Das ist:

O Mutter! ich bitte dich, reize nicht wieder mich, diese blutäugigen, diese schlangenhaarige Plagegeister. Sie kommen, sie — ach! sie springen auf mich los. —

„Der Dichter, folget Longin hinzu, siehet die Plagegeister, und nöthiget, so zu sagen, den Zuhörer, daß er dessen Phantasieen beynabe gleichfalls siehet.“

Sehen Sie! so sind die Critiken des Herrn Curtius beschaffen. Ich habe noch einige Stellen in seiner Abhandlung angestrichen; aber ich will Sie verschonen. Mein Brief ist so etwas langweilig geworden, wie ich merke. Es befindet sich auch in eben der Sammlung eine Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern, wie auch vier Lehrgedichte, wovon ich noch ein Wort zu sagen hätte. Jedoch ein andermal.

D.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

VI. Den 5. März 1761.

---

## Hundert und acht und vierzigster Brief.

**W**enn ich Ihnen heute ein Gerücht vorjagte, das mit attischen Salz gewürzt ist: wenn ich Sie in die Gesellschaft eines Mannes brächte, der Sie, (erlauben Sie mir einen Ausdruck; den ich nicht deutsch geben kann), mit der Urbanität eines Horaz unterhielte. Nicht wahr, Sie würden nicht ungehalten darauf seyn? Nein; aber Sie wünschten, daß ich mich nicht so verblümt ausdrückte. Gut, Sie sollen also wissen, daß ich Ihnen einen neuen satyrischen Schriftsteller bekannt machen will. Aber einen satyrischen Schriftsteller von einer gewissen Art, von der Art, wie ich sie wünsche. Und diese Art; Ja, wenn ich es sagen soll; so muß ich ein wenig plaudern. Sie haben das verdrießlichste Geschäft dabei, Sie müssen lesen.

Unter Theil.

§

Es

Es ist eben nichts neues, daß man den Juvenal vom Horaz unterscheidet, daß man des letztern, *redendo verum dicere*, seine schallhafte Verziehung des Mundes, seine vielbedeutende Mine, von den geißelnden Streichen des erstern, von seinem entflammten Gesicht, und von seinem jornigen Auge, unterscheidet. Aber was macht ihn den diesen Unterschied? Erinnern Sie sich an die alte Komödie, diese brachte die Bürger mit ihren Sitten ganz, bis <sup>mit</sup> ihren Namen, unverändert auf die Bühne. Hier haben Sie ihren Juvenal, wenn Sie noch dazu sehen, daß er seine Mitbürger nicht bloß von der lächerlichen, sondern auch von ihrer lasterhaften, und von dieser öfter, als von jener, zeigt. Sein lebhafter Blick dringt in das Innerste des Heuchlers; er reißt ihm die Maske ab, wenn auch das Gesicht darüber blutrünstig werden sollte, und giebt ihm nur einen andern Namen; aber niemand läßt sich betrügen. Der ist es, ruft man nach dem Leben! Zu dieser Satyre gehöret so viel Anlage nicht. Man darf nur aufmerksam seyn auf das, was um uns vor-  
geht.



Gehet. Wenn sie gut werden soll: so muß ich merken, daß der Mann vom Herzen weg redet, und daß er bey allem Eifer, den er hatte, doch Beurtheilungskraft genug besessen hat, mit unter den verschiedenen Originalen nur die wichtigsten, und an diesen nur das Merkwürdigste zu schildern.

Mittelmäßige Köpfe fallen immer zuerst auf das, wovon sie bey sich empfinden, daß sie es vielleicht erreichen könnten. Allein, weil es doch eine gefährliche Sache ist, Narren und Bösewichte kennlich zu schildern: so — Sie können sich leicht vorstellen, wie sich mittelmäßige Köpfe helfen; sie vermeiden die Gefahr und machen, daß das ganze Stück nichts taugt. Sie mahlen uns platte Charaktere, die mir ekelhaft sind; und an denen ich weder genaue Zeichnung, noch das lebhafteste Colorit eines Juvenals finde. Unter den Franzosen ist vielleicht der einzige la Bruyere, der den Ausweg eines Genies gefunden.

• Lesen Sie unsere unzählbare Wochenschriften, die Beispiele können Ihnen nicht mangeln.

gefunden hat. Er hat seine Zeichnungen übertrieben, um sie nicht kentlich zu machen. Aber für seine Zeitgenossen waren doch die Züge nicht versteckt, und für uns haben seine Farben noch nichts von ihrer Lebhaftigkeit verloren. Die horazische Methode hingegen, eine Satyre zu schreiben! ich wolte wohl behaupten, daß man mit dem Talent dazu müsse gehören seyn. Vielleicht ist dieses ein Grund, warum der satyrische Dichter auf dem Parnas auch seine Stelle hat. Denn jene von der ersten Art sind, - deucht mir, in nichts von dem prosaischen Schriftsteller unterschieden.

Dieses Talent ist nichts anders als die Naivetät, mit welcher der Dichter an sich auf eine lebhafteste Art zeigt, was er an andern lächerlich gefunden hat, und es an seinem eigenen sonst einfachen Karakter besonders auszeichnet. Oder auch; er weist auf etwas, das lächerlich ist; aber ohne daß er es als ein solches zu kennen scheint, und eben weil

weil es diesen sonst so simplen Mann befremdet; so werden die übrigen jetzt aufmerksam und entdecken das Lächerliche. Nicht daß der Dichter gar niemals jene satyrische Geißel mit sich führte: auch Horaz, wenn er aufgebracht ist, giebt seinem ineptus Fannius etwa einmal einen Hieb, und läßt ihm

*Discipulorum inter plorare cathedras.*

Aber es geschieht selten. Der satyrische Dichter ist, seinem Temperament nach, cupidus pacis; und dieses macht ihn eben zu dieser Naivität geschickt. Keine starke Leidenschaft, welche tobend ist, wohnt in der Seele, die einen naiven Gedanken ausdrücken, oder eine naive Handlung vornehmen soll! La Fontaine und Gellert haben nur dieses satyrische Talent, und ich vermute sogar, daß sie durch dasselbe zu der Erzählungsart in ihren Fabeln sind gebracht worden, die ihnen beliebt hat. Fast allein ihre Ausschweifungen, durch welche sie von der äsopischen Kürze abweichen, und die unsere einfältige Nachahmerheerde für bloße Ausschmückungen der Erzählung gehalten hat, sind satyrische

rische Züge, die dem Dichter entwisphen, und eben deswegen so sehr gefallen, weil er sich so blöde und unerfahren aufstellt. Ein Mann der so unschuldig ist; wie könnte der mir Schaden thun, wenn er mir auch die Wahrheit sagt? Er sagt sie in seiner Unschuld!

Das deucht mir, ist der Grund der mannichfaltigen Erdichtungen, in welche ein gutes Genie seine Satyren einleidet. Es muß sich Situationen erfinden, in welchen er diese Naivität am besten zeigen kann. Rabelais — ich nenne ihn ja den Genius der Satyre, erkundigen sie sich bey ihm, ob ich recht habe.

Hieraus werden Sie auch — Ich bin ein ewiger Plauderer! Sie wollen ja sonst nichts wissen, als was ein satyrischer Schriftsteller geleistet hat. Zuerst also hat er geschrieben: die Sitten der Gelehrten. Nicht wahr, Sie haben noch nicht viel davon sprechen gehört? Kein Wunder! es ist auch lateinisch geschrieben. \* — Was für ein Einfall! Der Mann wird ja fast von niemand gelesen werden; ja  
gut

\* Mores Eruditorum. MDCCLX.

gut er auch vielleicht geschrieben hat! Aber wie? wenn er seine Schrift und noch ein paar andere, die dazu gehören, als eine Grabchrift betrachte, die er unserm Jahrhunderte setzt, und die er lateinisch schreibt, damit auch einige gute Köpfe der Nachwelt sie mit Vergnügen lesen können. Wenn auch gleich der große Haufe des 18ten und 19ten Jahrhunderts den Kopf darüber schüttelt, und sie ungelesen läßt? — Zur Sache!

Ich kann ihnen nur einige der vorzüglichsten satyrischen Wendungen mittheilen, einige der Naivitäten, die sich, ehe man es sich versieht, einmischen und das Genie verrathen. Lesen sie also einmal ein Stück aus dem Briefe eines Predigers an seinen lieben Sohn auf der Universität.

„Zur Erforschung des wahren Sinnes der  
 „heiligen Schrift bediene dich keiner andern  
 „Hülfe, als der Ueberzeugung unsers theu-  
 „ren Luthers. Es ist Unbanbarkeit (und  
 „viele Raseweise machen sich zu unsern Zei-  
 „ten dieses Lasters schuldig,) sich der Hülfs-  
 „mittel

„mittel nicht bedienen, die uns Gott durch  
 „seine wunderbare Güte geschenkt hat. Vor-  
 „mals war vielleicht die Kenntniß der griechis-  
 „schen und ebräischen Sprachen eben nicht nur-  
 „nig; jetzt aber (Gott sey ewig dafür gelobet  
 „und gepriesen) ist alles durch die Uebersetzung  
 „dieses herrlichen Rüstzeuges Gottes, so klar, so  
 „deutlich, daß man nichts mehr hinzuthun  
 „nöthig hat. Ach! wenn du meinem Vater,  
 „den ich dir bey deiner Abreise gegeben habe,  
 „folgest? Habe ich dir nicht gesagt, du soltest  
 „die Dogmatik und Homiletik fleißig hören  
 „und kein Wort davon auf die Erde fallen  
 „lassen? Habe ich dir nicht befohlen, du sol-  
 „test alle Monate zwey oder drey mal predigen?  
 „Habe ich dir nicht angerathen, du soltest un-  
 „sere lieben und schönen Kirchengesänge hübsch  
 „auswendig lernen, damit du sie hier und dar-  
 „als einen köstlichen Zierrat in deinen Predig-  
 „ten anbringen könntest? Noch stehen mir Freu-  
 „denthränen in den Augen, wenn ich daran  
 „denke wie gut du schon gepredigt hast, ehe  
 „du noch auf die Universität gegangen bist.  
 „Meine

„Meine Bauren werden niemals vergessen, wie  
 „geschickt du ein lateinisches Sentenzchen ange-  
 „bracht; sie sprechen noch davon und werden  
 „dich immer fort loben. Gehe also auf dem  
 „Wege, den du schon so glücklich betreten hast,  
 „zu deinem Ziele fort. Ueberdis weißt du ja,  
 „daß du schon zwey Jahre auf der Universität  
 „bist, und also die Zeit deiner Zurückkunft herani-  
 „nähet. Unser gnädige Herr hat mich dieser  
 „Tagen daran erinnert und die sein Dienstknab-  
 „gen zur Frau zugleich mit der Adjunctur zu  
 „meiner Pfarre versprochen. Du mußt also  
 „vor allen Dingen ein Collegium über die De-  
 „konomie hören und sey mir nicht nachlässig in  
 „einer für dich künftig so nützlichen Sache. Ich  
 „lege zwey herrliche Bücher diesem Briefe bey,  
 „den allezeitfertigen Prediger und *Dispositio-*  
 „nes auf alle Sonntags: Evangelia. Wenn  
 „du sie recht gebrauchst, wird es dich nie  
 „gereuen. —

Diesem Brief ist ein anderer von dem Herrn  
 Frater in Christo und zugleich Herrn Gevatter  
 des jungen Menichen beygelegt, den sie aber

selbst lesen müssen. Ich nehme sie jetzt zu einer  
 Meisterzählung von Utopien mit. Stutzen sie nicht?  
 In Utopien sind auch Universitäten, „eine vor-  
 „zügliche wie mein V. gesagt, die noch nicht  
 „allzulange gestiftet ist. Man hat berühmte  
 „Leute dahin berufen, von allen Orten her-  
 „durch grosse Belohnungen hingezogen. Diese  
 „Herren nun sind fast unglaublich stolz gewor-  
 „den. Sie haben ihre Universität den Wohn-  
 „sitz der Musen, den Jahrmarkt der Gelehr-  
 „samkeit, den Aufenthalt der schönen Wissen-  
 „schaften genannt; — genannt haben sie diese  
 „Universität so; andre glauben es eben noch  
 „nicht. Denkt jemand anders davon, (und  
 „man sagt, daß es viele gebe, die so denken,) —  
 „Der Mensch kann kaum Mutterwitz haben.  
 „Was an andern Orten geschrieben, gesagt,  
 „geurtheilt wird, verachten sie, machen sie  
 „herunter und predigen wenigstens, daß man es  
 „bey ihnen viel besser finde. — Doch haben  
 „nicht alle dieses Laster an sich, sondern nur  
 „wenen vorzüglich, die sich ganz allein Flug dün-  
 „ken. Per eine, sagt man — Ja wenn ich gleich  
 alle



alles abschreibe, würden sie ja nicht selbst das Buch lesen, und lesen wollen sie es. Wenn sie einem Doktor Examen in Utopia beywohnen wollten: so könnte ich Ihnen Gelegenheit dazu verschaffen. Doch aus einer gewissen Analogie der Dinge werden sie schon vermuthen, daß der Candidat selten viel weiß, daß mehr gefragt als geantwortet, mehr getrunken als gefragt wird, und daß die Doctor-Würde dem jungen Menschen zuerkannt wird, nicht weil er viel gelernt hat, sondern weil er die Spotteln richtig bezahlt. — Sehen sie lieber die Fragmente des Zopyrus an, die der B. gefunden hat; für deren Wichtigkeit er aber doch nicht gänzlich steht, weil sie durch andere Hände, durch die Hände eines Commentators gegangen sind, denn sie waren griechisch geschrieben, diese Fragmente, und „weil ich, sagt der B. des Eydes eingedenk, den ich bey meiner Aufnahme in die Juristische Facultät abgelegt habe, nichts auf der Welt mehr hasse und hassen werde, so lange mir Gott das Leben fristet, als die griechische Sprache; Eine Bestimmung die

„die viel andre reiche und angesehene Män-  
 „ner meines Ordens haben; so habe ich einem  
 „armen und kindisch fleißigen Menschen das  
 „Griechische gegeben, um es ins lateinische zu  
 „übersetzen. Der Mensch wolte noch einen  
 „Commentarius über das ganze Werk, eine  
 „Anzeige der verschiedenen Lesarten, und ein  
 „reiches Wort- und Sachregister hinzuthun!

Sie sind doch begierig zu sehen, wie Zopyr  
 schreibt? Hier ist eine Probe. „Wenn du den  
 „Lehrer kennen wilt, der der gelehrteste ist, der  
 „für die Quelle aller Gelehrsamkeit gehalten  
 „wird, und dem der größte Theil der studirende  
 „den Jugend anhängt: so höre mir zu: ich will  
 „ihn beschreiben. Den Kopf hoch, die Haare  
 „kurz, läuft er durch die Straßen, hat mit  
 „wohlriechenden Wässern / Manschetten und  
 „Tücher angefeuchtet, und hustet wo er hin-  
 „kommt süße Gerüche aus: den Hut unterm  
 „Arm, einen kleinen silbernen Degen an der  
 „Seite, zu dem eine seidene vielfarbige Weste  
 „nicht hinunter reicht, wird er alle die ihm  
 „begegnen, mit einer zierlichen Verbeugung,  
 und

„und neben Zurückziehung des rechten Fußes  
 „an den linken, seinen kleinen Hut mit der Hand  
 „bis an die Erde sinkend, grüssen. Er wird  
 „dir gleich Schnupstoback anbieten, so künstlich  
 „anbieten, daß du wider seinen Willen die an  
 „den Fingern blinkende Ringe wahrnimmst; alle  
 „Augenblick zieht er eine Uhr heraus, die mit  
 „goldenen Zierraten behängt ist; mit einer unge-  
 „meinen Geläufigkeit der Zunge erzählt er etwas  
 „vom Wetter und vom heitern Himmel, spielt  
 „von Zeit zu Zeit mit einem Händchen, zieht  
 „Zeitungen aus der Tasche, und beurtheilt die Un-  
 „ternehmungen der Feldherrn. Endlich schimpft er  
 „mit vielem Eifer auf diesen oder jenen gelehr-  
 „ten Mann:

Nate Dea, quæ te tam læta tulerunt sæcula.

Zopyr muß in — studiret haben. Sie er-  
 rathen es wohl. Noch eins; weil ich doch  
 einmal im Schreiben bin. Es ist doch was  
 heilsames für einen jungen Gelehrten, wenn  
 ihm der Weg vorgezeigt wird, auf welchen  
 er bald zu einem berühmten Namen gelangen  
 kann. Mein Schriftsteller hat ein gutes Ge-  
 müth,

müth, er hat es gethan. „Verlassen sie sich  
 „darauf,“ fängt er an, ich werde ihnen nichts  
 „rathen, als was ich selbst durch eigene Erfah-  
 „rung gut befunden habe. Ich selbst bin Weg, den  
 „ich ihnen jetzt vörzeichne, gegangen, und er hat  
 „mich zu den ansehnlichsten Ehrenstellen geführt.

Er rath an (ich mache einen Auszug, weil ich  
 eben jetzt eine kleine Umwandlung von Trägheit  
 fühle,) alle gelehrte Zeitungen, alle Monathschrif-  
 ten durchzulesen, sich daraus einen guten Vor-  
 rath von Gelehrsamkeit zu sammeln, und ihn  
 wie Sie leicht erachten können, zu rechter Zeit  
 wieder auszukramen. Einige griechische Senten-  
 zen, die man einmal in Gesellschaft sehr geläufig  
 hersagt, können auch nicht schaden. Der junge  
 Mensch thut nun nicht übel sich bey einem  
 Mann, der ein neues Buch schreibt, zur Ver-  
 fertigung des Registers anzubiethen. Denn  
 der berühmte Mann wird seiner in der Vorrede  
 mit Ehren gedenken. Jetzt ist es aber Zeit,  
 selbst etwas zu schreiben. Eine Materie aus den  
 römischen Alterthümern abgehandelt, es giebt so  
 hübsche Hülfsmittel dazu? Hier und dar die  
 Buchsta-

Buchstaben Msspt. eingemischt; dis zeigt ja an, daß der junge Mensch auch Manuscripte gelesen habe. Und die gute Aufnahme der Schrift! — Dazu giebt es Mittel. Man schickt sie an einigen Rezensenten, an andere Gelehrte, diese werden vermuthlich in einem Schreiben danken: dergleichen Briefe nun allenthalben vorgezeigt, dis macht Ansehen. An die Vorsteher der gelehrten Gesellschaften wird nicht vergessen zu schreiben; zugleich das geschriebene Werk in Goldpapier eingebunden, beigelegt. Es muß seltsam hergehen, wenn man nicht bald zum Mitglied der Gesellschaft ernannt wird: *familica est horum hominum natio*. (dis übersetze ich nicht). Es versteht sich, daß man jetzt allenthalben zum Namen setzt: Mitglied der Gesellschaft.

Von den Gelehrten, die ihre Briefe, welche sie von auswärtigen berühmten Männern erhalten haben, allenthalben vorzeigen, was vorzeigen? Drucken lassen, muß ich ihnen noch eine Stelle unsers B. mittheilen. Er läßt nemlich zweyen Briefe abdrucken, die er neulich aus Aethiopien erhalten, und darinn folget, wie er sagt, der Gewohnheit einiger seiner Zeitgenossen. „Diese „Herren, wenn sie nach langem ungestümen An- „halten einem englischen, französischen oder ita- „lianischen Gelehrten endlich einmal einen Brief „abgezwungen hatten; glaubten sie bis an den „Himmel zu reichen. O! was hat man denn „anders in Händen, was führt man anders im „Munde, als diese Briefe? Treten sie hin zu die- „sen Herren. Sie mögen wollen oder nicht „wollen,

„wollen, die Briefe werden ihnen mit lauter  
„Stimme und heitrer Mine vorgelesen. Noch  
„glücklich genug, wenn es nur ein einziges mal  
„geschicht. Aber damit es auch andre, die an-  
„derswo leben, damit es die Nachwelt wisse: so  
„müssen diese Briefchen bey der ersten Gelegen-  
„heit gedruckt werden.“ — Sie lächeln. Ich

wette es fallen ihnen die Leute ein, die fast im-  
mer ausrufen: Briefe, Tabatieren, goldene Ket-  
ten, von grossen Herren erhalten, wer will sehen?

Ich dachte, ich hätte heute genug Auszüge für  
sie gemacht. Vielleicht werden sie bey dem Durch-  
lesen etwas zu tadeln finden, dieses unstreitig,  
daß der B sich zu sehr auf eine deutsche Univer-  
sität eingeschränkt hat. Aber sie wissen ja  
wohl. — — Künftig gebe ich ihnen von ein-  
paar andern Schriften dieser Art Nachricht.

B.

# B r i e f e ,

## die neueste Litteratur betreffend.

---

VII. Den 12. März 1761.

---

### Hundert und neun und vierzigster Brief.

**D**aß die Deutschen grosse Bücher schreiben können, daß hat ihnen wohl nicht leicht jemand abgestritten; aber daß sie grosse Bücher angenehm, und mit einer Anmuth schreiben, die den Fleiß nicht verdrängt, sondern stärker hervor-  
schimmern läßt — Das läugnen die Ausländer, und fast sollte man denken, meistens mit Grunde. Lassen Sie aber unsere eigentlich sogenannten Gelehrten so unangenehm, so trocken schreiben, als sie wollen — sie mögen keine Wendung, keine Bilder, keinen Schmuck kennen; den eine Grazie niemals verläugnen würde. Ich behaupte, es ist noch erträglich in Vergleichung mit dem Schriftsteller, der in ernsthaften Mate-

Zwunter Theil.

G

rien

rien — nicht wichtig ist, sondern spassen will, — nicht in Metaphern spricht, sondern in Allegorien, — nicht eine geschmückte, sondern positive Schreibart hat; — nicht in der Wahl der Worte nachlässig, sondern in der Wahl pöbelhafter Ausdrücke sorgfältig ist; kurz in Vergleichung mit Herrn Sazenberg's Historie der Jesuiten. \*

Denkt es Ihnen nicht daß es schwerer sey, ein guter Geschichtschreiber, als ein guter Redner zu seyn, auch nur dem Stoff nach betrachtet? Es gehört eine so gleichförmige Spannung der Seele dazu; die Seelenkräfte müssen ein so beständig gleiches Ebenmaß gegen einander halten: es muß ein mit so vieler Einfalt vermischter Ernst durchschimmern; der Schriftsteller darf sich so wenig vernachlässigen, da man hingegen den Redner zehn schlechte Stellen gegen eine einzige rührende übersieht. Ich habe noch nicht ein Wort von der Bindung der Perioden gesagt, die desto künstlicher muß

- \* Pragmatische Geschichte des Ordens der Jesuiten, seit ihrem Ursprunge bis auf gegenwärtige Zeit. 4. 2 Theile, Halle und Helmstädt. 1760.



muß eingerichtet werden, je weniger Mannigfaltigkeit in denselben, der Natur des historischen Stils gemäß, statt finden kann. Ich habe deswegen nichts davon gesagt, weil einige historische Schriftsteller unter uns, die, so Gott will, schön zu schreiben glauben, ihre Perioden alle so kurz abbeißen, ihren Styl so stark verschneiden, daß der Leser sich fast alle Augenblicke über Schnappt. Stellen Sie sich vor, daß Sie über eine Wiese weglaufen wollen, wo alle fünf Schritte ein Graben eingeschnitten ist. Auch hier gehöret Herr Sarenberg! Aber, o wie gern wollte ich ihm hieraus keinen Vorwurf machen, wenn sein Stof nur ekelhaft einförmig, und nicht auch buntschecigt, nur gezwungen, und nicht auch ofte pretiös wäre.

Der Styl einer Zuschrift gehöret freylich nicht zum historischen Styl: ich lese auch sonst niemals die Zuschriften, wenigstens nur sehr selten: und ich weiß noch nicht wie ich dazu gekommen bin die vor diesem Werke stehende, durchzulesen. Doch diesmal reuet mich meine Mühe nicht. Es ist eine wahre Seltenheit. Sie mögen wollen oder

nicht; so müssen Sie sie kennen lernen. Merken Sie sich zuerst, daß der Verf. die Kunst besitzt, alles Lobenswürdige seiner hohen Gönnerin in perspektivische Ordnung zu setzen. Nachdem dieses geschehen ist: so erblickt er einmal in der Ferne „die Besorgung der Wohlfarth des Landes; dann erblicket er weiter hinaus den kurzen Auszug etlicher zwischen den Katholiken und Lutheranern streitiger Glaubenslehren. Uebermals in der Ferne strahlt ihm in die Augen eine kostbare Bibelsammlung. Jetzt erblickt er wieder in der Nähe eine deutliche Erläuterung der Glaubenslehren. Denn zeigt sich in vollem Lichte eine besondere Gnade die er genossen; ganz nahe erscheint ihm der Wahlspruch der Durchl. Herzoginn; und endlich erscheinen ihm in seinen Händen, die ihm zu seinem Werke gnädigst geliebte Bücher.“

Hier halten Sie ein wenig inne. Denn dies ist alles noch nichts, gegen das, was noch werden wird. Geschwinde! „Der ganze Raum des weiten Feldes scheint sich durch Gefässe der gehoffenen“

„hoffenen Gnade und Erbarmung in frohe Bewegung zu setzen.“ Hier sehen Sie nichts mehr deutlich? Das glaube ich wohl. Es ist ja alles in drehender Bewegung. Doch Herr H. soll Ihnen wol noch manches weisen. „Zur Rechten regen sich Kinder und Alte. — In der Mitte erscheinen die, welche von Ew. Durchl. Geist und Lebensfaden abhängen. Zur Linken zieht sich das Feld zurück und verlieret sich schier aus den Augen.“ So sey es denn! Vor diesesmal haben wir ja genug gesehen. Ein andermal mehr! Denn, „dis sind nur einige Züge und Blicke des aufgeklärten und sehr ausgedehnten Feldes, das sich durch Ew. Durchl. hellstrahlende Vortreflichkeit mit der reichsten Anmuth ausfüllet.“

In wahrem Ernst; ich wollte doch, daß ich diese Zuschrift nicht gelesen hätte. Sie glauben nicht, mit wie schwerem Herzen ich das Werk selbst zu lesen angefangen habe. Was meinen Sie wohl, wenn vor dem Livius eine solche Zuschrift stünde; hätten Sie Muth genug, weiter

zu lesen? Ich dachte so: der Styl mag noch so  
 verschieden seyn; so muß doch Geschmack und Be-  
 urtheilungskraft allenthalben durchbrechen. Und  
 unter allen Herrlichkeiten in der Zuschrift, er-  
 blickte ich nur diese bey meinem Verf. nicht: Ich  
 gieng doch weiter, und siehe, es stießen mir auf:  
 „Schaufeln Salz, die ein Schriftsteller von  
 „einem andern, durch die Antwort auf seine  
 „satyrische Schrift, zurück bekam. — Der  
 „Schatten einer Untastung, der heron geflogen  
 „war, — gemahlte Bilder, die von Ehrsucht  
 „und Hochmuth starren, — eine Abhandlung,  
 „die der Verf ins Vorgesmach setzen will.“ Dis-  
 alles traf ich, um mit ihm zu reden, im Vorge-  
 mach an. Folgende Perioden stehen auch noch  
 darin. „Solte sich auch nur ein Atome oder  
 „Stäubchen im Buche finden, das gegen die  
 „Ehrerbietung für die Monarchen den Schein  
 „eines Anflusses außerte; so würde ich denselben  
 „nicht allein wegräumen, sondern auch willigst  
 „verbrennen.“ — Von einer andern Art: „Da  
 „ich allbereit auch denen, welche mit dem Vor-  
 „wurfe der Trockenheit, austrockenen Backen  
 „das

„das zu belästigen pflegen, was sie verachten wol-  
 „len einen alzulangen Faden gesponnen haben.“ —  
 Er erzählt die Streitigkeiten des D. Sildebrands,  
 mit dem P. Sevenstern. „Sevenstern, sagt  
 er, „würde hierauf scherzhaft, und ladete den  
 „D. Sildebrand und dessen Mitgenossen in  
 „einer Schrift auf eine Martinsgans ein, D. Sil-  
 „debrand pflichte dieselbe, da sie noch einige  
 „Federn hatte, und zerlegte sie in der Schrift, —  
 „(deren lächerlichen Titel ich nicht abschreiben  
 mag). „Dieser witzige Auftritt nahm ein  
 Ende.“

Alles dieses steht blos in den Vorreden der  
 beyden Theile. Ich kann es nicht läugnen: ich  
 erwartete nun eine etwas ähnliche Schreibart  
 im Werke selbst. Ich habe sie nicht vergebens  
 erwartet.

Hier ist gleich eine Stelle S. 7. „Seine  
 „Seele (er redet vom Ignatius). Seine  
 „Seele werde mit frifasirten und vielerley Wis-  
 „senschaften beladen. Er gieng mit den Theilen  
 „des Cirkels der Wissenschaften um, wie die

„Französischer mit den Zeitungsblättern. —  
 „Wenn er nicht so streng gelebet hätte, würde  
 „er schon damals ein guter Philosoph für die  
 „Damen gewesen seyn, welche sich nicht lange  
 „bey einem Satz aufhalten und die Sache nicht  
 „bis auf den Grund prüfen lassen. Ignatius  
 „zeigte unsern Zeiten ein Muster, wie man sehr  
 „bald ein hochgelehrter Mann heissen, und  
 „ohne vieljährige Mühe, alle Magazine der  
 „Wissenschaften mit Gewehr, Waffen und Spieß  
 „genossen bepflanzen könne.“ Durch diese kleine  
 Probe hätte ich denn verschiedenes bewiesen, ein-  
 mal, daß der Verf. fragen will, wo er ernsthaft  
 seyn soll; hernach, daß er niedrige und burleske  
 Ausdrücke sorgfältig aussucht; die letzten Zeilen  
 der Periode (die ich wenigstens nicht verstehe)  
 könnten allensfalls auch zeigen, daß er nicht immer  
 allzuverständlich schreibt.

Folgt nun eine kleine Probe von seinen Ver-  
 gleichungen, Metaphern und Allegorien, auch  
 Wortspielen.

S. 9. „Ignatius hatte seine erste Gesellschaf-  
 „ter auf den Reisen immer bey sich; diese waren  
 „ein

„ein bewegliches und wanderndes Kloster. Man  
 „kann sie mit den reisenden Städten und  
 „Dörfern des Reichs China vergleichen, welche  
 „sich wie die Schiffe auf den breiten Strömen  
 „Goang und Kwang, hinauf und hinab bewegen.“

Was für ein Reichthum! das Vergleichende  
 wieder vergleichen, und noch dazu mit Dingen  
 aus andern Weltgegenden. — Es ist von der  
 angefangenen Reformation die Rede. „Jeder  
 „Theologe, sagt Herr H. wolte bey dieser Bewe-  
 „gung auch etwas eingesehen haben. Einer zog den  
 „Wagen hieher, der andere dorthin. Und noch an-  
 „dere behaupteten die Meynung, man solte ihn in  
 „dem daran gesprühten Schmutze stehen lassen,  
 „und denen einen rittermäßigen Kampf anbieten,  
 „welche ihn abwaschen oder von der Stelle zie-  
 „hen würden. Wegen der Schranken des Wa-  
 „genmeisters konnte man auch nicht einig werden.  
 „Einige sagten, dieser stünde unter dem Winke  
 „und dem gemeinsamen Ausspruche aller Fuhr-  
 „leute. — Andere hielten es mit dem einzigen  
 „Winke des Wagenmeisters. Noch andere  
 wollten

„wollen den H. Geist alleine den Wagen regieren lassen, und den Zügel Jesu verehren, jedoch den Wagen waschen und in den Stand der ersten Reinigkeit setzen. Andere wollten sogar die Räder durchhauen, oder die Deixel verletzen. Die Jesuiten setzten sich hinter dem sichtbaren Wagenmeister auf den Sitz des Ratschers und ergriffen die Zügel desselben. Ihre Genossen theilten denen Ritterschläge mit, welche sich in diese Regierung nicht finden wollten.“ Dies wäre nun eine Harenbergische Allegorie.

Von einer Bulle, die den Jesuiten grosse Vorrechte ertheilet, sagt er, S. 17. „Diese Bulle hat sehr weite Hörner und einen erstaunenden Durchmesser;“ und Ignatius ist von dem Papst, nach dem Herrn Harenberg, nicht canonisirt, — sondern „auf den Schwibbogen der Heiligen erhoben worden, welche in der Kirche angerufen werden dürfen.“ S. 19.

Hieraus können Sie von dem Geschmack seiner Metaphern urtheilen. Wollen Sie auch ein elendes



elendes Wortspiel lesen? Hier ist eins, S. 18.  
 „Ehe noch Papst Pius IV. sich den Jesuiten bul-  
 lenmäßig geneigt bewies, starb Ignatius.“  
 Sollte wohl ein protestantischer Schriftsteller den  
 schlechten Witz, den die meisten Römischcatholi-  
 schen Controvertisten in Deutschland anbringen,  
 nachzuahmen suchen?

Und mit solchen Blümchen finden Sie diese  
 Geschichte durch und durch geschmückt. Ich  
 schlage auf S. 821. und finde: „Der Pabst und  
 „die Jesuiten haben freylich bisher das Ziel ihrer  
 „Grundsätze noch nicht erreichen können,“ weil  
 „die regierenden Herren noch immer geschickte  
 „Männer haben, welche einen Damm vor die  
 „Fluth der jesuitischen Begierden ziehen, und  
 „weil vernünftige römischcatholische Regenten  
 „mit Fleiß immer Protestanten und tüchtige Ju-  
 „risten übrig behalten, woran als an einen harten  
 „Felsen sich die Hofnungswellen der Jesuiten  
 „brechen müssen. Jedoch lassen sie sich auch ofte  
 „berücken, daß sie schier kein Heu für den  
 „Marstall behalten und des alten Sat-  
 tel

„tel wegschenken, wo nicht ein heller Herr  
„von Lichtenstein dazwischen tritt.“

Ich schlage auf und finde S. 778. Ich will  
„nichts erinnern von der weisen Verordnung des  
„römischen Bischofs, des Gregorius Magnus  
„welcher die Personen aus den Clöstern gehen  
„ließ, welche die Gabe der Enthalttsamkeit nicht  
„hatten. Ich will nur anzeigen, daß die Jesuiten,  
„welche wider die Ketzer Streithengste und  
„muthige Löwen seyn, gutes Futter haben,  
„und bey Kräften seyn müssen. Es kann  
„ihnen daher gar leicht die menschliche  
„Schwachheit begegnen.“

Ich schlage nochmals auf und finde S. 647.  
die Erlaubnis, welche der Jesuite Santarelle  
den Päbsten zuignet, die nachlässige Könige mit  
dem Tode zu bestrafen, gründet er auf die Wor-  
te des Heylandes: Weyde meine Schaaf.  
„Santarelle sah hiesselbst keine wächserne Nase,  
„wie er meinte, weil er solche nicht zuerst gebidet  
„hatte. Wenn er von des Virgils Worte:  
„Tityre

„Tityre pascere pecus gedacht hätte, würde er  
 „dem Schafmeister nicht das Henkersbeil und  
 „ausgezogene Schwerdt in die Hand gegeben  
 „haben. Er hat darüber weggedacht, daß die  
 „Schaafe keine blutige Wende genießen können.“

Haben Sie nun nicht Beyspiele genug vom  
 Harenbergischen Styl? Und dis ist der Styl einer  
 ernsthaften Geschichte! einer Geschichte; die aller-  
 dings ein wichtiges Stück der neueren Begeben-  
 heiten erzählt, die von einem Probst unserer  
 Kirche geliefert wird, und die zum wenigsten  
 von solchen Flecken, die jedem Leser vom Ge-  
 schmack unerträglich sind, frey seyn sollen. Ich  
 habe Ihnen wol auch von der Einrichtung des gan-  
 zen Werks Nachricht; aber gewiß nicht in diesem  
 Briefe. Das Abschreiben schlechter Stellen ist  
 die saureste Arbeit, die ich kenne.

## Hundert und fünfzigster Brief.

Die Ordnung des Werks — ja ein Kapitel, Abschnitte und Paragraphen ist es wohl eingetheilt, aber dieses macht noch keine Ordnung aus. Es schreiben vor zehn und zwanzig Jahren unsere junge Gelehrten überall ihre Ausarbeitungen die Namen; Erklärung, Lehrsat, Aufgabe, und glaubten sie bewiesen streng. Die Ordnung eines historischen Werks kann nach verschiedenen Regeln geleitet werden. Die strengste Ordnung wäre diese, wenn mit möglichster Beobachtung der Zeitfolge die Begebenheiten nach dem Verhältniß der Orte, wo sie vorgehen und des Einflusses derer daraus zu entdecken den Triebfedern vorgetragen werden. Erinnern sie sich der verschiedenen Ordnungen, welche die Geschichtschreiber meistentheils wählen, und setzen sie dieselben zusammen: so werden sie finden, daß meine beschriebene Ordnung heraustritt. Herr Harenberg hat für gut befunden, diese Ordnung

zu trennen. Denn das zehente Capitel liefert erst eine Chronologische Geschichte der Gesellschaften des Jesuiten Ordens. Die beyden ersten Capitel stehen freylich am rechten Orte. Jene giebt von der Stiftung und dieses von der innern Einrichtung der Gesellschaft Nachricht. Aber was? erst im sechsten Capitel kommt eine Nachricht von den Privilegien der Jesuiten. Diese hätten wir unstreitig noch vor ihren Missionen, Verweisungen und Orten des Aufenthalts bekommen sollen, die in den Zwischencapiteln abgehandelt werden. Ein grosser Theil des zweyten Theils mußte, wenn ja alles, was den Namen Jesuite führt, hier vorkommen sollte, unter dem Titel besondrer Abhandlungen stehen. Das ganze siebente Capitel handelt von den Verdiensten der Jesuiten, um die Gelehrsamkeit. In so ferne der ganze Orden daran durch seine innre Einrichtung Theil hat: gehöret es zum Plan des Werks — nimmermehr, wenn nur einzelne Jesuiten sich ausgezeichnet haben.

Im Jahre 1810 fand das Xikar statt  
 in der Stadt. Die Verhandlungen waren schon  
 im Jahre 1809, bei welcher Zeit ge-  
 wesen ist.

Die Verhandlung folgt.

-----

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

VIII. Den 19. März 1761.

---

## Beschluß des hundert und funfzigsten Briefes.

Das achte und neunte Kapitel ist mit den Streitigkeiten der Jesuiten angefüllt, ein räumliches Feld, sagt H. — Ja das glaube ich wohl, aber erwünscht für den, der nur ein grosses Buch schreiben will.

Alle Streitigkeiten der Jesuiten, die nichts zur Vergrösserung oder Verminderung ihres Ordens, zur Macht oder Schwäche desselben gewirkt haben, fallen ausser die Geschichte. Es steht jedem frey sie insbesondre abzuhandeln, sie, wenn er will, seiner Geschichte anzuhängen. Immerhin. Aber nicht in dieselbe hinein getragen. Wer könnte wohl in der römischen Geschichte die Erzählung der Streitigkeiten zwischen Privatpersonen ausstellen, wenn diese nichts zur Veränderung im  
Neunter Theil.                      H                      Staat

Staat begetragen haben? Im entgegengesetzten Fall ist es freylich ganz anders. Was für eine Nichtswürdigkeit ist nicht für den Geschichtschreiber, die Rangeifersucht zwischen einer adelichen und bürgerlichen Märrin: aber wenn diese Rangeifersucht wirkt, daß die Consulwürde auch Plebejern ertheilt werden kann: dann wird der Geschichtschreiber auf diese Kleinigkeit aufmerksam. — Aber mit wem plaudere ich denn? Nur nicht ungeduldig, ich komme schon wieder zurück.

Diese Fehler in der Anlage der grossen Hauptstücke sind noch die geringsten. Die verschiedenen Abschnitte, die unter jedes Hauptstück gebracht sind, machen erst die grosse unordentliche Ordnung aus, wenn ich so sagen darf. In der That H. muß nach gewissen Fächern gearbeitet haben. Diese füllte er erst mit den sogenannten Materialien an: dann setzte er zusammen ohngefähr nach seinem Hauptplane: aber wenn hier und da das gehörige Fach noch nicht voll war: — Je nun so nehmen wir unterdessen ein anders, kommen doch Register zum Werke.

Sie



Sie können nicht fordern, daß ich etliche Bogen abschreibe, um ihnen davon Beweise zu geben: sie dürfen nur selbst den Inhalt der Abhandlungen durchlesen. Ein kleines Beyspiel könnte doch nichts schaden. — Nun das sollen sie wohl haben. Im zweyten Capitel wird die innre Einrichtung des Ordens beschrieben. Man beschreibet die Procuratoren, die Professoren, die Missionarien des Ordens — gut: aber nun, von den vornehmsten Schicksalen der unternommenen Missionen, und der Portugisischen insonderheit — was finden sich denn diese Dinge schon in diesem Capitel? Bey Gelegenheit der Missionarien. Ach spotten sie nicht, gestehen sie lieber, daß sie es nicht wissen. Ich aber weiß es; ich habe nicht vergebens gelesen. Herr H. hat allenthalben die neueste Schicksale der Jesuiten in Portugall vorrätzig. An hundert Orten führt er sie darauf. Mag es sich doch schicken, wie es will. Gernug, dieses Fach war angefüllt, vollgestopft. In andern sah es desto öder aus. Es ist billig, daß eine Provinz der andern ihre Reichthümer mittheilt. Das Portugisische Fach

also — ja freylich hat dieses viele zu versorgen gehabt.

An diesem Beispiele könnten sie sich schon genügen lassen: aber weit auf eben der Seite, die ich vor mir habe, noch ein lächerlicheres vorkommt, so sollen sie es mit geniessen. Im Capitel von der innern Einrichtung des Ordens wird ferner gehandelt, von den Neulingen, von den weltlichen Gehülffen des Ordens, von den untern Schulen der Jesuiten — recht; nun — von dem Zutritte einiger Jesuiten zur neuen Philosophie. Einige Jesuiten philosophirten über das Schöne. Goeden und Rothfischer erleiden über die neuen Philosophie von den Jesuiten viel Ungemach. Werken sie wohl die Fächer! P. und R. Philosophie die neue, Rothfischer — das giebt doch 3 Paragraphen wenigstens; unten noch einmal davon gehandelt, wer merkt das in einem grossen Werk?

Sie können nun ohngefähr auf die übrige Einrichtung des Werks schliessen. Nicht blos in der Einrichtung; ofte in den kleinsten Erzählungen herrscht bald eine lustige, bald eine verdrießliche

briefliche Unordnung. Ein Beyspiel! gleich im Anfang des Werks! S. 2. „Des Ignatius Vater war Bertram. „Dieser ließ seinen Sohn „unter den Edelknaben am Hofe Ferdinands des „Katholischen erziehen. Der Sohn äusserte als „ein gebobrner Ritter schon bey Hofe eine grosse „Neigung zum Kriegswesen. Er kam (nicht „wahr sie vermuthen jetzt: er kam unter die „Garde, Betrogen) er kam im Jahr 1492 „nicht weit von Vampelos aus Licht der Welt.“ Da sie den Jungen schon bey Hofe gesehen haben: wer sollte das denken, daß er nun erst gehobren würde.

Das wäre nun ein Beyspiel einer lustigen Unordnung. Sie können S. 785 und Gott weiss wie viele noch aufschlagen: so finden sie Beyspiele einer verdrüsslichen Unordnung.

Der Geschichtschreiber, der gleichsam nur die Begebenheiten zu seinem Stoffe hat, woraus er arbeitet: muß als Philosoph ihre natürlichste Verbindung untersuchen. Daraus erfindet er die allgemeinen und möglichen Triebfedern. Aber die Verbindungen zwischen den Begebenheiten und Triebfedern die wirklich sind? dazu dienet ihm die Kenntnis der Staatsverfassung, die Kenntnis der Charaktere, sowohl der damals regierenden Personen seines Staats, als auch der Häupter eines andern Staats, die mit dem seinigen in näherem Verhältniß stehen. Sie begreifen wohl, daß ich unter den regierenden Personen diejenigen verstehe, welche wirklich regieren, und solten es auch Kammerdiener sein. Zu dieser Kenntnis verhelfen ihm die Memoiren oder geheimen Nachrichten. Es versteht sich, daß eine genaue Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit voran geht. Diese geheimen Nachrichten erzählen zuweilen einige kleine Umstände, die unvermerkt eine Hauptveränderung veranlaßt haben. Es ist wahr, es ist ein Glück sie zu wissen, aber nicht allemal ein Unglück sie nicht zu wissen.

wissen. Diese besondern kleinen Umstände sind entweder ganz zufällig, oder in der Staatsverfassung gegründet gewesen. In dem ersten Fall nützen sie für einen andern Staat nichts, wenn sie erzählt werden, weil sich kein Staat vor ihnen hüten kann, in dem andern Fall sind sie nur das Complement zu den Ursachen einer Wirkung, die man schon vermuthete. Denn die Hauptaufgaben, die durch eine solche Geschichte aufgelöst werden, sind wohl diese, daß man bey einer gegebenen Regierungsform bey dem gegebenen Charakter des Herrschenden, und bey dem gegebenen Verhältnis anderer Staaten dagegen genau bestimmen lernen, was vor Hauptveränderungen für den Staat erfolgen müssen, das Zufällige bey Seite gesetzt.

Ich nehme nun an, daß mein Geschichtschreiber seine Hauptbegebenheiten als ein geschickter Mann weiß, und als ein redlicher Mann erzählen will: daß er sie als Philosoph mit den genannten Stücken verglichen

Ich könnte im Leben Carls des XIIten ebenso gut die Lebensbeschreibungen eines jeden seiner Officiere liefern, der unter ihm gedient hat.

Die Fortsetzung folgt.

# B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

---

VIII. Den 19. März 1761.

---

## Beschluß des hundert und funfzigsten Briefes.

**D**as achte und neunte Kapitel ist mit den Streitigkeiten der Jesuiten angefüllt, ein räumliches Feld, sagt H. — Ja das glaube ich wohl, aber erwünscht für den, der nur ein grosses Buch schreiben will.

Alle Streitigkeiten der Jesuiten, die nichts zur Vergrösserung oder, Verminderung ihres Ordens, zur Macht oder Schwäche desselben gewürkt haben, fallen ausser die Geschichte. Es steht jedem frey sie insbesondre abzuhandeln, sie, wenn er will, seiner Geschichte anzuhängen. Immerhin. Aber nicht in dieselbe hinein getragen. Wer könnte wohl in der römischen Geschichte die Erzählung der Streitigkeiten zwischen Privatpersonen ausstellen, wenn diese nichts zur Veränderung im  
Neunter Theil.                      H                      Staat

Staat beygetragen haben? Im entgegengesetzten Fall ist es freylich ganz anders. Was für eine Nichtswürdigkeit ist nicht für den Geschichtschreiber, die Rängeifersucht zwischen einer adelichen und bürgerlichen Märrin: aber wenn diese Rängeifersucht wirkt, daß die Consulwürde auch Plebejern ertheilt werden kann: dann wird der Geschichtschreiber auf diese Kleinigkeit aufmerksam. — Aber mit wem plaudere ich denn? Nur nicht ungeduldig, ich komme schon wieder zurück.

Diese Fehler in der Anlage der grossen Hauptstücke sind noch die geringsten. Die verschiedenen Abschnitte, die unter jedes Hauptstück gebracht sind, machen erst die grosse unordentliche Ordnung aus, wenn ich so sagen darf. In der That H. muß nach gewissen Fächern gearbeitet haben. Diese füllte er erst mit den sogenannten Materialien an: dann setzte er zusammen ohngefähr nach seinem Hauptplane: aber wenn hier und da das gehörige Fach noch nicht voll war: — Je nun so nehmen wir unterdessen ein anders, kommen doch Register zum Werke.

Sie



Sie können nicht fordern, daß ich eiliche Bogen abschreibe, um ihnen davon Beweise zu geben: sie dürfen nur selbst den Inhalt der Abhandlungen durchlesen. Ein kleines Beyspiel könnte doch nichts schaden. — Nun das sollen sie wohl haben. Im zweyten Capitel wird die innre Einrichtung des Ordens beschrieben. Man beschreibet die Procuratoren, die Professoren, die Missionarien des Ordens — gut: aber nun, von den vornehmsten Schicksalen der unternommenen Missionen, und der Portugisischen insonderheit — was finden sich denn diese Dinge schon in diesem Capitel? Bey Gelegenheit der Missionarien. Ach spotten sie nicht, gestehen sie lieber, daß sie es nicht wissen. Ich aber weiß es; ich habe nicht vergebens gelesen. Herr H. hat allenthalben die neueste Schicksale der Jesuiten in Portugal vorrätzig. In hundert Orten führt er sie darauf. Mag es sich doch schicken, wie es will. Genug, dieses Fach war angefüllt, vollgestopft. In andern sah es desto öder aus. Es ist billig, daß eine Provinz der andern ihre Reichthümer mittheilt. Das Portugisische Fach

also — ja freylich hat dieses viele zu versorgen gehabt.

Am diesem Beispiele könnten sie sich schon genügen lassen: aber weil auf eben der Seite, die ich vor mir habe, noch ein lächerlicheres vorkommt, so sollen sie es mit geniessen. Im Capitel von der innern Einrichtung des Ordens wird ferner gehandelt, von den Neulingen, von den weltlichen Gehülffen des Ordens, von den untern Schulen der Jesuiten — recht; nun — von dem Zutritte einiger Jesuiten zur neuen Philosophie. Einige Jesuiten philosophirten über das Schöne. Goeden und Rothsfcher erleiden über die neuen Philosophie von den Jesuiten viel Ungemach. Merken sie wohl die Fächer! N. und R. Philosophie die neue, Rothsfcher — das giebt doch 3 Paragraphen wenigstens; unten noch einmal davon gehandelt, wer merkt das in einem grossen Werk?

Sie können nun ohngefähr auf die übrige Einrichtung des Werks schliessen. Nicht blos in der Clarichtung; ofte in den kleinsten Erzählungen herrscht bald eine lustige, bald eine verdrießliche

drückliche Unordnung. Ein Beyspiel! gleich im Anfang des Werks! S. 2. „Des Ignatius Vater war Bertram. „Dieser ließ seinen Sohn „unter den Edelknaben am Hofe Ferdinands des „Katholischen erziehen. Der Sohn äusserte als „ein gehobener Ritter schon bey Hofe eine grosse „Neigung zum Kriegswesen. Er kam (nicht „wahr sie vermuthen jetzt: er kam unter die „Garde? Betrogen) er kam im Jahr 1491 „nicht weit von Pampelos aus Sicht der Welt.“ Da sie den Jungen schon bey Hofe gesehen haben: wer sollte das denken, daß er nun erst gehoben würde.

Das wäre nun ein Beyspiel einer lustigen Unordnung: Sie können S. 785 und Gott weiß wie viele noch aufschlagen: so finden sie Beyspiele einer verdriesslichen Unordnung.

Der Geschichtschreiber, der gleichsam nur die Begebenheiten zu seinem Stoffe hat, woraus er arbeitet: muß als Philosoph ihre natürlichste Verbindung untersuchen. Daraus erfindet er die allgemeinen und möglichen Triebfedern. Aber die Verbindungen zwischen den Begebenheiten und Triebfedern die wirklich sind? dazu dienet ihm die Kenntnis der Staatsverfassung, die Kenntnis der Karaktere, sowohl der damals regierenden Personen seines Staats, als auch der Häupter eines andern Staats, die mit dem seinigen in näherem Verhältniß stehen. Sie begreifen wohl, daß ich unter den regierenden Personen diejenigen verstehe, welche wirklich regieren, und sollten es auch Kammerdiener sein. Zu dieser Kenntnis verheßen ihm die Memoires oder geheimen Nachrichten. Es versteht sich, daß eine genaue Prüfung ihrer Glaubwürdigkeit voran geht. Diese geheimen Nachrichten erzählen zuweilen einige kleine Umstände, die unvermerkt eine Hauptveränderung veranlaßt haben. Es ist wahr, es ist ein Glück sie zu wissen, aber nicht allemal ein Unglück sie nicht zu wissen.

wissen. Diese besondern kleinen Umstände sind entweder ganz zufällig, oder in der Staatsverfassung gegründet gewesen. In dem ersten Fall nützen sie für einen andern Staat nichts, wenn sie erzählt werden, weil sich kein Staat vor ihnen hüten kann, in dem andern Fall sind sie nur das Complement zu den Ursachen einer Wirkung, die man schon vermuthete. Denn die Hauptaufgaben, die durch eine solche Geschichte aufgelöst werden, sind wohl diese, daß man bey einer gegebenen Regierungsform bey dem gegebenen Charakter des Herrschenden, und bey dem gegebenen Verhältnis anderer Staaten dagegen genau bestimmen lernen, was vor Hauptveränderungen für den Staat erfolgen müssen, das Zufällige bey Seite gesetzt.

Ich nehme nun an, daß mein Geschichtschreiber keine Hauptbegebenheiten als ein geschickter Mann weiß, und als ein redlicher Mann erzählen will: daß er sie als Philosoph mit den genannten Stücken verglichen

hat. — Jetzt ist es Zeit zu ordnen. Die Zeitfolge muß ihn dabei an der Hand leiten. Sie ist der Faden, um den sich die Begebenheiten winden, und an verschiedenen Orten Erhöhungen machen, die die Kennzeichen der Veränderungen des Staats sind. Reißt dieser Faden heraus, was vor eine Unordnung? Alles läuft zusammen. Wenn verschiedene Begebenheiten an verschiedenen Orten in gleicher Zeit vorgefallen; so läßt man entweder diejenigen auf einander folgen, welche eine innere Verbindung unter sich haben; oder man setzt eine gewisse Ordnung unter den Orten feste: von der man nur im erstern Falle abweicht. Das Schwerste ist unstreitig, aus der Erzählung der Begebenheiten die Triebfedern merklich zu machen. Man kann annehmen, daß der Leser wenigstens die innere Verfassung des Staats kenne: man darf diese zuweilen nicht annehmen. Hier muß nun die Nachricht davon als eine Einleitung vorangeschickt werden. Die Charaktere werden nicht an dem Orte gezeichnet, wo sie sich am stärksten neben andern ausnehmen,

nehmen, sondern da, wo sie als Erkenntnisgründe ihren Platz nehmen müssen. Die kleinen Umstände, welche groſſe Ursachen werden, ſchaltet man unmittelbar vor ihren Wirkungen ein, weil der Leſer ſie nicht leicht erröthen, und wenn ſie zu weit abſehen, leicht wieder vergeſſen kann. Und endlich ſucht der Geſchichtſchreiber die Blicke ſeiner Leſer oft auf die allgemeinen philoſophiſchen Urfachen zu richten: wo er vermuthen kann, daß ihre Vergleichung mit den Wirkungen den lebhaftesten Eindruck machen können. Dies ſind die *Sententias graves*, die groſſen, die erſten Sätze, die Lieblinge, die Unterhaltung des Verſtandes werden: Unterdeſſen das Einbildungskraft und Gedächtniß nicht einen Augenblick müſſig ſind. Dadurch haben ſich die meiſten verführen laſſen. Sie haben geglaubt, daß nichts weiter zu thun ſey; als erbauliche Sprüche einzustreuen, und daran dachten ſie, kann es uns nie fehlen: Was für Geſchichtſchreiber wir ſeyn werden? — Eigentlich hätten auch ein Thucydides,

des, ein Buch über pragmatisch geschrieben, aber nicht einer solchen Art anzuhellen. Allen, denen es jetzt der Rathmannsater seine Schätze hat, muß am mehr Gewißheit sein, dass Christus zu geben, sondern am die Bestimmung der selben durch den besondern Fall zu erkennen. Denn ich mir: so hat auch Louis mir gelehrt; Louis der auch deutlich sagt, daß das eigentlich pragmatische. Das ist der Herr mit Christus herzustellen soll, „quique acriter intendat animam.“ in der Betrachtung besetzt quæ vitæ, quæ mores faciant, per quos viros, quibus actus domi militumque & partium & auctum imperium sit. Labente inde pœdatione disciplinæ velut delectatus primo mores sequatur animo, deinde ut magis magisque lapsi sint, tum ire coeperint præcipites. — Zu diesen Bestimmungen hat der Geschichtschreiber; den Privatmann kann jeder selbst heraufhaben. Der Schatz der dieser Stelle werden Ge. Hochwürden der Herr Probst Harnberg verständig bemerkt haben, daß es auch dem Geschicht-



schichtschreiber erlaubt sey, seine Sätze in Bildern zu mahlen. Ja; aber nur wie ein Livius.

Machen Sie nun die Anwendung auf die Geschichte des Jesuiten Ordens. — Ja ich denke wohl gar, daß sie bis hieher gelesen haben. Nicht? Nun so schleiche ich mich weg, ohne ihnen gute Nacht zu wünschen.

B.

Hundert

## Hundert und zwey und funfzigster Brief.

Sie sind noch nicht ganz von meinen Anmerkungen über die Geschichte befreyet. Ich habe noch eine auf den Herzen, die sie lesen müssen. Was meinen Sie wohl, wenn unsere jungen deutschen Gesellschafter, anstatt sich wechselseitig Lobreden zu halten, anstatt Verse zu machen, die niemand kennt, als die, welche sie hören müssen, und vielleicht nur ihr Herr Verfasser allein bewundert — anstatt dieser wichtigen Beschäftigungen, durch die freylich der gute Geschmack in Deutschland so allgemein wird! sich auch zuweilen im historischen Styl üben? Ein alter Doctor sagte einst zu einem Lord, der noch Fehler wider die Sprache machte: aber Mylord! Was könnte es ihnen wohl schaden wenn sie noch einmal wieder ihre Grammatick läsen. Was könnte es denn den jungen Herrn schaden, wenn sie sich in dem prosaischen und besonders im historischen Styl üben? Vielleicht äußert unsere

unsre Sprache darin, am meisten ihre Unbequemlichkeiten. Der historische Styl will Kürze, und nun mangeln viele Participien; er fordert Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven wenn wir uns immerfort mit unserm Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi &c. die Franzosen haben dieses in ihrer Sprache übergetragen. Unsre Hülfsörter, die wir zur Bildung des perfecti brauchen, machen den Styl zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes perfectum; wir unser imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zu kurz. In einem Styl der durch wenig Zierrathen abgewechselt wird, wo die Perioden nicht gedehnt und durch prächtige Wörter vollgestopft werden, kommt unendlich viel auf solche Abänderungen an.

Hier müssen wir unsrer Sprache zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hülfe entzieht, doch Wendungen ausdenken, dadurch  
dieser

dieser Mangel ersetzt wird. Aber was geht unsern deutschen Gesellschaften die deutsche Sprache an? Sie wollen Verse machen, dieselben vorlesen und weil manches Uebel in dieser Welt zugelassen wird, sie auch drucken zu lassen. Geht es nicht in besondern Bändchen an: so wird es in das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit eingerückt und dort werden sie gewis gelobet, denn — sie sind ja schlecht.

Der Beschluß folgt.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

IX. Den 26. März 1761.

---

Beschluß des hundert und zwey und funfzigsten Briefes.

Eine ganz besondere Seltenheit habe ich für Sie daraus ausgelesen. Es giebt auch in Altdorf eine schöne deutsche Gesellschaft. Dies ist erst eine schöne Gesellschaft! darinnen werden Hochwohlgebohrne gnädige Fräuleins aufgenommen; bey ihrer Aufnahme höflich und freundlich besungen und endlich oben auf den Helikon gestellt. Ein solcher Gesang ist auch über die Hochwohlgebohrne Fräulein Regina Thomasius entstanden, (ich nenne den Taufnamen nicht vergebens) davon ich ihnen nur das rührende und schöne Ende mittheilen kann.

„Verdienste krönen dich. (Sey froh o Gönnerin)

„Die Musen Frankenlands belorbern deinen Scheitel,

„Sey ihrem Helikon hinfort die Königin,

„Wie du Regina bist, Solch Lob ist niemals eitel.

Neunter Theil.

J

Fällt

Fällt Ihnen hier nicht die Stelle aus dem Rabener ein: „Sie heißen Dorothea; denn „sie sind eine wahre Gottesgabe: und da ich „Theodor heiße; so wird es überflüssig seyn zu „beweisen, daß wir beyde für einander geschaffen „scheinen? Ich sinne schon lange nach, was für einen Taufnamen einer unter den Herren Gesellschaftern haben müsse, damit er sich füglich neben dem Namen Regina an den fränkischen Helikon setzen könne. Muß sich nicht der ehrliche Dichter gefreuet haben, daß er den Namen Regina so schmeichelnd für die Fräulein angebracht hat. — So weit sind wir nun, daß wir noch nicht einmal die elenden Wortspiele verbannt haben — nicht einmal aus schönen deutschen Gesellschaften!

B.

---

Hundert

## Hundert und drey und funfzigster Brief.

Nach in deutscher Sprache haben wir Schilderungen von einem Ungenannten erhalten. \* Diese Schilderungen sollen, wie Sie leicht errathen können, Satyren seyn. Von diesem Schriftsteller nun, muß jeder, der nicht Geschmack, nur Erziehung, hat, gestehen, daß er unsern Zeiten — Schande mache. O, dann wollen Sie ihn gar nicht kennen lernen. Mit ihrer Erlaubniß, Sie müssen. Mit den ganz schlechten Schriftstellern geben wir uns zwar freylich nicht ab; aber unter den schlechten stehen noch die elenden; und wann einer von diesen (der Himmel gebe, daß es nur einer sey) etwas drucken läßt, und gerade so viele Leser erhält, als ihn bewegen kann, auch noch einen zweyten Theil zum Druck zu befördern; so verdient der Mann bemerkt zu werden, nicht um ihn zu bessern,

\* Schilderungen. Frankfurt und Leipzig, in der  
Wiesterfeldischen Buchhandlung, 1759. und  
1760. 2 Theile.

hat. — Jetzt ist es Zeit zu ordnen. Die Zeitfolge muß ihn dabei an der Hand leiten. Sie ist der Faden, um den sich die Begebenheiten winden, und an verschiedenen Orten Erhöhungen machen, die die Kennzeichen der Veränderungen des Staats sind. Reißt dieser Faden heraus, was vor eine Unordnung! Alles läuft zusammen. Wenn verschiedene Begebenheiten an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit vorkommen; so läßt man entweder diejenigen auf einander folgen, welche eine innere Verbindung unter sich haben; oder man setzt eine gewisse Ordnung unter den Orten feste: von der man nur im erstern Falle abweicht. Das Schwerste ist unstreitig, aus der Erzählung der Begebenheiten die Friebsedern merklich zu machen. Man kann annehmen, daß der Leser wenigstens die innere Verfassung des Staats kenne: man darf diese zuweilen nicht annehmen. Hier muß nun die Nachricht davon als eine Einleitung vorangeschickt werden. Die Charaktere werden nicht an dem Orte gezeichnet, wo sie sich am stärksten, neben andern ausnehmen,



nehmen, sondern da, wo sie als Erkenntnisgründe ihren Platz nehmen müssen. Die kleinen Umstände, welche groſſe Ursachen werden, ſchaltet man unmittelbar vor ihren Wirkungen ein, weil der Leſer ſie nicht leicht erröthen, und wenn ſie zu weit abſtehen, leicht wieder vergeſſen kann. Und endlich ſucht der Geſchichtſchreiber die Blicke ſeiner Leſer oft auf die allgemeinen philoſophiſchen Urfachen zu richten: wo er vermuthen kann, daß ihre Vergleichung mit den Wirkungen den lebhaftesten Eindruck machen können. Dies giebt die *Sententias graves*, die groſſen, die erſten Sätze, die Lieblinge, die Unterhaltung des Verſtandes werden: unterdeſſen das Einbildungskraft und Gedächtniß nicht einen Augenblick müſſig ſind. Dadurch haben ſich die meiſten verführen laſſen. Sie haben geglaubt; daß nichts weiter zu thun ſey; als erbauliche Sprüchelchen einzustreuen, und daran denken ſie, kann es uns nie fehlen: Was für Geſchichtſchreiber wir ſeyn werden? — Eigentlich hätten auch ein Thucydides,

des, ein Livius schon pragmatisch geschrieben, ohne irgend einen solchen Satz einzuschalten. Allein, eben so setzt der Mathematiker seine Scholien hin, nicht um mehr Gewisheit seinem Lehrsatze zu geben, sondern um die Verständlichkeit desselben durch den besondern Fall zu erleichtern. Wenn ich irre: so hat mich Livius irre geführt; Livius der ausdrücklich sagt, daß das eigentlich pragmatische, das ist: der Leser mit Scharffinn herausfinden soll; „*quisque acriter intendat animum*“, in der Bemerkung bestehe *quæ vita, qui mores faciant, per quos viros, quibus artibus domi militiaeque & partum & auctum imperium sit. Labente deinde paulatim disciplina velut decedentes primo mores sequatur animo, deinde ut magis magisque lapsi sint, tum ire coeperint præcipites.* — Zu diesen Bemerkungen hilft der Geschichtschreiber; den Privatnutzen kann jeder selbst herausfinden. Bey Gelegenheit dieser Stelle werden Excellenzen der Herr Probst Harenberg vermuthlich bemerkt haben, daß es auch dem Geschicht-

---

schichtschreiber erlaubt sey, seine Sätze in Bildern zu mahlen. Ja; aber nur wie ein Pivins.

Machen Sie nun die Anwendung auf die Geschichte des Jesuiten Ordens. — Ja ich denke wohl gar, daß sie bis hieher gelesen haben. Nicht? Nun so schleiche ich mich weg, ohne ihnen gute Nacht zu wünschen.

B.

## Hundert und zwey und funfzigster Brief.

Sie sind noch nicht ganz von meinen Anmerkungen über die Geschichte befreyet. Ich habe noch eine auf den Herzen, die sie lesen müssen. Was meinen Sie wohl, wenn unsere jungen deutschen Gesellschafter, anstatt sich wechselseitig Lobreden zu halten, anstatt Verse zu machen, die niemand kennt, als die, welche sie hören müssen, und vielleicht nur ihr Herr Verfasser allein bewundert — anstatt dieser wichtigen Beschäftigungen, durch die freylich der gute Geschmak in Deutschland so allgemein wird! sich auch zuweilen im historischen Styl üben? Ein alter Doctor sagte einst zu einem Lord, der noch Fehler wider die Sprache machte: aber Mylord! Was könnte es ihnen wohl schaden wenn sie noch einmal wieder ihre Grammatick läsen. Was könnte es denn den jungen Herrn schaden, wenn sie sich in dem prosaischen und besonders im historischen Styl üben? Vielleicht äußert  
unsre

unsre Sprache darinn, am meisten ihre Unbequemlichkeiten. Der historische Styl will Kürze, und nun mangeln viele Participien; er fordert Sprachnaivetäten, wenn ich mich so ausdrücken kann, und das Deutsche giebt sie nicht. Mit wie vielem Reize brauchen nicht die Lateiner ihre Infinitiven wenn wir uns immerfort mit unserm Imperfecto schleppen müssen: Ille hostem aggredi &c. Die Franzosen haben dieses in ihrer Sprache übergetragen. Unsre Hilfsörter, die wir zur Bildung des perfecti brauchen, machen den Styl zu weitschweifig. Die Franzosen haben ihr erzählendes perfectum; wir unser imperfectum, aber sie haben es ja auch. Folglich kommen wir immer zu kurz. In einem Styl der durch wenig Zierrathen abgewechselt wird, wo die Perioden nicht gedehnt und durch prächtige Wörter vollgestopft werden, kommt unendlich viel auf solche Abänderungen an.

Hier müssen wir unsrer Sprache zu helfen suchen, und wenn sie uns ihre Hülfe entzieht, doch Wendungen ausdenken, dadurch  
dieser

dieser Mangel ersetzt wird. Aber was geht unsern deutschen Gesellschaften die deutsche Sprache an? Sie wollen Verse machen, dieselben vorlesen und weil manches Uebel in dieser Welt zugelassen wird, sie auch drücken zu lassen. Geht es nicht in besondern Bändchen an: so wird es in das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit eingerückt und dort werden sie gewiß gelobet, denn — sie sind ja schlecht.

Der Beschluß folgt.

# B r i e f e,

die neueste Litteratur betreffend.

---

IX. Den 26. März 1761.

---

Beschluß des hundert und zwey und funfzigsten Briefes.

Eine ganz besondere Seltenheit habe ich für Sie daraus ausgelesen. Es giebt auch in Altdorf eine schöne deutsche Gesellschaft. Dis ist erst eine schöne Gesellschaft! darinnen werden Hochwohlgebohrne gnädige Fräuleins aufgenommen; bey ihrer Aufnahme höflich und freundlich besungen und endlich oben auf den Helikon gestellt. Ein solcher Gesang ist auch über die Hochwohlgebohrne Fräulein Regina Thomasius entstanden, (ich nenne den Taufnamen nicht vergebens) davon ich ihnen nur das rührende und schöne Ende mittheilen kann.

„Verdienste krönen dich. (Sey froh o Gönnerin)

„Die Musen Frankenlands belorbern deinen Scheitel,

„Sey ihrem Helikon hinfort die Königin,

„Wie du Regina bist. Solch Lob ist niemals eitel.

Neunter Theil.

J

Fällt

Fällt Ihnen hier nicht die Stelle aus dem Rabener ein: „Sie heißen Dorothea; denn „sie sind eine wahre Gottesgabe: und da ich „Theodor heiße; so wird es überflüssig seyn zu „beweisen, daß wir beyde für einander geschaffen „scheinen? Ich sinne schon lange nach, was für einen Taufnamen einer unter den Herren Gesellschaftern haben müsse, damit er sich füglich neben dem Namen Regina an den fränkischen Helikon setzen könne. Muß sich nicht der ehrliche Dichter gefreuet haben, daß er den Namen Regina so schmeichelnd für die Fräulein angebracht hat. — So weit sind wir nun, daß wir noch nicht einmal die elenden Wortspiele verbannt haben — nicht einmal aus schönen deutschen Gesellschaften!

B.

---

Hundert



## Hundert und drey und funfzigster Brief.

Auch in deutscher Sprache haben wir Schilderungen von einem Ungenannten erhalten. \* Diese Schilderungen sollen, wie Sie leicht errathen können, Satyren seyn. Von diesem Schriftsteller nun, muß jeder, der nicht Geschmack, nur Erziehung, hat, gestehen, daß er unsern Zeiten — Schande mache. O, dann wollen Sie ihn gar nicht kennen lernen. Mit ihrer Erlaubnis, Sie müssen. Mit den ganz schlechten Schriftstellern geben wir uns zwar freylich nicht ab; aber unter den schlechten stehen noch die elenden; und wann einer von diesen (der Himmel gebe, daß es nur einer sey) etwas drucken läßt, und gerade so viele Leser erhält, als ihn bewegen kann, auch noch einen zweyten Theil zum Druck zu befördern; so verdient der Mann bemerkt zu werden, nicht um ihn zu bessern,

\* Schilderungen. Frankfurt und Leipzig, in der  
Wiesterfeldischen Buchhandlung, 1759. und  
1760. 2 Theile.

bessern; sondern um feige Leser zu beschämen. Sie dürfen also nicht solche Auszüge von mir erwarten, die diesen schlechten Schriftsteller charakterisiren; dazu dienet ihnen das ganze Buch; sondern solche Stellen, die den elenden brandmarken. Ich werde mich also schon entschliessen müssen, Stellen abzuschreiben, die Verdruss, Ekel — doch Sie sollen es gleich sehen.

Der Verf. schildert zuerst den Philosophen nach dem Leben, wie er sagt. Zu dem Ende bringt er ihn in eine Tischgesellschaft: (denn fast in allen seinen Stücken ist eine Mahlzeit beschrieben). Nach vielen gleich abgeschmackten Gewäſche fährt er fort: p. 8. „Während daß „der Tisch gedeckt wird, tritt er (der Philosoph) „den Hintern gegen die Gesellschaft zurehend, „mit einem aus einander gezogenen Tubo an das „Fenster und mustert das ganze Heer des Himmels, ohne in einer guten Weile an die Erde, „Gesellschaft und das Essen zu gedenken, oder „der hinter ihm rauschenden Nöthigungen Gehör „zu geben. Setzen sie sich, sagt er endlich, „und

„und geht mit allen sieben Planeten und ihren  
 „Trabanten begleitet, etwas seitwärts nach dem  
 „Stuhle. Auf einmal unterbricht das irdische  
 „Gnurren seines Magens das systematische  
 „Gespräch von den Bürgern des Mondes —  
 „er ißt mit gutem Appetit, daß alle zehn Fin-  
 „ger friesen. — Nunmehr wischt er mit dem  
 „Ausschlage den Mund ab und sängt während  
 „des Stöckerns in den Zähnen an, ein junges  
 „Frauenzimmer von der Quadratura circuli zu  
 „unterhalten.“ Bey dieser Gelegenheit kann  
 sich der Schilderer nicht entbrechen in einer  
 Note das Hiftdörchen von Newtons Zerstreu-  
 ung des Gemüths in Gesellschaften anzubrin-  
 gen. O! nicht wahr, dieses einzige wäre schon  
 hinreichend vor einen Kenner, dem Verfasser  
 seine rechte Klasse unter den Schriftstellern  
 anzuweisen? Lesen Sie weiter: „Man  
 „trinkt des Philosophen Gesundheit; er neigt  
 „das Haupt und demonstriret fort, da' er  
 „unterdessen immer die Gaumen ohne  
 „Ceremonien anseuchet. — Sammelt nun

„schon der theure Mann mit schwerem Haupte,  
„nach Hause und

„Stolpert, sinkt und fällt im Quarg

„Und sprudelt mit Lateine

Kranke.

„so wird er doch den andern Tag nicht ver-

„gessen, ein ihm versprochenes Buch abholen,

„zu lassen. — Bey der frommen Furcht

„seines Nachbarn unter dem Herannahen

„der grausamsten Wetter wird mein Philo-

„soph dergestalt lachen, daß der ganze Leib

„bebt.“ Hier noch eine Note, wie folgt:

„Der bekante Prof. Richmann zu Peters-

„burg mußte auch das Blitz und Donner

„was natürliches sey, und gleichwohl be-

„gieng er die Schwachheit und büßte dabey,

„während des Gebrauchs seiner Elektrisi-

„maschine, sein Leben ein.“ Begreifen Sie

wie diese Note hieher kommt? Vermuth-

lich damit man wissen soll, der Verf. habe

auch etwas vom Prof. Richmann gehört.

Ein elender Schriftsteller will nichts umsonst

gelesen haben. Betrachten Sie nur einmal

die ganze Stelle, und gestehen Sie, daß,

wenn

wenn ein gewisses gutes Buch dadurch besleckt würde, dieses Buch eben dadurch unter die ganz schlechten herunter gestossen zu werden verdiente. Doch diese Stelle ist noch erträglich gegen hundert andere, die weit schmutziger sind. Sie glauben mir nicht auf mein Wort? So folge ihnen denn die Strafe auf dem Fusse nach. Lesen Sie.

In der Beschreibung des Geizigen kommen folgende Züge vor, die der arme Moliere nicht anzubringen gewußt hat. „Seine Augen sind  
 „wie ausgegossene Kohlen. Nase und Kinn  
 „sind so lang und spizig, daß man damit Löcher  
 „in ein Bret bohren könnte, und sein ganzes  
 „Angezicht formt ein vollkommen Dreyeck. Seine tägliche Speise ist ein zuvor in unterschiedliche Theile geschnittenen und in der Luft  
 „gedörretes Brodt, das an Feinigkeit kaum dem  
 „Humperrickel gleich kommt, und sein Getränk  
 „entweder ein bloßes Wasser oder doch nur ein  
 „von ihm selbst gebräuter Korbent, — eine  
 „geräucherte Wurst, worinnen die Maden wühlen,  
 „ist eine Speise, welche man auf die  
 J 4 „hohen

„hohen Festtage aufbewahrt., Sie wollen aus  
 „Edel nicht weiter lesen? — Ohne Barmher-  
 „zigkeit. Sie wissen noch nicht, wie weit  
 „sich ein Grillenfänger vergessen kann. Hier  
 „ist mein Mann der es ihnen sagen kann. p. 84. 2c  
 „Er gerieth einſtmales unter Nachmittags als  
 „ihm ein Kramerjunge eine Rechnung brachte,  
 „über deſſen ſchwarzen Bräm an der rothen  
 „Pelzmütze und über die Urſache der Anlegung  
 „der Schorſteine in der Küche in ein ſo tieſes  
 „Nachdenken, daß er den aufgetragenen Coffee  
 „auszutrinken und das Abendessen zu fordern  
 „vergaß. Seine Aufwärterinn Dorothea Jeders-  
 „mans, die ſchon einige Zeit bey ihm geweſen  
 „war und ſeine Mode mußte, getraute  
 „ſich nicht ihn mit dem Lichte zu ſtören. Sie  
 „ließ ihn ſitzen, verſchloß die Thüre, und  
 „legte ſich (es kan ſeyn, daß es von ihm  
 „geſehr geſchehen,) in ihres Herrn Bette.  
 „Nach Verlauf einiger Stunden hatte das  
 „Feuer im Ofen ausgebrannt und die ſtrenge  
 „Witterung ſetzte ſeinen Grillen die end-  
 „lichen Gräben. Er war ganz ſteif gefroren  
 „und

„und suchte mit bebenden Gliedern das Lager.  
 „Er fühlte darin, was er wegen der Finster-  
 „niß nicht sehen konnte. Er fing an zu fluchen,  
 „da aber der Schlafgeselle taub und fühllos  
 „blieb, und er die Kälte nicht mehr abhalten  
 „mochte, so ließ er seinen Eigensinn fahren,  
 „und froh, um desto eher zu erwärmen,  
 „dachte an ihr. Die schleichende Wollust ver-  
 „drang mit plötzlichem Ungestüm das sonst ge-  
 „wohnte Nachdenken, so sehr, daß sich Brodts  
 „finster, der häßliche Stockfinster endlich am  
 „Morgen mit seiner Aufwärtlerin ausföhnte.“

Und diese Schilderung sollte nun beweisen,  
 daß (p. 77.) man eben so wohl durch einen  
 wirklich guten Verstand als durch die aufge-  
 brachte Phantasie in einer Zerstreuung des Ge-  
 müths gerathen könne; „denn wie ein altes  
 „Sprüchwort schon sagt: allzuflug macht närrisch.“

Unerträglich? ich sage ihnen, es ist noch  
 erträglich in Vergleichung dessen was folgt.  
 „In seiner Unverschämtheit (der B. schildert  
 einen Spaßmacher, oder wenn sie wollen sich

selbst, wie aus hundert Stellen erhellet,) „geht  
 „er so weit, daß er es sich für erlaubt hält,  
 „die halb verdeckten Geheimnisse durch fürwitzige  
 „Blicke über die Achseln aufdecken, und die  
 „unschuldigsten Seelen durch ein unzüchtiges  
 „Lob zu beschämen. Noch neuerlich warf er  
 „bey solcher Gelegenheit die Frage auf: wer  
 „vor andern berechtiget sey, einem Frauengim-  
 „mer die blutsaugende Floh von der Brust zu  
 „haschen“ — Ich schenke ihnen hier ähnliche  
 Stellen aus bloßen Mitleiden

Aber noch ein Paar, die ich zu einem ge-  
 wissen Beweise nöthig habe, müssen Sie le-  
 sen. Das Gemählde des Wollüstigen wird unter  
 dem Bilde Melchior Flatters vorgestellt.

N. 130. „Melchior Flatter ist ein Mann  
 „von ohngefähr 30 Jahren. Er hat ein gu-  
 „tes Ansehen und einen gesunden Körper.  
 „Sein Haupt aber bedeckt eine pariser Peru-  
 „que, weil es ganz kahl ist.“ Dieses wird  
 durch folgende Note erläutert. „Der unmäßi-  
 „ge Gebrauch der Wollüste trocknet das Gehirn  
 „und



„und schwächt überhaupt das Haupt. Venette  
 „von Erzeugung des Menschen, Th. 3. c. 1.

„Er selbst beehrt die Liebe mit dem Titel  
 „seines Lehrmeisters; und ist nicht der erste,  
 „der dieses thut: denn schon Plinius hat es  
 „von sich gesagt. Des Morgens ist sein Affekt  
 „am stärksten. Manchmal beklagt er sich

„Wenn ich Unruhiger auch gleich die Augen  
 schliesse;

„So träumen wir allein Umarmungen und Küsse.  
 von Lohenstein.

„Es geschieht aber mit einem merklichen  
 „Wohlgefallen; und sogar seine Aufwärterin  
 „trägt zum öftern, noch ehe es Tag wird, für  
 „die Deutung seiner Träume, mit der Mühe  
 „voll Federn, ein Trinkgeld davon. Das  
 „Mensch ist aber auch erkenntlich. Es läßt  
 „es nicht genug seyn, seines Herren Träume  
 „fühlbar zu deuten, sondern man sagt auch,  
 „daß es ihm mit einer besondern Fertigkeit  
 „Strümpfe und Hosen anlege. So viel ist  
 „richtig, Lupinens Sorgfalt hat kaum ihres  
 „gleichen

gleichen. Melchior Gladder weiß es. Der  
 „Gesundeste hat bisweilen üble Zufälle. Er  
 „selbst ist nicht davon befreiet. Noch neulich  
 „kam er ganz kraftlos nach Hause. Lupine  
 „entschloß sich, mit dem willigsten Herzen, ihr  
 „Bette in seiner Schlafkammer aufzuschlagen.  
 „Nun kann er sie gleich bey der Hand haben,  
 „wenn es Noth thut.“

„Eben dieser Gladder

Muß an alle Schönen jupfen.

Der Freyer.

„Er sucht sich daher bey ihnen gefällig zu  
 „machen. Cleopatra reißt seine Lüste am mei-  
 „sten. Die Schwüle Lust ist ihrer Keusch-  
 „heit lästig. Sie trägt daher den obern  
 „Theil ihres Leibes entblößt. Er bewundert  
 „den Glanz ihrer Augen, und die feinigten  
 „werden ganz gläsern.“

Ach! an Cleopatern ist Kern und Schale gut

von Lohenstein.

„— Der Anblick eines niedlichen Kopfteuges oder  
 „eines ausgespannten Biegelwerks macht sein Herz  
 „einen brennenden Strohwißch ähnlich.“

Werde

Werde ich nun bald bewiesen haben, daß dieses Buch noch unter dem Eulenspiegel steht? Möthigen Sie mich nicht, das herzusetzen, was ich noch im Hinterhalt habe. Doch, es soll Ihnen kein Zweifel mehr übrig bleiben. Wer auch schon so viel eckelhaftes gelesen hat; kann die folgende immer mit ansehen.

Der Schilderer führt einen Fächjornigen am Tische, auf, der sich über ein entwendetes Stück Brodt, daß er sich zu seinem Käse aufbehalten; entseßlich entrüstet. Die Magd hat davon etwas abgebrochen. „Das verfluchte Weibstück,“, rief Ungestüm. Ich wolte daß sie den Tod „daran gefressen hätte. Meynt dann die Zetter-„hure, daß ich dazu gut genug sey, ihr die „Käntchens nach ihren verwünschten Appetite „zu schneiden? Jetzt will ich nichts mehr sagen, „um nicht meinen lieben Gast zu ärgern. Aber „laß mir eine Canaille wieder mein Käntchen „mit ihren Gauskäusen betahren, ich will sie „prügeln, sie soll Pomeranzen — Soll ich „nicht so viel im Hause zu sagen haben, daß ich „einen

„einen Bissen Brodts für mich behalte, das  
„ist doch entsetzlich! das Hausgepack ist doch  
„alles über einen Reisten. Das Teufelsge-  
„schmeisse! ich mag predigen wie ich will; so  
„ist doch immer, als wenn eine dumme Gans  
„was pfeffe.“ In diesem Ton geht es noch  
eine ganze Seite fort, aber mir ist es unmög-  
lich weiter zu schreiben.

Was sagen Sie nun dazu. Sollte ich nicht  
von rechts wegen eine Quarantaine halten, ehe  
ich wieder einen guten Schriftsteller in die  
Hand nehme?

## Hundert und vier und funfzigster Brief.

Wenn Sie die eckelhaften Stellen in meinem Schilderer ausnehmen, und deren sind freylich nicht wenige; so verspreche ich ihnen doch, daß er sie an manchen Orten belustigen soll. Sie müssen wissen, daß der Mann eine ausgebreitete Belesenheit hat, und von dieser Belesenheit einen Gebrauch macht, den Sie gewis nicht machen würden. Haben sie einen von Spilker, einen Geräus, einen Beccari, einen Buchka, einen Krause, einen von Lohenstein gelesen; haben sie die Phönix unter den moralischen Wochenblättern, einen Krambambulisten, einen Hofmeister, das Erfurtische, Gotha'sche, Quedlinburgische Wochenblatt gelesen; haben sie den geschickten und geistreichen Herrn Naumann gelesen; der die Methoden die Schnürleiber unsrer Gedanken nennt, und wenn sie alles das gethan haben, haben sie diese Schriften mit Rußen gelesen, so, daß sie auch etwas daraus zur Verzierung ihrer Aufsätze anführen können;  
haben

haben Sie sich aus einigen Reisebeschreibungen und besonders aus der *acerra philologica* Auszüge gemacht?

Nicht wahr, Sie können dieses nicht bejahen? Nun wenn Sie es nicht können: so gestehen Sie auch, daß Sie weniger gelesen, weniger mit Vortheil gelesen haben, als mein Moralist. Ich habe ihnen noch nichts von Picander, Menantes, Triller, Gottsched &c. gesagt, die alle ihren Ehrenplatz in diesen beyden Theilen haben. In meinem vorigen Brief finden Sie schon einige hübsche Beispiele von der Kunst dieses Schriftstellers seine Dichter anzuführen: aber daß er sich auch in die Pandecten, in alte Schriftsteller ausgebreitet hat: das ist noch was seltenes. Z. E. Er sagt von den Gespenstern, daß Sie sich schon einer zehn- oder zwanzigjährigen Besetzung der Kirchen und Gottesäcker rühmen können und schließt daraus, daß ihnen eben deswegen ein wohlthätiger Schutz zu statten komme. Hier wird der geneigte Leser verwiesen auf Wernheri *Compendium Pandectarum* Lib. XL. tit. 3. p. 97.

Der Beschluß folgt.

# B r i e f e ,

Die neueste Litteratur betreffend.

---

X. Den 2. April 1761.

---

Beschluß des hundert und vier und  
funfzigsten Briefes.

**B**ey dem artigen Spas, den ein Herr durch  
die Frage macht, wem es erlaubt sey, den  
Floh von der Brust eines Frauengimmers zu ha-  
schen, wird angeführt Opitzius Jocosus in  
lib. de eo, quod juxta est circa spiritus fa-  
miliares feminarum, h. e. pulices. Qu. 33.

Ein gelinder Vater getrauet sich nicht seinen  
Kindern Ohrfeigen zu geben, weil er sie für höchst  
gefährlich hält, de perniciosis effectibus ex in-  
flictione alarum resultantibus vid. G. Franci  
Schediasma de alapis sive colaphis §. 15. &c.

Bei dem Unterschiede zwischen der Fuge und  
Verbergung der Wahrheit wird angeführt Gro-  
tius de Jure belli & pacis L. 3. c. 1. §. 9. seqq.

Neunter Theil.

F. Tho-

Thomafius in Instit. Juriſpr. L. 2. c. 8. 9. 60. ſeq. pag. 307. Mulleri philoſ. pract. univ. T. I. c. 3. S. 3. §. 265.

Jetzt ſieht man bey den Heyrathen aufs Geld und nicht auf gute Wirthinnen. Ehemals war es anders. Denn Tacitus ſagt ſchon *Dotem non uxor marito, ſed uxori maritus offert.* de morib. Germ. 120.

Sehen Sie wohl! das macht einem Schriſtſteller Anſehen. Wenn ein gemeiner Mann dieſes Buch lieſt, und findet unten ſo viele lateiniſche Bücher und ſo hübfche lateiniſche Stellen citiret: O was muß er nicht von dem Verfaſſer denken! Ich denke, daß die *acerra philologica* gute Dienſte hiebey geleistet habe. Starcken Argwohn habe ich wenigſtens.

Doch auch aus Sagedorn, Gellert, Kleiſt, Uz, Haller, aus dem Touſſaint (welchen er, nebst ein paar andern franzöſiſchen Schriſtſtellern nur aus Ueberzeugungen kennt) ſind einige Stellen angeführt. Es wäre unbillig dieſes zu verſchweigen. Aber was meynen Sie wohl? Ich habe die Stellen verkannt; die ſchlechte Geſellſchaft



schaft schien sie fast zu verderben. Es sind Blü-  
 men, die ihre süßen Gerüche in einer neblichten  
 Luft ausduften, und eben deswegen nicht mehr  
 empfunden werden. Damit Sie sich auch einen  
 Begriff machen können, wie ein solcher Mann  
 gute Bücher liebt; so sollen Sie zwey Beispiele  
 erhalten. Der Schilderer beklagt sich an einem  
 Orte, daß ein Amt durch einen nichtswürdigen  
 besetzt worden, und fügt hinzu: „Ein ehrlicher  
 „Mann, wie Loussaint sagt, würde diese Stelle  
 „besser bekleidet haben.“ Wenn die Loussaint  
 nicht gesagt hätte, wie hätte es der V. wagen  
 dürfen, einen solchen Satz vorzubringen? An ei-  
 nem andern Orte S. 294. stichelt er dem Loussaint  
 die bey diesem so lebhafte Schilderung eines Ver-  
 schwenders; der von seinen Gläubigern belagert  
 wird, und durch seine Dreistigkeit sie sich wieder  
 vom Halse schast. Ich sage, er stichelt ihm diese Schil-  
 derung: aber sie ist freylich nicht mehr des Louf-  
 saint's Schilderung. Wie kann einem solchen  
 Manne etwas durch die Hände gehen, das nicht  
 verunstaltet werden sollte? Sie werden sich leicht  
 ein Gleichnis dazu denken. Aber im Ernst; sollte

man nicht einem elenden Schriftsteller verbiethen, Stellen aus guten Büchern in die feintigen zu mischen; so wie man es vor schändlich hält in lustigen Gesellschaften Sprüche aus der Bibel anzuführen? Es ist auch deswegen eine Plage von schalen Köpfen gelesen zu werden, weil sie unsre Gedanken in die Verbindung ihrer Rede bringen.

Und nun sagen Sie mir, wenn man ihnen folgende Aufgaben vorlegte: Es wird ein Mann gegeben, der die genannten Dichter und Bücher mit dem Geschmac (welcher aus den Citationen erhellet) und in der Absicht dadurch den Spasmacher in den Gesellschaften einer kleinen Stadt abzugeben, gelesen hat. Dieser Mann schreibt ein moralisches Wochenblatt: wie wird es werden? Im Ernst, könnten Sie es nicht mathematisch berechnen, daß es eben ein solches Buch, wie die Schilderungen werden müßte?

## Hundert und fünf und fünfzigster Brief.

Ich habe zuletzt gesagt, daß der elende Verfasser, den ich Ihnen bekannt gemacht habe, eigentlich eine moralische Wochenschrift geschrieben hat. Wenigstens ist dieses der Ton, der in dem Werke herrscht. Aber was vor ein Ton? Stellen Sie sich vor, daß ein solcher Mann bey sich denkt: „Ich will z. E. von der Trunkenheit handeln; und zwar so wie die Wochenblätter zu handeln pflegen.“ Ich fange also damit an, daß ich überhaupt sage, die Trunkenheit sey ein schändliches Laster und habe schreckliche Folgen: Dann nehme ich einen Menschen vom niedrigsten Vöbel, und schreibe was der thut, wenn er betrunken ist; so ist ja das Stüd fertig. Den Namen meines Trunkenboldes kann ich allenfals aus dem Menschen und dem Gefälliger nehmen: denn den Verfassern dieser Schriften scheint Gott gleich andern Wämen das Talent gegeben zu haben, jedes Vieh unter den Menschen mit seinem Namen zu belegen.

So denkt ein solcher Mann, und fängt an zu schreiben, denn was ist leichter? Und Verleger finden sich endlich. Dergleichen Schriften gehen ab, denkt der ehrliche Mann. Wenn in meiner Stadt jemand wäre, der dergleichen schreiben wolte oder könnte; so lies ich es wohl drucken. Ich muß doch mit Herr N. reden. Herr N. erhält den Antrag, bittet sich einige dergleichen Schriften von dem Verleger aus; liest sie durch, und macht nun eine schlechtere Copie von schlechten Copien. So vermehren sich unsere Besenblätter ins Unendliche. Gehoben werden sie auch. Die lustigen Namen, die vor den Charakteren stehen, manches Stadtbistörchen, das man errathen kann, manches Bild, das man an seinen Nachbarn sah; und denn die Vortheurungen, die alle diese Herren in der Wette machen, daß sie Freunde der Religion und der Tugend, besonders aber Verehrer des schönen Theils der Schöpfung sind, dem zu liebe sie sogar manches gut gut heißen wolten, wenn es nur diesem Theil nicht

nicht Schaden zubrächte. Alles dieses und  
 hundert dergleichen aus dem Zuschauer in  
 den un rechten Boden verpflanzt. Blümchen  
 verschaffen dergleichen Bächen Leben. So stehet  
 es noch mit dem Geschmack in Deutsch-  
 land aus! Die eine Hälfte will nichts als  
 französische Bücher lesen, und kennt und ver-  
 steht nicht einmal die guten deutschen Bü-  
 cher; vor die andre Hälfte schreiben gedungte  
 Schriftsteller, und zwar schaden die meisten  
 eben den Sitten nicht; aber verderben den  
 Geschmack. Einen Karakter so anzulegen,  
 daß aus Handlungen oder Werken die eigen-  
 thümliche Grundlage beständig hervorschim-  
 mert, man mag ihn wenden wie man will;  
 die Begriffe richtig auseinander zu setzen,  
 ohne ins Pedantische zu fallen; einige Si-  
 tuationen zu erfinden, die nicht schon hundert  
 und tausendmal gebraucht sind, um in den-  
 selben unmerklich Lehren zu ertheilen. Dieses  
 suchen sie — nur nur nicht in unsern Wa-  
 chenblättern. Hier und da giebt es Stücke,  
 welche ein bessers Schicksal verdienen, als

unter den Däffen fast unzählbarer Lände  
 erdrückt zu liegen. Aber mag sie doch ein ande-  
 rer hervorstechen. Sie werden sie; denkt mir,  
 nicht auffuchen; ich auch nicht leicht.

B.

~~XXXXXXXXXXXX~~

Nach-

## Nachschrift.

Ich kann diese drey Briefe des Herrn B. welche seit einigen Posttagen bey mir liegen, ohnwidriglich ohne Nachschrift fortschicken, weil ich im Stande bin, Ihnen den Ueberdruß zu versüssen, den Ihnen der blinde Schriftsteller gemacht haben muß, mit dem Sie unterhalten worden. Es ist ein Lied, dessen Verfasser Sie leicht erkennen werden! Bey welchem andern Verfasser findet man wohl so viel Einbildungskraft mit so vieler Kürze verknüpft! Er muß reich seyn dieser Geist! Wie könnte er sonst so viel Bilder an ein Gedichtgen von wenig Zeilen verschwenden! Unsere andern Dichter wissen besser zu wirthschaften; sie verschwenden nicht so, wie dieser Dichter, die Imagination! Nein, mit einer Wenigkeit wissen sie ganze Bogen von Versen gleichsam vor der Verwesung zu erhalten! Ich erinnere mich, daß als neulich die dänische Jubelode eines gewissen Professors in dem hertigen Gettungen für trefflich, und was dem anhängig ist, ansges-

ben wurde, ein gewisses Frauenzimmer sehr  
naiv fragte: Aber warum ist sie denn so  
lang? — — Doch hier ist das Lied, so wie es  
erhalten habe. Es ist überschrieben.

## Lied der Nymphe Persanteis.

Kolberg den 24sten September 1760.

Er siegt! Mein Verheus siegt! — Ihr From-  
denzähren,  
Erpicht nicht meinen Lobgesang! — —  
O Fluten meines Stroms, erzählt in allen Meeren  
Des Drachen Untergang!

Hier, wo der Belt, mein Kolberg zu vers-  
schonen,  
Mit Dünen seinen Gestad' umzieht,  
Sag ich und sang erpicht den horchenden Er-  
tonen  
Von meinem Drengh' ein Lied.

„Er



„Er schlug das Raubthier jünger, das der best  
schienste

„Ripheus auf mich ausgespien;

„Als ich, verlassen von den Göttern, seine  
Beute

„Anwiederbringlich schien.“

Ich sprach: als ich urplötzlich einen Dra-  
chen

Aus blauer Tiefe steigen sah

Mit funzig aufgerissnen, feuerspendenden Ma-  
chen:

Dhnmächtig lag ich da.

Mein Perseus flog in diesem Augenblicke

Herab von seiner Warte, schwang

Sein glorreich Eisen, hielt den Tod im Meer  
zurück

Dreymal neun Tage lang.

Ha! welche Flammenströme schoß die Hy-  
der

Nach seinem Leben: — Endlich fand

Mein Glehn der Götter Ohr, und Waffen fielen  
nieder,

Da wo mein Gastfreund stand.

So bald ihm Plutons Helm das Haupt ver-  
hüllte,

Ihn Hermes Flügel trug, der Speer  
Der schrecklichen Minerva seine Rechte füllte,  
Stürzt er die Pest ins Meer.

Von meinen Lippen soll sein Lob erschallen,  
Ich feyre dankbar meinen Held,  
So lang in dieses Hafens Arme Segel wallen,  
Vom Ostwind' aufgeschwellt.

Ihm selbst will ich, wann er den Strand be-  
grüßet,  
Auf seine Wege Kalms Kreun  
Und Muscheln: denn mein Fluß ist arm, kein Am-  
bra fließet,  
Kein Goldsand rollt hinein.

Und du, mein Barde, der du vor den  
Ehren  
Von deiner mütterlichen Stadt  
Einst Lieder lalltest, wenn sie, die dich ge-  
boren,  
Noch deine Liebe hat.

So singe meinen Liebling, meinen Retter  
 In jene Laute, die du jüngst  
 Besaitet hast, in welche du den Kampf der  
 Götter-  
 Mit den Titanen singst.

Ich lege Ihnen noch etwas bey, das Ihnen  
 ohnfehlbar eine angenehme halbe Stunde ver-  
 ursachen wird. Es sind zwey Briefe von Gol-  
 lerten und Rabener. Ich sage diese Briefe,  
 werden Ihnen Vergnügen machen. Aber ich  
 bedaure wahrhaftig die Verfasser, daß wider  
 ihren Wissen und Willen dergleichen vertraute  
 Briefe gedruckt werden. Wann der unbedacht-  
 same Herausgeber noch wenigstens so viel Ver-  
 stand gehabt hätte, die Namen der Leute, von  
 denen geredet wird, wegzulassen, oder bloß  
 mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Es  
 ist die grausamste Unbilligkeit, solche Sachen  
 drucken zu lassen, die den Verfasser allerhand  
 Verdrüßlichkeiten zuziehen können. Denn ei-  
 nige Beschreibungen, die in einem vertrauten  
 Briefe sehr am rechten Orte standen, müssen  
 den Verfassern jezt sehr mißfallen, da man sie  
 gedruckt

gedruckt hat. Ich habe es von Herrn Sellen-  
ten selbst gehört, wie unzufrieden er schon  
war, daß sein Brief im Manuscripte herum-  
zugehen anfing; und was Herr Rabener von  
dieser Bekanntmachung denken wird, kann ich  
mir leicht vorstellen! Doch, der Fehler ist  
nun einmal geschehen, und nunmehr nicht zu  
ändern. Also lesen Sie? Das Schicksal des  
Herrn Rabeners wird Ihnen gewiß Thränen  
auspressen. Wahrhaftig, Deutschland ist doch  
das einzige Land, wo ein so grosser Schrift-  
steller alles was er in Vermögen hat, verliere-  
ren kann; ohne daß sich weder das Volk noch  
die Grossen bekümmern, ob er einmal zu es-  
sen habe! O Vaterland! O Schande! Und  
der gelassene Muth, mit dem dieser berühmte  
Mann sein Unglück erträgt, daß er sogar nicht  
einmal seine gewöhnliche Scherzhaftigkeit ver-  
liert, ist er nicht des geringsten Lobes wür-  
dig! O wahrhaftig, die beste Satyre die  
Rabener auf unsere Schriftsteller machen kann,  
die ihre Werke mit solcher väterlichen Zärt-  
lichkeit lieben; ist die kalt sinnige Art mit der  
er

er, von seinen mitverbrannten Schriften  
sagt: Nun verlohne es sich beynahe nicht  
der Mühe daß er sterbe, weil nach seinem  
Tode weiter nichts gedruckt werden könne.  
Leben Sie wohl!

Re.

Bei dem Verleger ist zu haben.

**Vom Tode für das Vaterland, 8.** Berlin Nicolat.  
76 . 8 Gr.

**Lacombe Geschichte der Staats-Veränderungen im  
Russischen Reiche, 8.** Leipzig Breitkopf. 761.  
8 Gr.

**Xenophons Cyropädie oder Geschichte des Cyrus, 8.**  
Rostock Berger. 561. 16 Gr.

**Mischnah der Text des Talmuds, oder Sammlung  
der Aussage der Ältesten, als der Grund des heu-  
tigen pharisäischen Judenthums, mit Anmerkungen  
von J. J. Rabe, 2ter Theil. gr. 4.** Onolzbach  
Posch. 761. 1 Rthlr. 4 Gr.

**Gedanken von ästhetischen Predigten. gr. 8.** Rostock  
Berger. 761. 4 Gr.

**Harlekin oder Vertheidigung des Groteske Komischen.**  
761. 3 Gr.

**Schwedische Anekdoten, 1tes Stück. 8.** Stockholm  
Salvius. 761. 10 Gr.

**Schlözer, A. L. Versuch einer allgemeinen Geschichte  
der Handlung und Seefahrt in den ältesten Zeiten.**  
8. Rostock Koppe. 761. 14 Gr.

# B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

---

XI. Den 9. April. 1761.

---

## Hundert und sechs und funfzigster Brief.

Sie kennen die Ländeleyn des Herrn von Gerstenberg bereits aus der Nachricht die Ihnen unser Freund H. vor zwey Jahren davon ertheilet hat. Kürzlich ist von diesen Gedichten eine neue Ausgabe heraus gekommen, die das verbessert auf dem Titel führet, und wahrhaftig mit grossem Rechte. Es scheint, daß dem Herrn v. G. die Kritik unsers H. zu Gesicht gekommen ist, wenigstens hat er alle getadelte Stellen, und zwar meistens sehr glücklich verbessert.

Ich habe Lust, Sie mit diesen Veränderungen zu unterhalten Freylich, wenn dieser mein Brief, einem frommen schweizerischen Kunstsch

Zweiter Theil. 2 ter

ter in die Hände fiel, so wäre ich verlohren, Sie wissen, diese Herren können durchaus nichts leiden, was nicht moralisch und zwar recht gerade zu, plump moralisch ist. Dem Wiße können sie unmöglich Gnade widerfahren lassen, es müßte dann ein Schriftsteller für sie partheyisch seyn: Alsdann hat es gute Wege mit einem solchen. Aber mit uns andern verdammtten Wüthlingen haben sie noch weit weniger Mitleiden, als mit Gottscheden. Wir besitzen die Unverschämtheit, daß wir unsern eigenen Empfindungen mehr trauen, als den Grillen dieser alten Herren. Wir suchen die Merkmale des Genies, wo wir sie finden, und gähnen bey einer moralischen Predigt, die wir allenfalls selbst hätten besser machen können. Sind wir nicht Reßer!

Aber Sie wissen nun einmal wie Ihre Freunde beschaffen sind. Also will ich Ihnen gern gestehen, daß ich den Herrn v. G. und seine Tändeleyen ungemein bewundere. So feine Gedanken, so sarte Empfindungen, so ungekünstelter Wiß, und das allein bey einem jungen Mann



Wann, der kaum von der Universität entsohnet  
 ist, bey dem man eher Wolken von Schulstaube  
 suchen sollte. Noch mehr, er hat das Herz auch  
 bey einer zweyten Auflage nur vier kleine Bogen  
 zu schreiben. Ist das ein Deutscher? — O ihr  
 Josephs, ihr Parcivals, ihr Abrahams, ihr  
 dicken Bände! Ist das ein Deutscher!

Zwar ich eile zu den Veränderungen meines  
 Dichters. Fürs erste eine andere Zueignungs-  
 schrift und die sehr artig ist, und sich zu dem  
 ganzen Buche vortreflich schicket. Der Verf.  
 nennet sich selbst einen von den Tändeleyn  
 aus dem Gefolge der Venus, und redet drey  
 Fräulein folgendermassen an:

Habt ihr nicht drey Göttinnen gesehn,  
 Maid, und jung, und wie die Liebe, schön?

Ich sah sie dort im Garten gehn,

Und lief hieher, sie noch einmal zu sehn.

Sieh da! seyd ihrs? — So nah bey euch zu stehn,

Und! — Dummkopf! kann ich denn nicht sehn?

Wie reizend seyd ihr, ach! — Ach, Nymphen,  
 kann es seyn,

So gönnt, vor andern Tändeleyn,

Mir haben das Verdienst, euch manchmal zu  
erfreuen?

Ich mag nun nicht zurück nach Paphos. Nein!  
Ihr sollt mir mehr, als Paphos, seyn.

Nun zu den Gedichten selbst, die in dieser  
neuen Auflage auch in einer andern Ordnung  
stehen, als in der ersten.

Das Lied eines Mohnen ist das erste, das  
ich, und zwar zu seinem Vortheile, verändert  
finde. Da Sie die erste Auflage noch haben  
werden, so will ich es Ihnen hersetzen, damit  
Sie es vergleichen können.

Darachna, komm, mein Wunsch, mein Lied?  
Darachna, komm! der Tag entflieht.  
Wo ist sie, sie mein Wunsch, mein Lied?  
Wie kommts, das sie verzieht?

Schwarz ist mein Mädchen, wie die Traube,  
Die durch die Blätter dieser Laube,  
Mit süßem Most beladen, glänzt.  
Süß ist der Mund, wie der Geruch der Blume,  
Die meine Stirn umkränzt.

Du

Du Quell, der sich durch Goldsand schlängelt  
 Raufsch mirs herüber, wo sie ist.

Du rauschend Laub in Ederwäldern,  
 Sag mir es, wo mein Mädchen ist.

Ich harre fühllos, daß der Sand  
 Die Fersen mir verzehrt, und meine Seufzer  
 wecken,

Die Lieger dieses Hayns, die, durch den Durst  
 entbraunt,

Woh mir! mein Blut von ferne lecken.

O Sonne! wenn auch ihr der Tod  
 Aus Hölen oder Wäldern droht!

Wenn eine Schlange sie umflieht,

Ein Crocodill sie hascht, ein Scorpion sie sticht!

Eh tref ein Donner euch! Scheusale! wagt es nicht,

Mein Herz, mein Herz fleucht ihr entgegen:

Ich will an ihre Brust mich legen,

Das kleinste Röcheln spähn, und horchen, wie sie  
 schlägt,

Und forsche, wo der Tod sich regt.

Wie Ambraduft will ich dich, Tod!

Mit jedem Odemzug aus ihren Adern trinken,

Auf ihren matten Busen sinken,

Und mit ihm sterben — süßer Tod!

Es wären zwar hierbey auch allerhand Erinnerungen zu machen, doch will ich davon schweigen; denn was einmal in der ersten Anlage verfehlet worden, pflegt selten zur gänzlichen Vollkommenheit zu gedeihen. Genug, daß dieses Lied jetzt viel schöner ist, und mehr als einen Zug erhalten hat, die es als das Lied eines Nothens characterisiren.

Das folgende Stück: der Priester der Venus, hat der Herr Verf. etwas erweitert. Er hat noch eine Begebenheit hinzugehan, die den Stof zu Eitelwigstette abgegeben hat. Sie ist artig, aber etwas weitläufig erzählt. Es scheint der Herr v. G. hat sich nach dem Geschmacke des Herrn Schmid, dem dieses Stück ungerignet ist, bequemen wollen; dann dieser Dichter (er hat allerhand hexametrische Gedichte geschrieben) erzählt herzlich langweilig.

In dem Kennzeichen der Untreue hat der Verf. das Bärtchen weggelassen, und dafür hat er dieses Stück folgendermassen geendiget:

„Nicht

„Nicht lange, so kam Amor lächelnd  
 „wieder zurück, von fünfzig Liebesgöttern be-  
 „gleitet, die eine schwere Last durch den  
 „Olymp trugen.

„An jedem Gipfel reichten zehn  
 „Und an der Mitte reichten zehn,  
 „Und alle — lustig wars zu sehn —  
 „Verirrten sich in dieses Dinges Falten,  
 „Und schrien, sie würden es nicht halten.

„Es war der Gürtel der Venus, leicht wie ein  
 „Seidengewebe. Hier! sprach Amor, ich will  
 „dein Mädchen schön bilden, wie die Unsterb-  
 „lichen sind.

„Kein Mädchen soll ihr auf der Erden  
 „Je gleich gewesen seyn noch werden.  
 „Aus diesem Gürtel schenkt ich ihr —  
 „(Denn dazu lieb' ihr Venus mir)  
 „Der Seele schönsten Sitz, die schönsten Augen-  
     lieder,  
 „In ihnen Majestät, Gefühl,  
 „Vertraulichkeit und Scherz und Spiel.  
 „Ihr Auge blicke sanft auf deine Flammen  
     nieder;

„Nicht Argwohn, Mißthät, Ungeflüm,  
 „Die süße Freude blüht aus ihm.  
 „Schamhaftigkeit soll auf den Wangen,  
 „Und Edelmutb soll auf der Stirne prangen. —

„Höre auf, unterbrach ich ihn, mir die Schön-  
 „heiten des Gürtels zu zeigen. Mein Mädchen  
 „besitzt sie alle, ob sie gleich nicht unsterblich ist. —  
 „Aber was ist das da, das wie ein Gott unter  
 „den Schönheiten hervorstrahlt? — Es ist das  
 „hulerische Gelächter, antwortete der Gott,  
 „welches die Königin von Enshera annahm,  
 „als Mars sie dem Mulciber täuschen half. —  
 „Daß, das gieb meiner Chloe: aber nur als ein  
 „Merkmal wenn sie mit untreu ist. Ich will es  
 „mitnehmen und ihr zeigen, damit sie sich vor  
 „der Untreue fürchte.“

Aus dem verliebten Wunsche sind zwey  
 Stücke entstanden, nemlich: das Lob der Treue  
 und die Silphide. Die Ursach können Sie  
 leicht errathen. Man hatte daran die Vermis-  
 chung des Götter- und Sylphen-systems getadelt.  
 Der Verf. hat also für jedes System ein Stück  
 gemacht.

gemacht. An der Sylphide ist nun nichts auszufehen; aber bey'm Lobe der Treue ist der Verf. aus einem Fehler in den andern verfallen. Der Inhalt ist ohngefehr: Der Verf. nebst seiner Doris sehen den Amor mit der Psyche scherzen. Doris raubt dem Amor seinen Köcher und Bogen und eilet ins Gebüſche, Psyche und der V. gehen nach:

„Da ſahen wir den Amor wie er die zitternde Doris zurückhielt, und ſie zur Liebe bereden wollte:

„Du ſollſt der Königin der Schönen  
 „Unſterblich wie Cythere ſeyn,  
 „Ein prieſterliches Chor von Schönen  
 „Soll dir im Tempel Weibrauch ſtreun,  
 „Soll dir in Lydiſchweichen Länen  
 „Manch ehrerbietig Loblied weihn.  
 „Dich ſoll die Harmonie der Sphären  
 „Dich ſoll Parnaffus Hymnen ehren,  
 „Dein Trunk ſoll edler Götterweihn  
 „Ambroſia deine Speiſe ſeyn.

„Lieber Amor, sprach die Theure, drücke  
 „meine Hände nicht so: Laß mich, laß Amor!  
 „Ach wo ist mein Geliebter! Da ist er! da  
 „ist er! — und mit schneller neubelebter  
 „Gewalt wickelte sie sich aus seiner Hand  
 „los. Eifrig sprang ich hinzu, umfasste sie  
 „mit zärtlichen Armen, drückte sie an mein  
 „Herz. — Laß uns ferner die Glück-  
 „seligkeit der Götter nicht beneiden! rief ich  
 „und mit stolzer Verachtung verließen wir  
 „Glückliche den Amor und seine Psyche;  
 „denn was sind selbst Götterküsse ohne  
 „Trene.“

Die Geliebte wickelte sich aus der  
 Hand des Amors los. — Mit Ver-  
 achtung verließen wir Glückliche den  
 Amor. Man sollte denken, daß hier von  
 Tanten geredet würde, die der Liebe entfaget  
 hätten; gleichwohl waren sie mehr als je-  
 mals verliebt. Die gar zu bekannte Alle-  
 gorie, vermöge welcher Amor die Liebe an-  
 zeigt, macht hier eine Verwirrung, welche  
 hätte



hätte. Können vermieden werden, wenn der Herr Verf. an statt des Amors einen andern Gott zu diesem Auftritte ausgesuchet hätte.

Auch den kleinen getadelten Fehler in dem Stück Chloen hat der Herr v. G. sehr gut verbessert. Aus dem Gedichte Paphos hat er gerade was das schönste war, weggelassen, und nur ein paar Strophen beibehalten, die er jetzt die Kundschafter der Venus betitelt. Aber die Nymphe Dianens ist ganz neu, und beynahe würdig den schönsten Stücken in dieser Sammlung, an die Seite gesetzt zu werden. Es verdient, daß ich es Ihnen ganz mittheile. Hier ist es.

„Ich ging einsam durch die Schatten des  
 „italischen Hayns, den Lustwald der Dia-  
 „ne, die hier oft das erschrockene Wild ver-  
 „folgt, und es auch ist verfolgt. In wei-  
 „ter Ferne tönten die frohen Jagdhörner  
 „dumpfigt zu mir herüber; und schnell sah  
 „ich

„ich vor mir auf spitzigen Klippen eine der  
 „Nymphen hinter einer Gemse daher flie-  
 „gen; ist, von ihrem Pfeile begleitet,  
 „stürzte es hinab in die Thäler zu meinen  
 „Füssen, das blutende stolze Thier, und auch  
 „die Nymphe stand vor mir da.

Wild schoß ihr reizend Aug umher,  
 Sah den erlegten Raub nicht mehr,  
 Sah mich nur! ihre Haare flogen  
 Am Hals und Stirn und Brust; sie stand  
 So ernst, wie Juno, da! in ihrer rechten  
 Hand  
 Schwung sie den kühnen Pfeil; die linke trug  
 den Bogen.

„Ich zitterte, da ich die schöne Grausame  
 „sah, und blickte furchtsam nieder: denn  
 „ich fürchtete sie durch ein freyes Auge zu  
 „beleidigen, so lange ich den Pfeil in ihrer  
 „Hand wahrnahm. Endlich rebete ich sie  
 „an:

„an: Zürne nicht, schönste Nymphe, daß ich  
 „so schüchtern da stehe. Ich Unerfahrer  
 „bin aus den Staaten der Göttinn Cy-  
 „there, und habe nie ein drohendes Mäd-  
 „chen-Auge, noch Bogen und Pfeile in der  
 „Hand einer Schönen gesehen. Bey uns  
 „führt nie eine Schöne; oder wenn sie  
 „führt

„So ist ein Frühlingstag, der durch ein Wöl-  
 chen lacht;

„Ihr Mund, zum Kuß so sanft gemacht,  
 „Weis nur zu seuffzen, nicht zu dräuen,  
 „Und droht er ja, es plötzlich zu bereuen.

„Daher sind keine Mädchen glücklicher, als  
 „die Mädchen der Göttin Cythere. Es ist  
 „unglaublich, schöne Nymphe, was für  
 „Freude der Kuß eines Jünglings in ihrem  
 „Busen erweckt.

„Nimm auf der Welt mir eine Lust:

„Durch Küsse laubr' ich sie in eine schöne Brust.

„Deine

„Deine Brust ist unvergleichlich, o Nymphe! — Ich sprach, und gleich lächelte die furchtbare Nymphe: ein Seufzer hob ihre schöne Brust; sanft drohte sie, und bereuete plötzlich den drohenden Blick. „Küsse mich auch, Jüngling, sagte sie, indem sie sich unter einer Fichte fohete; und ich küßte sie, und drückte sie an meinen Busen. Ach, rief sie, Jüngling! Jüngling! nie habe ich solche Wonne geföhlt. „Noch einen Kuß! noch stranzig, noch hundert Küsse! — Nimm mich mit dir in deine Grotte, sprach ich, du sollst unaussprechliche Wonne fühlen. — Ich darf es nicht wagen, lieber Jüngling! Diana wird jähnen. — Ich sah furchtsam auf, und gleich kam Diana. Wer ist dieser Jüngling, rief die trokige Göttin? Es ist Amor, antwortete die schlaue Nymphe: ich habe ihn hier gefangen, als er müthwillig hinter dem Walde jagte. Seine Flügel habe ich ihm abgeschnitten, und seinen Köcher ins Meer geworfen: soll ich ihn

„ihn vom Felsen ins Meer stürzen? —  
 „Nein, sprach die Göttinn, nimm ihn mit  
 „in deine Grotte, und binde ihn; wenn ich  
 „diesen Abend von der Jagd zurück komme,  
 „so will ich ihn seiner Mutter zuschicken,  
 „daß er die Nymphen nicht verwunde. Sie  
 „sprachs, und verließ uns — gütige leicht-  
 „gläubige Göttinn!

„Am Abend ist gewiß Götter Eurychor entflohn:  
 „Denn wer ist listiger, als Venus wilder Sohn.

„Nun aber weiß ich, daß die Nymphe oft-  
 „mals an den Buchen umherschleichen wird,  
 „um mich auf Befehl der Göttinn zu ha-  
 „schen; und wenn sie mich dann überrascht  
 „hat, welch Unglück! so werd ich ihr stets  
 „am Abend wieder entflohen seyn. — Aber,  
 „ihr, ihr Liebesgötter, richtet Tropäen dem  
 „mächtigen Sieger auf, der eine von Dia-  
 „neus Nymphen beywang!“

Das heißt abgeschrieben! aber es gereuet  
 mich doch nicht. Nicht wahr, Sie auch  
 nicht!

nicht! Sie wünschen ohnfehlbar mit mir,  
daß der Herr v. G. mit fernern Herausgeben  
langsam eilen möge; so wird ihn auch noch  
die Nachwelt den besten Schriftstellern Deutsch-  
landes beygefallen.

Re.

# B r i e f e,

Die neueste Litteratur betreffend.

---

XII. Den 16. April 1761.

---

## Hundert- und sieben und funfzigster Brief.

Freylieh muß ein kritischer Schriftsteller philosophiren, wenn er nicht so gemächlich, als ein St. Maard, bloß seine Empfindungen aufzeichnen will. Muß er aber deswegen die philosophische Mienen affectiren? muß er seine glatte Stirne mit Gleis in Falten legen, damit man glaube sie sey für Nachdenken rüchlicht geworden? Man lobt und bewundert einen Baumgarten mit Recht, daß er die logikalische Strenge und Genauigkeit in seinen ästhetischen Untersuchungen beybehalten, und am üppigen Hofe der Einbildungskraft selbst, dem Weltweisen nicht verläugnet hat. Dieser Weltweise behandelte die Aesthetik als einen Theil der allgemeinen Logik; daher mußte er den Ursprung der schönen Gedanken, die in Verborgenen gebildet werden, auf alle ihren geheimnißvollen Wege nachspühren. Seine Vernunft besucht die Schauspiele des Wises und der Einbildungskraft, wie Socrates das Theater, nicht sowohl sich zu vergnügen, als um über die Natur der Vergnügungen Betrachtungen anzustellen. Jetzt, da wir eine  
Zweiter Theil. W Logik

Logik der schönen Wissenschaften haben, liegt es dem jeden kritischen Schriftsteller freylich ob, nach dem Tode dieser Logik zu denken, und seine Gedanken zu prüfen. Die Philosophie muß in allen seinen Gedanken durchschimmern, und den streckbaren Boden zeigen, aus welchen die Gedanken hervor kommen. Wer aber mit Verhöhnung prahlt, und seine flüchtige Ansehung mit Logik bedeckt, wer so gar sonst maßlos schreiet, und nur hier und da ein metaphysisches Dunkel über seine gemeinen Gedanken streuet, um sich ein Maß zu geben, der mißbraucht die Worte, wenn er seine Art zu schreiben, philosophisch nennt.

Ich kann den Herrn Curmus nicht ganz von dieser Beschuldigung freisprechen. Ich lese seine Abhandlung von Gleichnissen und Metaphern, die in der ganzen Sammlung noch das Prekürwürtheste ist. Er redet von der Ordnung, die der Poet zu beobachten hat, wenn er an eine Stelle verschiedene Gleichnisse anbringen will. Die Regel ist sehr natürlich, daß die Gleichnisse vorangehen, und die Bilder folgen müssen. Damit der Eindruck nach und nach an Lebhaftigkeit zunehme. Wenn der Gedanke ist zu gemein, und muß aufgeführt werden. „Ich will annehmen,“ sagt Herr C. es sollen zu Erläuterung eines Satzes vier Gleichnisse auf einander folgen. O hat eine große äußerliche Klarheit; P ist noch klarer; Q ist nicht so klar als O, und R nicht so klar als Q. Hier ist die Folge dieser Gleichnisse, nach den Gesetzen der poetischen Ordnung. und O, P, Q, R, oder auf einige andere Weise, fordern R, Q, O, P. u. s. w. „Soll ich diesen“



dem furchterlichen Q, R, O, P. u. f. w. sagt Herr C. weiter nichts, als daß das Lebhaftere allezeit auf dem mindern Lebhaften folgen müsse. — Fast ein gleiches Spiel treibt er mit seinem A, B und C, womit er die Haupttheile eines Gleichnisses bezeichnet. In dem Hallerschen Vers

Ich will ein Swifta, ein Hobbes werden,

ist Haller A, Swift und Hobbes B, die Verfolgung falscher Tugenden, aber C, u. f. w. —

Oft giebt sich Hr. C. nur gar zu sehr bloß, daß ihm die Gründlichkeit, die er affectiret, nicht natürlich sey. Lesen Sie z. B. den 12ten §, dessen Anfang sich in den Wolken der Ideen versteigt. Herr C. will erklären, was intensive und extensive Klarheit sey. „Eine Sache, spricht er, ist innerlich klar, wenn ich die Kennzeichen derselben einzeln deutlich angeben kann (Claritas intensiva).“ Eine äußerliche Klarheit entsteht, „wenn die Kennzeichen einer Sache auf einmal undeutlich darge stellt werden, (Claritas extensiva).“ Begreifen Sie, was Hr. C. hiermit sagen will? Wie es scheint, so glaubet er, ein Begriff könne entweder extensive, oder intensive klar seyn. Wie man mir aber diese Begriffe erklärt hat: so kommt einem jeden klaren Begriffe sowohl extensive, als intensive Klarheit zu; so wie man einer jeden Erleuchtung sowohl Stärke, als Ausbreitung zuschreibet. Aber so wie ein Licht ausgebreiteter, und das andere stärker seyn kann, wie z. E. der Mondschein und der brennende Vesuv; eben also können wir uns in einem Begriffe eine größere Anzahl von Merkmalen in einem andern die Merkmale klarer vorstellen. Durch die

M 2

Menge

Frage der Merkmale wird *claritas extensiva*  
 und durch die Klarheit der Merkmale wird *claritas intensiva* bestimmt. Herr L. kann also nicht  
 sagen: eine Sache ist innerlich klar, wenn  
 ich die Kennzeichen derselben einzeln deutlich  
 angeben kann; sondern, wenn er ja Subtilität  
 haben will; so werde er sie wenigstens richtiger  
 aus: Ein Begriff erlangt ein stärkeres Licht,  
 wird intensiver klarer, je klarer, deutlicher,  
 vollständiger und ausführlicher wir seine  
 Merkmale wahrnehmen. Noch weit unrichtiger  
 ist die folgende Erklärung. „Eine äußerliche  
 Klarheit entsteht, wenn die Kennzei-  
 chen einer Sache auf einmal undeutlich  
 vorgestellt werden.“ Hätte Herr L. nicht  
 die lateinischen Worte *claritas extensiva* zwischen  
 Klammern eingeschaltet, so hätte vielleicht niemand  
 errathen, was er mit dieser Erklärung sagen will.  
 Aber so merkt man noch mehr, daß es heißen soll:  
 Die verbreitete oder ausgedehnte Klarheit eines  
 Begriffs besteht in der Menge der Merks-  
 male die wir an einer Sache wahrnehmen.  
 Nun lesen Sie weiter! „Die äußerliche Klarheit  
 gründet sich auf die bloße Erkenntnis der Sinnen  
 (merken Sie sich das!) und bestimmt die Voll-  
 kommenheit eines Gedichts, deren Grad man,  
 nach den Stufen der darinn befindlichen äußerli-  
 chen Klarheit, abmisset.“ (Herr L. kennet also  
 kein anderes Maß zur Vollkommenheit eines  
 Gedichts, als die äußerliche Klarheit, die er  
 noch dazu, sich auf die bloße Erkenntnis der  
 Sinnen gründet hat), indem ein Gedicht eine  
 vollkommene sprachliche Rede ist.“ Da haben  
 wir!

Nur! Herr C. hält eine sinnliche Erkenntniß, für eine bloße Erkenntniß der Sinne, und beweiset daher in bester Form, daß die äußerliche Klarheit, die sich auf die bloße Erkenntniß der Sinne gründet, auch die Vollkommenheit einer sinnlichen Rede bestimmen muß.

Auf einer andern Stelle setzt Hr. C. eine Regel fest, nach welcher die Richtigkeit der Gleichnisse beurtheilt werden soll. „Wenn beyde Sätze (die verglichen werden sollen) unter einer gemeinen und nahen Art (*Species proxima*) begriffen werden; so ist das Gleichniß richtig; kommen beyde Sätze aber nur in einer entfernten Art oder Geschlecht überein, so ist das Gleichniß falsch; undem alsdann die darunter begriffene Arten so zahlreich seyn, und die Unterschiede ihrer Bestimmungen so weit von einander abgehen können, daß man die Ähnlichkeit mit Mühe entdecken, und noch weniger im Stande seyn würde, die ausgeschlossenen Vergleichungsstücke, bey einer Verdeckung zu finden.“ Diesen Gedanken erläutert Herr C. durch Beispiele. Er führet aber nur solche Beispiele an, die ihm günstig scheinen, und verschweigt unzählich andere, die ihm widerlegen. Wenn dieses Gesetz allgemein wäre: so müßten die Sätze, die poetisch verglichen werden können, in allen wesentlichen Stücken, die das Wesen der nächsten Art ausmachen, übereinkommen; und nur in einer einzigen Bestimmung von einander abgehen. Nimmt man diese Bestimmung in ihrer Unterart hinweg; so müssen sie beyde vollkommen ähnlich seyn. Wer kann aber die poetischen

poetischen Gleichniß so einschränken? Corydon  
singt beym Virgil:

O formose puer, nimium ne crede colori;  
Alba ligustra cadum, vaginam nigra leguntur.

Kann man wohl sagen, daß der schöne Alexia  
und eine weiße Blume in einer specie proxima  
gehören? Der Griechische sagt der Uebersetzer  
der Psalmen:

Er grünet, wie am Bach ein Baum  
Von seinem Tregen schwellt,

Wo ist hier die species proxima? Ich finde nichts  
als eine Ähnlichkeit zwischen dem Gluckstand ei-  
nes Gottesfürchtigen, und dem guten Zustand  
eines Baums, der am Bache liebet. — Doch  
wozu dienen alle diese Vergleich? Es ist offenbar,  
daß sich Hr. C. nur unrichtig ausdrückt. Er hat  
sagen wollen: dasjenige, worin die beyden Ver-  
gleichungssätze übereinkommen sollen, kann in ei-  
nem jeden verschiedentlich bestimmt seyn, aber die  
Verschiedenheit der Bestimmungen muß die Ähn-  
lichkeit nicht verdunkeln. So ist z. B. das Grün-  
nen eines Baums und der Wohlstand eines Men-  
schen nicht einerley; allein die Ähnlichkeit leuchtet  
in die Augen, denn beyde sind vollkommene Zu-  
stände; jenes einer Pflanze, und dieser des Men-  
schen. Auf eine gleiche Weise mögen die alba li-  
gustra wohl nicht völlig so ausgesehen haben, wie  
Alexis; allein beyder Schönheit war doch nur  
äußerliche Farbe, und Corydon wollte nur den  
Satz beweisen: Nimium ne crede colori. —  
Hätte Herr C. seine Regel so eingeschränkt; so  
wäre sie freylich nichts Neues, aber doch richtig  
gewes.



gegeben. — Zum dritten steht die Regel  
allgemein: *Caveantur Metaphoræ dissimiles; quia-  
rum ipsarum compositionis tertium notabiliter  
differt in termino & subjecto assimilationis. Et  
ita, i.e. a longinqua similitudine ductæ.*

In übrigen enthält der theoretische Theil dieser  
Abhandlung des Herrn C. einige sehr nützliche  
Gedanken, die eine würdige Uebersetzung verdien-  
et hatten. Wenn der Verf. die erste Hand dar-  
an legen wollte; so könnte der Nutzen vielleicht gut  
werden. Doch sage ich dieses nur von dem theo-  
retischen Theile der Abhandlung. Die Gedanken  
des Herrn C. aber, die er über den praktischen  
Gebrauch der Gleichnisse in den verschiedenen  
Dichtungsarten, hinzusetzt, sind in unserm Lande,  
so leicht möchte ich fast sagen, daß sie keiner Ver-  
besserung fähig sind. Ich will Ihnen einige Pro-  
ben hersetzen. §. 21. handelt von dem Gebrauche  
der Gleichnisse in den Lustspielen. „Eine Comö-  
die, sagt Herr C. ist eine Nachahmung einer  
„niedrigen moralischen Handlung, welche durch  
„redende Personen vorjestellet wird. In einer  
„Comödie kommen also nur Handlungen des ge-  
„meinen Lebens vor; und da der Prinz in solchen  
„Fallen sich nicht viel anders, als der Bürger  
„ausdrückt, und sich nicht ausschließlich nur weit ge-  
„richte Gleichnisse bemühet; so muß ein Dichter  
„in der Comödie gleiche Vorsicht anwenden, und  
„sich hüten, daß seine redende Personen keine all-  
„zu gelehrte Rede machen.“ Denn da! das war  
alles, was Herr C. von dem Gebrauche der

M 4

Gleich-

Gleichnisse in den Comödien zu sagen wollte. Die Prioren reden fast wie die Liryer, darum müssen sie keine allumkehrte Mene machen. — Die Tragödie wird S. 22 eben so kahl abgefertigt. Doch nirgend ward ich so sehr betrogen, als bey Gelegenheit der Ode. Hier, dachte ich, wird Herr C. von dem Unterschied der griechischen, römischen, und orientalischen Oden handeln. Er wird zeigen, warum die vorzüglichste Ode mehr ausgeführte Gleichnisse vertritt, als die rindarische, und diese mehr als die dardische, und auch eben dem eben Grunde erkennen, warum der bestliche Dichter an Kühnheit der Metaphern jene weit hinter sich läßt. Er wird ferner zeigen, wie der Odenmacher von einem Gleichniß in das andere übergeht, und wenn er sich denn von seinem Gegenstande zu sehr entfernt hat, plötzlich abbricht. Er wird ferner auseinander setzen, in welchem Falle es dem Dichter erlaubt ist, von dem Gleichniße zurück zu kehren und den Jaden seiner Empfindungen wieder zu ergreifen, oder wo sein Fieber mitten in dem Gleichniße wie ein Blitz verchreiden muß. — Alina, wie erschreckt ich, als ich statt dieser schmeichelnden Versicherungen, folgenden armseligen & leeren mußte! „In einem so erhabenen, und heiligen Gedichte, als die Ode seyn soll, ist der Dichter in einer beständigen Bewegung und Entzückung, die ihm keinen Raum zu weitgesuchten und überflüssigen Gleichnissen verstatet, hingegen sich auch nicht mit einer schülerischen Eoreicht um die allumgenannte Ähnlichkeit der wirklich angebrachten Veraleichungen bekümmert, weil die Kühnheit des Gedichts,

„Gedicht, und der hohe Geist der Ode, auch die Kühnheit der Gleichnisse entschuldiget.“ Als wenn jeder andere Dichter Raum genug hätte, weitgesuchte und überflüssige Gleichnisse anzubringen, oder genöthiget wäre, sich um die allzugenaue Ueblichkeit seiner Vergleichen mit einer schülerischen Sorgfalt zu bekümmern? — Und die schöne Entschuldigung! der Ode ist es erlaubt, in Vergleichungen lähn zu seyn, weil die Ode ein kühnes Gedicht ist.

Herr C. beschließt mit dem Lehrgedichte. „Ein Lehrgedichte, spricht er, ist nicht für den niedern Pöbel (ich möchte wissen, welches Gedicht denn wohl für den niedern Pöbel ist), sondern für Leute geschrieben, die Verstand und Erkenntniß haben.“ Der Dichter kann also hier seine Kräfte ausbieten, den Vortrag der sittlichen und oft trockenen Wahrheiten mit den ausserordentlichen Gleichnissen zu beleben. „Sind! laß Sie uns doch sehen, mit welchen ausserordentlichen Gleichnissen Herr C. selbst, die sittlichen und oft trockenen Wahrheiten in seinen Lehrgedichten belebt.“ Hier fällt so gleich in seinem Lehrgedichte von dem Schicksale der Dichtkunst eine Seite auf, die mit Gleichnissen genug ausgezieret ist. Wir wollen lesen!

Wie des Elektr's feuriger Gang, so bald sich erhebt,  
 Dem ~~Wesen~~ an der <sup>Hande rührt,</sup> Candel gleich, in dem entfernten Vorwurf schweifet;  
 M 5 G

Es schnell micht sich die Doretrene mit der gelehr-  
ren Überfluth,  
Der Kaiser spielt des Sprechens Länd; des Krieges  
muß Verassel ruhe.

Merken Sie hier den unangereimten Zirkel! die  
schnelle Ausbreitung des Geschmacks, als eine  
abstrakte psychologische Erscheinung, wird durch  
ein physikalisches Phänomen aufgewitert und  
sinnlicher gemacht,

Wie des Elektrs feuriger Gang u. s. w.

Aber dieses physikalische Phänomen selbst nimmt  
keine Zuflucht wieder zu einem psychologischen,

Dem Denken an der Schnelle gleich.

Das einzige unbrauchbare Vergleichungsmittel ist  
hier die Geschwindigkeit, und dieses ist in dem  
Vergleichungsfaße selbst noch nicht bestimmt ge-  
nug, und muß abermals verglichen werden. —  
Es guterlesen ist der Stof des Gleichnisses, an  
die höchstende Ungleichung nicht einmal zu gedan-  
ken. Weiter!

Wie an Krozens krummen Strand der Massaget  
den Perser fliehet.

Und mit verstellter Furcht den Reind in die verborgne  
Nere nehet.

Dann plötzlich, mit gewandter Stirne, ihm Blic  
und Schlag entgegen trägt,

Und ihn, durch Sicherheit entkräft, mit jähem  
Feur; zu Boden legt;

Es war die Barbaren auch nur mit halbgeschlosse-  
nen Aug entchlaffen,

Es reißt sich aus des Schlummers Arm, u. s. w.

Vortrefflich! So wie der Massaget fliehet, so  
war die Barbaren mit halbgeschlossenen Aug ent-  
schlafen,



Abschlafen, und so wie der Massaget sich plötzlich wendet, so reißt sich die Barbarey aus des Schlummers Arm. Nach der Zergliederung, die Herr C. der Kunststrichter, vorschreibt, ist die Barbarey A, der Massaget B, und C, oder das tertium comparationis wird sich auch wohl finden, wenn man nur fliehen und entschlafen auf ihre nächste Art zurück führt. — Doch Sie müssen mehr Gleichnisse lesen! Hier ist noch ein physikalisches! — Die Barbarey hat eine Zeitlang geherrscht, aber die Muse läßt sich wieder sehen;

Wie Guertel mit strengen Bunde die Luft aus dicht-  
ten Körpern zwingt,  
Dann jene um die Zaubergläser mit tausenden Ge-  
töse ringt,  
Doch plötzlich mit gedrungnen Strom, wenn sich  
der Widerstand verliehret,  
Die vor verlassnen Hölen füllt, und fremde Lüfte  
mit sich führet;  
So, nahm mit gleicher Kraft bewafnet, die Muse  
ihren ersten Sitz.

Auch eins aus der Naturgeschichte;

So wie das Kind der kühlen Schatten, die Nacht  
viole, Blüthe treibt,  
Wenn sie bey Sonnenfinsternissen die wahre Nacht  
zu fühlen glaubt,  
Doch wenn des Mondes Schatten nicht dem Strom  
das Licht den Durchfluß wehret,  
Erschrocken Blatt und Knospe schließt, und ihre  
Blüthe in sich kehret;  
So athmet in betrognen Dichtern, theils Weisens  
niederträchtger Geist,  
Da andre den geborgten Schimmer, zu Lobens-  
steins Altären reißt;

Doch

Doch wenn der Masse wahres Bild mit ungeschmück-  
ten Tug sich zeigt,  
Fällt Schwall und falscher Witz dahin, des Dorfs  
gemeiner Ausdruck schweiget.

Herr C. ist an gelehrten Gleichnissen unerschöpflich.  
Ich schlage sein Lehrgedicht vom Zustande der  
Seelen nach dem Tode auf, und finde schon  
wieder eines aus der Naturgeschichte:

So wie, mit aufgeräumter Stirn, ein Mann vom  
heissen Uferstrande  
Des überfrorenen Meeres lacht u. s. w.  
So zweifelnd sehn zuerst die Sinnen der Seelen  
geistig Wesen an.

Dieser Dichter thut weite Reisen um seine  
Gleichnisse. Eines holt er von Araxes krum-  
men Strand, das andere vom heissen Ufer-  
strande her. Lobnet es wohl die Mühe, eine  
Absurdität so weit herzuholen?

D.

Ende des neunten Theils.



